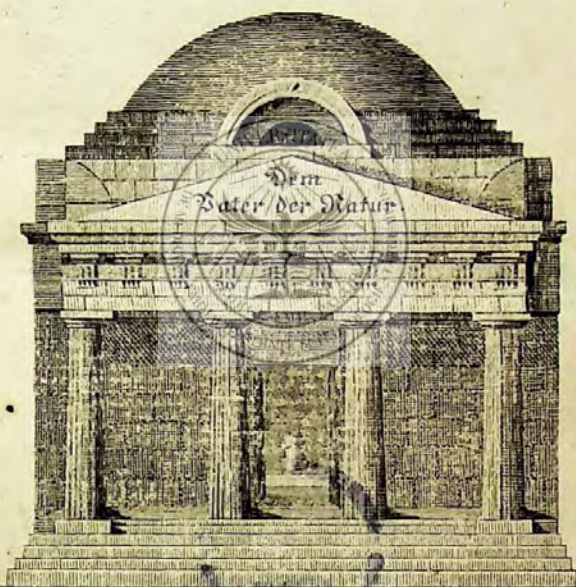


82  
Unterhaltungen  
aus der  
Naturgeschichte.



Der Säugethiere erster Theil.

Zwente völlig umgearbeitete sehr vermehrte Ausgabe.

Neue Ausgabe  
Augsburg 1834.

In J. K. Schloßers Buch und Kunsthandlung.

## Einleitung.

### Vom Thierreiche überhaupt und von den Säugethieren insbesondere.

In der ganzen sichtbaren Welt, die ein gütiger Schöpfer dem Menschen zu seiner irdischen Wohnung angewiesen hat, möchte wohl das Thierreich seine Aufmerksamkeit, seinen Untersuchungsgeist ungleich mehr, als die beyden andern, fesseln. Zwar erkennt er die merkwürdige Bildung der Gebirge, die Wunder der Krystallisationen und die tausendfache Mannigfaltigkeit der Stufen nicht im geringsten; er sieht mit freudiger Bewunderung die bunten Kelche der Blumen, athmet mit Entzücken ihre Wohlgerüche ein, genießt mit dankbarem Aufsehen zu Dem, der alle seine Geschöpfe nährt, die mannigfaltige Nahrung, die ihm das Pflanzenreich darbietet; aber dennoch verweilt sein Blick weit länger auf den Thieren, in deren Bau und Webarten er so viel Ähnlichkeit mit sich selbst entdeckt, und sie gewähren ihm durch die willkürlichen Bewegungen, die sie machen, unendlich mehr Unterhaltung, als der Diamant mit allen seinen Spielungen, die Zulpe mit ihrem reizenden Farbenschmelz ihm nie geben kann. Denn wenn er auch den schönsten Stein, die herrlichste Blume eine Zeitlang genau beobachtet, wenn er ihre Form, ihre Eigenschaften einmal erforscht hat; so sind sie nicht mehr fähig, neue Ideen in ihm zu erregen; sie bleiben sich immer gleich, die anhaltendste Beobachtung zeigt ihm keine neuen Erscheinungen, und selbst das, was wir Pflanzenleben nennen, durchläuft einen und denselben Kreis. Ganz anders verhält sich mit den Thieren. Mögen sie auch, wie das bey einigen gewiß der Fall ist, weit weniger Reiz für unser Auge haben, als ein lieblich spielender Opal oder eine tausendblättrige Rose! so ist dagegen ihre Bewegung, ihr Instinct, ihr thierisches Leben, ihre vielseitige Brauchbarkeit ein unerschöpflicher Stoff der Beobachtung und Unterhaltung; unaufhörlich veranlassen sie neue Entdecke, neue Vorstellungen und Gedankenreihen, ohne daß wir nöthig haben, unsre Denkkraft anzustrengen, und der Säugethiere. I.



KÖNYVE  
GÖTTLICHEN BÉLDI ZSÜZSÉLVÁNYA

einfachste Wurm kann uns weit länger beschäftigen und unterhalten, als die prächtigste Palme. Schon in dieser Rücksicht hat das Thierreich für uns ein weit größeres Interesse, als die andern Reiche der Natur, und es ist daher leicht zu erklären, warum die reichste Landschaft, sie mag nun wirklich oder bloß durch den Zauber des Pinsels vor uns liegen, uns nie ganz Genüge thut, wenn alles todt in ihr ist, wenn keine Spur von Leben und Bewegung sich in ihr entdecken läßt. Aber noch weit wichtiger wird uns das Thierreich durch den kunstreichen Bau seiner Mitglieder, durch die Kräfte, die sie verrathen, die Veränderungen, die in ihnen vorgehen, das unsichtbare, geheimnißvolle Wesen, das sie besetzt, und ihre unverkennbare Verwandtschaft mit uns selbst. Denn wie gerecht auch unsre Bewunderung jener noch unerforschten Kräfte, die die Krystallisationen bilden, seyn, und wie sehr auch der Bau einer Pflanze und die Perioden, die sie bis zu ihrer Auflösung und Zerstörung durchläuft, unsre Aufmerksamkeit verdienen möchten; so ist doch der Bau eines Thieres viel kunstreicher, seine Kräfte sind ungleich zusammengesetzter und mannigfaltiger, weit größere, überraschendere Veränderungen gehen mit ihm vor, und seine Instincte und Kunsttriebe gewähren uns das anziehendste Schauspiel, das sich denken läßt, mit immer neuer Abwechslung. Am allermeisten aber muß das Thierreich, unter allen Reichen der Natur, unsre Aufmerksamkeit fesseln durch die vielerley Verhältnisse, in denen es mit uns steht, und seinen großen Einfluß auf unser Glück und unsern Wohlstand. Wie viele Bedürfnisse müßten wir nicht, ohne den Dienst der Thiere, unbefriedigt lassen! Wie viele Bequemlichkeiten verdanken wir ihnen nicht! In wie Vielem sind nicht die Thiere des Menschen Freunde, Wohlthäter, Lehrer geworden! Werfen wir auch nur einige flüchtigen Blicke auf die Wichtigkeit des Thierreichs in Absicht seines Einflusses auf Wohl und Wehe des Menschen, so wird uns der Vorzug, den wir ihm vor andern Reichen einzuräumen, unmöglich befremden können. Was wäre der Mensch ohne seine Hausthiere? Wie viel tragen sie nicht zur Blüthe und innern Stärke der Staaten, wie zum Glück der Familien bey? Wie innig ist nicht der Wohlstand des Landmannes, dieses so ehrwürdigen Mitglieds der menschlichen Gesellschaft, mit dem Zustande seiner Heerden verbunden! Welche Menschenleeren Wüsteneien würden nicht, ohne den Dienst der Thiere, die Gegenden seyn, die jetzt durch den Reichthum ihrer Pro-

ducte uns entzücken! Und welche Ansprüche haben nicht die Thiere auf unsern Dank selbst in Absicht der Veredlung und Vermehrfaltung dessen, was uns das Pflanzenreich liefert! Wie viel tragen sie nicht zu unsrer Nahrung, Wohnung und Kleidung bey! Eine reichere Ausbeute, als Perus Goldgruben, gab Holland und der Schweiz ihre Viehzucht, ohne der Sittenreinheit so nachtheilig zu werden, wie jene leicht werden können; alle Nationen entrichten Rußland einen Tribut für seine kostbaren Pelze; England und Spanien besitzen in ihren Pferden und Schafen ein Capital, das sicherere Zinsen trägt, als die mit Strömen von Menschenblut und allen Greueln des Despotismus behaupteten Colonien Ost- und Westindiens, und das ländliche Fest, das der reiche Herzog von Bedford zur Zeit der Schaffhure in Woburn veranstaltet, der treffliche Schafbock, der daselbst um siebentausend Gulden in der Vegetationszeit vermietet wurde, und das Rennpferd, das seinem Eigenthümer, der es als Beschäler auslieh, drey und dreyßigtausend Gulden trug, können einen Begriff geben, auf welchen einen hohen Werth man diese nützlichen Hausthiere bringen könne. In seinem Pferde hat der Tatar, in seinem Kameele der Araber fast alles, was er sich nur wünschen kann, seinen Freund, seinen Haus- und Zeitgenossen, seinen unzertrennlichen Begleiter. Beynahe alles, was sie bey ihrer glücklichen Unbekanntheit mit tausend Bedürfnissen nöthig haben, gibt dem Lappen sein gutes Rennthier, dem Werten sein Walfisch, dem Hudsonsbaybewohner sein Seehund, und das ganze liche Verschwinden des Legtern würde dem Grönländer noch schrecklicher, als uns Mißwachs seyn; denn wo würde er dann Fleisch für seinen Fisch und Dehl in seine Lampe hernehmen, um die lange Nacht seines Landes abzukürzen? Man kann nicht müde werden, die Einrichtung des Urhebers der Natur zu bewundern, wie sich fast das ganze Thierreich beeifern muß, uns nützlich zu werden; schau unsern Besten aufzuopfern. Für uns sammelt die fleißige Biene den Saft und Staub der Blüthen; und trägt ihn in ihre symmetrische Stadt, in der wir ihn in Wachs und Honig verwandelt wieder finden, und mit jenem Altäre und Freudenfäle erleuchten, mit diesem uns Genüsse in gesunden und Erleichterung in tranken Tagen verschaffen. In ihrem Innern enthält das Cochenilleinsec einen so kostbaren Stoff, um unsre Kleider zu färben, die Perlenmuschel treffliche Perlen, um als Schmuck zu dienen, das Gallinsec und der Dintenfisch eine Farbe, die dem Schreiber und Zeichenwillkür-

menist. Millionen Muscheln und Billionen Zoophyten bilden ganze Felsen und Gebirge, die mit der Zeit verwittern und urbar werden. Für uns spinnt sich der Seidenwurm einen Sarg aus tausend feinen Fäden, die der Kunstfleiß des Menschen zu benützen weiß; für uns wendet der treue Hund seine Stärke, Geschwindigkeit, Wachsamkeit an; unverdrossen zieht der Ochse das Joch, um unsre Aecker zu pflügen, und der Elephant, der alles um sich her niedertreten würde, wenn er von seiner Riesenstärke Gebrauch machen wollte, läßt sich als Lastthier und Zugvieh brauchen. Für uns stürzt sich das edle Pferd in Gefahr und Tod; zu unserm Besten nur führt das Thierreich einen ewigen Krieg unter sich, und in ihm selbst findet der Mensch die treuesten Bundsgenossen gegen daselbe. Wie viele Vögel nähren sich nicht von Insecten, Raupen und Larven, und geben uns dann ihr fettes Fleisch, oder ihren lieblichen Gesang zum Besten! Wie viele erfüllen nicht viele Thiere ihren großen Auftrag, das Gleichgewicht in der Natur zu erhalten, damit sich das schädliche Thier nicht bis zur Landplage vermehre! Hascht nicht der Hund das Thier, das seine Geschwindigkeit uns unerreichbar macht? Steigt nicht der Falke in jenes Reich empor, in dem unsre Herrschaft nur einen Finsternschuß weit reicht, und hohlt den flüchtigen Reiher herab? Treibt nicht der Delfin und der Schwertsfisch in unsre Rege oft die reichste Beute, die ihr Aufenthalt unsrer Gewalt entziehen würde? Und eilt nicht das Frettchen und der Dachshund in unterirdische Labyrinth, um den kunstreichen Minengraber lebendig oder todt in unsre Hände zu liefern? Ja, in wie manchen Dingen mag nicht das Thier, durch seinen so sicher leitenden Instinct, der sich nicht erst allmählich und durch fremden Beystand, wie die Vernunft entwickelt, Lehrer des Menschen in seinem Kindheitsalter geworden seyn? Wenn er den Biber Bäume fällen und Dämme bauen, den Vogel korbähnliche Nester flechten; wenn er die Einen rudern, die Andern einen Vorrath für den nahrungslosen Winter sammeln sah: konnte ihn das nicht auf ähnliche Versuche leiten? Führte ihn nicht vielleicht der Bau des Fisches auf das Meisterstück des menschlichen Verstandes, den Schiffbau? Verdankt er nicht vielleicht die erste, diätetische Regel in der Welt, die besser als tausend Hausmittel eine leichte Unpäßlichkeit hebt, der Beobachtung des Thieres, das sich durch Fasten hilft? Fänd er nicht unter den Thieren zuverlässige Wetterpropheten, die ihm für seine Feldarbeiten manchen nützlichen Wink geben, und sollen es nicht Quatremere Disjonvals Spinnen gewesen seyn,

die Pichegrüs Kriegsheer weiter vorzurücken veranlaßt haben? In der That, das Reich der Natur, das so ungemein viel Wohlthätiges und Lehrreiches enthält, verdient wohl genauer gekannt und erforscht zu werden. Freylich nicht alle Thiere scheinen, wenigstens für den ersten Augenblick, unsre Wohlthäter zu seyn, zumal wenn wir sie einzeln außer aller Verbindung mit der ganzen Natur und ihren Gesetzen betrachten. Einige derselben können furchtbare Verheerungen anrichten, so daß kurzfristige Menschen in ihnen eine Züchtstrafe zu entdecken glaubten, da sie doch am Ende höchst nützlich wären, indem sie schlummernde Fähigkeiten entwickelten und auf Erfindungen führten, die ganzen Generationen zum großen Nutzen gereichten, indes der Schaden nur einen kleinen Theil der Menschheit betrafen hatte. Wahr ist es, mit unersättlicher Begierde fällt der Dieb, die Hyäne, der Wolf Menschen und Thiere an, und das Nilpferd läßt auf dem schönsten Reisfelde von dem Segen der Natur so wenig, als ein Hagelschlag zurück. Grausam entvölkert der Fuchs unsre Hühnerhöfe, der Marder unsre Taubenhäuser; die Kircken, auf die wir uns freuen, hohlt der diebische Sperling, in seine Kammern schleppt der vorsichtige Hamster unsre Vorräthe, und oft genug öffnen wir in Hoffnung eines schönen Kerns, Nüsse, und finden ihn bereits von einem häßlichen Wurm aufgezehrt. Millionen Bäume zernichtet der furchtbare Borkenkäfer und die berühmte Nonne, und der kleine Bohrwurm, der die Ufer und Deiche Hollands zu zerstören drohte, verbreitete daselbst Furcht und Entsetzen, und ließ für die gänzliche Auflösung dieses dem Meere abgewonnenen Staates mehr als ein spanisches oder französisches Kriegsheer befürchten. In unsrer Speisekammern schleicht sich der Speckkäfer, im Innern der Schränke gräbt der Holzwurm seine Minen; die trefflichsten Naturaliensammlungen, die ehrwürdigsten Bücherschätze, die kostbarsten Kleider zerstören gefräßige Motten, und man will vor nicht gar länger Zeit auf ein Neues eine Erfahrung davon gemacht haben, daß ein Insect gesunden Menschen die Pest inoculirte, weil es kurz vorher ein Thier verlassen hatte, das ein Opfer einer Seuche geworden war. Freylich machen diese Wahrnehmungen einen starken Schatten in dem lieblichen Gemälde von den vielfältigen Wohlthaten, die uns ein gütiger Schöpfer durch das Thierreich erzeigt. Wenn wir aber bedenken, wie allgemein für Millionen nützlich diese Wohlthaten werden, indes die Verwüstungen gemeinlich nur einen kleinern Theil der Menschen betreffen; wie sehr der Mensch durch den Ge-

brauch seiner Vernunft diese Uebel vermindern könne; wie die Raubthiere, über die wir oft so bitter klagen, auch viele unsrer Feinde ausrotten, und in der großen Haushaltung der Natur zur Aufrechthaltung eines gewissen Gleichgewichts unentbehrlich seyen; wie viele Pflanzen todt und unfruchtbar dastehen würden, wenn nicht Insecten den Blütenstaub von der Einen auf die Andre trügen; wie der ewige Krieg des Thierreiches zu unserm Vortheile geführt werde, und wie, selbst wenn sich die Verbreitung der Pest durch Insecten noch strenger beweisen ließe, als bisher noch nicht geschehen ist, durch eine gute Landespolizey dem Uebel gar wohl Schranken gesetzt werden könnte: wenn wir das alles zusammenfassen, so erscheint der Schaden, den Thiere anrichten, bey weitem nicht so bedeutend, und wird von dem Nutzen, den sie uns gewähren, unendlich überwogen. Ja, sind nicht vielleicht unsre Ansprüche zu stolz und unbegränzt, wenn wir die ganze Natur als unser ausschließliches Eigenthum betrachten, und dem Sperling jede Kirsche und dem Hamster jedes Körnchen als eine unerschämte Dieberey anrechnen? Zwar hat die gütige Natur vorzüglich dem Menschen die Nutznießung ihrer Producte, die sein Fleisch zu veredeln wußte, eingeräumt; wenn aber der Hamster tausend Mäuse und Würmer, und der Sperling Millionen Blattläuse und Insecten verzehrt, und für seine Mühe sich auch etwas von unsern Körnern und Kirschen zueignet; wenn der Engerling Grassurzeln beschädiget, dagegen aber auch durch die Minen, die er gräbt, den Umlauf der Feuchtigkeiten im Wiesenboden, den die Pflugchar nie auslockert, befördert; verdienen sie dann nicht durch die Dienste, die sie uns leisten, die Besoldung, die sie sich selbst nehmen? Wir wollten durch diese wenigen Winke nur zeigen, wie viel Anziehendes das Studium der Thiergeschichte habe.

Empfindung und willkührliche Bewegung ist der Charakter, der das Thierreich von dem Pflanzenreiche unterscheidet, wozu noch die Art der Nahrung, des Wachsthums zu rechnen seyn möchte. Zur Empfindung erhielten die Thiere Sinnenwerkzeuge, zur Bewegung Gliedmaßen und Muskeln. Um aber von ihnen Gebrauch zu machen, mußten sie nicht bloß belebt, sondern beseelt seyn, was die Gränzlinie zwischen Thieren und Pflanzen, welche Letztere auch ein Leben haben, vielleicht am schärfsten bezeichnet. Aber schon darin, welche Mannigfaltigkeit, welche Abstufungen, vom Regenwurm, an dem wir kein Auge, kein Ohr, keine Nase entdecken, bis zum scharfsichtigen Adler, dem leichtfüßigen Rehe, von der an einem Fels

sen lebenden Auster, bis zum unaufhörlich geschäftigen Affen. So verschieden auch die Thiere seyn mögen, so haben sie doch alle eine verhältnißmäßige Oeffnung, den Mund, miteinander gemein, durch den sie die Nahrung einnehmen, und nur in der noch ziemlich unbekanntem Welt der Infusions-thiere möchte es Ausnahmen davon geben. Inzwischen folgt daraus, daß eine Millionenfache Vergrößerung uns bey dem Kugelthiere, dem Punctgewimmel, dem Pantoffelthier u. a. keine Spur von einem Munde zeigt, noch lange nicht, daß keiner vorhanden sey. Hunger und Durst, diese wohlthätigen Diener der Natur, laden die Thiere ein, ihre Nahrung in den verschiedenen Reichen derselben zu suchen. Bey einigen erwachen diese Gefühle mit Heftigkeit, und sie fallen gierig über die Speise her; bey andern sind sie schwächer, ja bey einigen schweigen sie eine Zeitlang gänzlich; wie bey denen, durch deren Winterschlaf die haushälterische Natur eine Menge Futter erspart. Durch höchst wundervolle Anstalten und die vereinigte Thätigkeit kunstreicher Werkzeuge werden die Speisen, die das Thierreich zu sich nimmt, in einen milchartigen Nahrungsbrey verwandelt; dieser geht in die Blutmasse, von der sich das wieder scheidet, was jeder Theil bedarf, und sich als Fleisch, Haut, Sehne, Knochen u. d. absetzt. Das wahre Blut der Thiere ist immer roth, allein von sehr verschiednem Wärmegrad, daher die Einen kalt, die Andern warmblütig heißen. Bey den Erstern ist er immer dem Medium gleich, in dem sie sich befinden; bey den Warmblütigen aber zeigt er an hundert Grad Fahrenheit. \*) Bey Insecten und Gewürmen vertritt ein weißer Saft die Stelle des Blutes. Durch die Thätigkeit des Herzens, von dem alles Leben auszugehen scheint, und sich schon, ehe noch das Thier seine bestimmte Form erlangt hat, im hüpfenden Puncte verräth, werden Blut und Säfte im Umlaufe erhalten. Unwillkürlich, ohne Mitwirkung des Willens, geht diese Bewegung im Thiere rastlos von statten, dahingegen die der Gliedmaßen willkürlich ist, und durch den Dienst der Nerven und Muskeln hervorgebracht wird. Durch diese bewegen

\*) An diesem Thermometer, das von einem Danziger Künstler, Daniel Gabriel Fahrenheit, den Namen führt, ist der Raum vom Eispunkte bis zum Puncte des siedenden Wassers in 212 Grade eingetheilt. Hieraus kann auch der, der ein Reaumurisches Thermometer besitzt, den angegebenen Wärmegrad des Blutes nach demselben beurtheilen.

sich die Thiere auf eine verschiedne Art von ihrer Stelle, sie gehen, kriechen, hüpfen, springen, fliegen, schwimmen. Die kleinsten Thiere haben gemeiniglich mehr Muskeln, als die großen. Sah doch Lyonet an der Weidenraupe mehr als viertausend Muskeln, dahingegen der Mensch kaum fünftehalbhundert hat. Eben daher haben aber auch ganz kleine Thiere eine ungeheure Stärke. Wo sah man je von Menschen solche Beweise von Niesenstärke, wie manche kleine Thiere von sich geben? Zieht nicht der Floh eine Last, die achtzigmal schwerer als er selbst ist? Bohrt sich nicht die Pholade in den härtesten Porphyr, die Weidenraupe in hartes Holz ihre Gänge? Leistet nicht der Hirschkäfer nach dem Verhältnisse seiner Größe mehr, als der stärkste Büffel? Daß hiebey die aus dem Gehirn und Rückenmarke entspringenden Nerven viel leisten, ist wohl gewiß, und merkwürdig muß uns die Wahrnehmung seyn, daß bey Thieren von größerer Geisteskraft das Gehirn, nach dem Verhältnisse der übrigen Größe des Körpers, groß und die Nerven dünn, bey Thieren von geringerer Geisteskraft aber das Gehirn klein und die Nerven dick gefunden werden. Sie, die Nerven, sind es, die der Seele die Nachricht von den Eindrücken, die die Sinnenwerkzeuge empfangen haben, mittheilen. Aber darum dürfen wir doch nicht glauben, daß, wo wir keine äußerlichen Sinnenwerkzeuge bemerken, auch der Sinn selbst, dem sie sonst angehören, fehlen müsse. Noch Niemand fand an den Polypen ein Auge, an den Schweißfliegen eine Nase, und dennoch scheint man jenen das Gesicht, diesen den Geruch nicht absprechen zu dürfen. Eine höchst wohlthätige Einrichtung für den thierischen Körper ist der Schlaf, durch den Muskeln und Nerven sich von ihrer Anstrengung erholen, und die den Tag über aufgewendeten Lebensgeister wieder ersetzt werden sollten. Die friedlichern, Grasfressenden Thiere schlafen wie der Mensch, der die Dronung der Natur nicht umkehrt, bey Nacht. Raubthiere, Insecten, Fische hingegen widmen den Tag der Ruhe, und gehen nächtlicher Weile ihrer Nahrung nach. Aber sonderbar genug ist es, daß das Bedürfnis des Schlafes und seine Dauer mit der Größe des Thieres und seinem Kraftaufwand den Tag über in keinem Verhältnisse zu stehen scheint. Mit wenigen Stunden Schlafes ist das arbeitsamste Pferd zufrieden; wie lange schläft nicht hingegen der müßige Dachs in seinem Baue? In sechs bis sieben Stunden ruht der müde Arbeiter von seinem Tagewerke aus, und sammelt sich Kräfte zu einem neuen, indeß der geschäftlose Hund drey Viertel des Tages unter seinem Dfen verschnarcht. Man-

chen Thieren gab der weise Urheber der Natur, außer dem täglichen Erholungsschlaf, den Winterschlaf. Hamster, Murmelthiere, Ameisen bringen den Winter in einer todtähnlichen Erstarrung zu. Sie sind dann zum Theil wie gefroren, und die Natur erspart den Aufwand, den ihre Ernährung fordern würde. Mit dem Eintritte des Winters beschließt die fleißige Biene ihre nützliche Geschäftigkeit. Starr und ohne Bewegung erwartet sie die Rückkehr der mildern Tage, um ihren Beruf wieder anzufangen. Ein unerklärlicher Drang heißt dann den Zugvogel eine wärmere Gegend aufsuchen. Aber die belebenden Strahlen der Frühlingssonne erwecken eine halbe schlummernde Welt, und rufen den Sänger des Waldes aus seiner Ferne wieder an die gewohnten Nester zurück. Welche väterliche Sorgfalt für Millionen Geschöpfe in nahrungsloser Jahreszeit! Welche Anstalten, um vor einem sonst unvermeidlichen Tode zu verhüten! Doch dieß ist noch nicht alles; für alle Thiere sollte gesorgt, jedes, so viel es seine Bestimmung nöthig machte, gesichert werden, das Eine durch starke Waffen, das Andre durch schützende Decken, wieder Andre durch Geschwindigkeit und List. Hier wurde Einigen durch ihren wunderbaren Bau eine Art von Unzerstörbarkeit zu Theil, wie den Polypen; dort rettet Andre ihr widerlicher Geruch, oder ihr Gift, oder auch ihre Farbe, die sie schwer erkennen läßt, vor den Nachstellungen ihrer Feinde. In jedes Thier pflanzte sein Schöpfer einen starken Trieb der Selbsterhaltung, der Sorge für die Nachkommenschaft, und oft erfordern diese Triebe eine so zusammengesetzte Wirksamkeit, daß man sie mit Recht Kunsttriebe nenne. Nicht Werk des Unterrichts älterer Thiere, oder eigner Ueberlegung, nicht Erfahrung und Beyspiel, sondern ein blinder, unwillkürlicher, angeborner Drang ist es, daß wir Thiere für ihr und der übrigen Wohl Anstalten treffen sehen, die der Mensch mit allem seinem Charffinne nicht zweckmäßiger zu treffen im Stande wäre. Der Hase wählet sich ein Lager zwischen Erdschollen, deren Farbe der seinigen gleicht, um weniger bemerkt zu werden, und wenn er in Gefahr ist, daß der flüchtige Hund ihn einhole, so drückt er sich nieder, oder er springt von seiner Bahn ab, da mit jener in der Heftigkeit seines Laufes über ihn hinausschiffe. Im Dickzack rennt der fliehende Casuar, um den Schuß des Jägers ungewiß zu machen. Plötzlich tauchen bedrohte Wasserbögel unter, und kommen erst in großer Entfernung zum Vorschein, und der vom Delphin verfolgte fliegende Fisch erhebet sich in ein andres Element und bedient sich seiner Flot-

sen, als wären sie Flügel. Der Bohrkäfer stellt sich todt und läßt sich durch keinen gewaltsamen Versuch bewegen, auch nur das geringste Zeichen des Lebens von sich zu geben, als ob er wüßte, wie bey Menschen und Thieren der Anblick einer Leiche der Blutgier Gränzen setzt; der Bombardierkäfer knallt auf seinen Feind den Laufkäfer so lange los, bis er von seiner Verfolgung absteht; der Sackträger hüllt sich zu seiner Sicherheit in einen Sack, und die Schaumcicade in einen weißen Schaum, so daß man bey jenem, wie bey diesem, nichts weniger als an ein Thier denkt. Im Gefühl ihrer Unfähigkeit zu einer schnellen Flucht rollen sich Igel, Stachelschweine, Armadille kugelförmig zusammen, verbergen ihre schwächste Seite, den Kopf, und zeigen ihrem Gegner Stacheln und Panzer; Schweine und Hornvieh sehen dem Angreifenden ihre Hauer und Hörner entgegen, das Pferd aber und der Esel, die vorn unbewaffnet sind, kehren ihm ihre Hinterbeine zu, blicken rückwärts mit gesenktem Kopfe auf den Feind, und vertheidigen sich mit Hufschlägen. Sobald die Buschratte Gefahr merkt, so gibt sie ihren Jungen ein Zeichen. Setzt springen sie auf den mütterlichen Rücken, schlingen ihre Schwänze um den ihrigen, um während der schleunigen Flucht nicht herabzufallen. Die Biene errichtet einen gesellschaftlichen Staat, weil sie ohne die vereinigte Thätigkeit mehrerer ihr schönes und so nützlichcs Gebäude nicht zu Stande bringen würde; der Hamster sammelt einen Vorrath und der Storch eilt unter einen milbern Himmel, um nicht das Opfer eines nahrunglosen Winters zu werden; der Biber beobachtet sorgfältig, von welcher Seite der Wind komme, um den Baum, den er fällen will, so anzunagen, daß dieser ihm seine Arbeit erleichtere; der Hamster zerbricht dem Vogel, den er erbeutet, erst ehe er ihn zerreißt, die Flügel, und benimmt ihm so die Mittel zur Flucht; die Meise hackt ihrem Raub vor Allem nach den Augen; der Specht klopft mit seinem Schnabel an die Baumäste, um die Würmer hervorzujagen; die Schmeißfliege legt ihre Eyer auf Aas, damit die Jungen bey ihrem Eintritte in die Welt sogleich hinlängliche Nahrung finden; eine Menge anderer Insecten vertrauen ihre Eyer der jungen Baumblicke, damit das erwachende Junge, wenn es nicht mehr ist, in seiner Wiege schon um sein Futter nicht verlegen sey, und trefflich ist das Schloß, womit die Larve des Nachtpfauenauges ihr Puppengehäuse verwahrt und so eingerichtet, daß es unmöglich ist, es von außen zu öffnen. Wer erstaunt nicht über die Anstalten dieser Thiere und ist fast geneigt, aus ihnen auf eine nach Absichten han-

delnde Vernunft zu schließen. Denn handelt nicht mancher Mensch bey aller seiner Vernunft oft weit zweckloser und thörichter? Und doch ist alles nur maschinenmäßig und durchaus nicht das Werk einer vernünftigen Ueberlegung in den Seelen der Thiere. Ein innerer Drang befiehlt ihnen so zu handeln, ohne daß sie eigentlich sich bewußt sind, warum sie es thun. Der Hamster zerbricht auch dem todtten Vogel, der nicht mehr fliehen kann, die Flügel; die Meise hackt dem todtten Insect, so gut, wie dem noch lebenden, die Augen aus; die Schmeißfliege läßt sich durch den aashaften Geruch einer gewissen Pflanze verführen, ihre Eyer darauf zu legen, und bereitet so ihren Jungen ein frühes Grab. Der im Zimmer hängende Vogel wird unruhig, wenn seine Brüder in wärmere Regionen eilen, obgleich kein Bedürfnis ihn im warmen Zimmer sich darnach sehnen heißt; die Raupe verschließt ihr Puppengehäuse auf ebendieselbe Art, wenn sie auch gleich keinen Feind von außen zu fürchten hat, und so gern sich die Affen an dem Feuer wärmen, das Reisende verlassen haben, so fand man noch nie einen Affen so klug, Holz zur Unterhaltung des Feuers zuzulegen. Würden wohl diese Thiere so handeln, wenn sie Vernunft hätten, wenn ihr Instinct etwas Höheres, Edleres, als vernunftloser Drang wäre? Eben darum bleibt auch das, was Thiere durch diesen Instinct leisten, sich immer gleich, ist ewig einformig. Von stufenweisem Emporstreigen zu größerer Vollkommenheit wissen sie nichts. Der Biber baut und die Schwalbe wölbt ihr Nest gerade so, wie vor viertausend Jahren, und der Schneidervogel, der heute noch Baumbblätter zusammennäht, kann es weder besser noch schlechter, als der erste, der in der Welt war. Da wird kein neuer Handgriff erfunden, keine Erfahrung benützt, keine Abkürzung der Arbeit, kein brauchbares Werkzeug erdacht. Der erste Versuch des jungen Thieres ist schon ein in seiner Art vollendetes Meisterstück, und das, was es in seinem Alter, nach vielfähriger Erfahrung leistet, um nichts besser oder schlechter, als jener erste. Wer kann ohne Nührung bemerken, wie bey dem Thiere der Instinct bald nach der Geburt sogleich die natürlichen, nothwendigen Handlungen so vollbringen lehrt, als hätte sich das junge Thier lange schon geübt, indeß der Mensch mit solcher Mühe stehen, gehen, reden, u. d. m. lernt. Noch klebt am Wasserhühnchen vielleicht ein Stück der Eyschale, und es rudert schon frisch im Wasser fort, sobald sich ein Mensch nähert; das von der Henne ausgebrütete Entchen stürzt sich in die Fluth. Umsonst ruft die ängstliche Mutter, deren Stimme es

doch sonst gern gehorcht; denn der Instinct ruft stärker als sie. Der Vogel verläßt das elterliche Nest und fliegt, der Frosch hüpfet, das vierfüßige Thier setzt seine Füße, so daß der Körper jedesmal die gehörige Unterstützung hat; die Raupe macht von den Hälften ihrer Füße Gebrauch, der verfolgte Steinbock springt von der Felsenspitze in die Tiefe und nimmt dabey den Kopf zwischen die Füße, daß er auf die Hörner falle, der Nautilus spannt sein Segel aus, der Fisch öffnet und schlirft seine Schwimmblase — sie alle brauchen ihre Werkzeuge, ohne Unterricht zu empfangen, ohne erst durch mißlungene Versuche sich zu üben, um, je nachdem es ihre Bestimmung fordert, zu gehen, zu fliegen, zu schwimmen, zu springen u. d. m. Weisheit und Güte des Schöpfers war es, daß Er den Thieren diese wundervollen Fertigkeiten verlieh, da Er ihnen die Vernunft zu versagen für gut fand; dem Menschen aber den Instinct fast ganz versagte, weil Er ihm etwas Höheres, Edleres, die Vernunft, schenkte. Alles, was die Thiere sind und werden sollen, sind sie durch ihren Instinct, so wie sie auf die Welt kommen; alles, was der Mensch ist, wird er durch Erziehung, Unterricht, Beyspiel, Cultur: ohne sie bleibt er tief un-er dem Thiere. Nur die Vernunft macht dem Menschen die ganze Erde bewohnbar, erhebt ihn zur Herrschaft über sie. Durch sie fürchtet er weder die Wuth des Löwen, noch die Blutgier des Tigers, und schlägt sie in Fesseln; durch sie überlistet er den schlauen Fuchs, und macht die Geschwindigkeit des Hirsches unnützlich; durch sie wurde er fähig, was die Natur in sich faßt, von der Eiche bis zum Pilze, von der Ananas bis zur Kartoffel, vom Seidenwurm bis zum Elephanten, vom Sandkorn bis zum Diamant zu benützen. Sie nur machte ihn so kühn, seine schwellenden Segel dem Winde zu überlassen, um entfernte Länder und ihre Producte aufzusuchen, tief in die Eingeweide der Erde hinabzusteigen, um mit reicher Beute zurückzukehren, oder auch über Städte, Dörfer und Flüsse hinweg im Rachen eines Luftballes wegzufliegen; und sie, die Vernunft, führte nur ihn, den Menschen, auf seinen Urheber zurück, und gab ihm die Würde, Bürger in zwey Welten, einer sinnlichen und übersinnlichen, zu seyn. Es kann dem nach keine Frage darüber seyn, ob nicht der Mensch durch das Geschenk der Vernunft, für den Mangel des Instincts, von der Vorsehung reichlich entschädigt worden sey. Aber eben diese Wahrnehmung der wundervollen Kunst- und Naturtriebe gab zu einer Menge von Fabeln Veranlassung. Es läßt sich fast keine Kunst, keine Tugend, kein Beweis von Wiß und

Scharffinn, denken, die man nicht bey Thieren gesehen haben wollte. Allein, so wenig wir auch läugnen, daß manche Thiere höchst auffallende Proben wunderwürdiger Fertigkeiten gegeben haben; so können wir doch gewissen Erzählungen, die man nicht zu erklären vermag, ohne Vernunft und Nachdenken bey den Thieren vorauszusetzen, unmöglich so ganz uneingeschränkten Glauben beymessen, und der Hund, von dem uns Plutarch erzählt, er habe in ein Dehlgefäße, dessen enger Hals ihn verhinderte, von dem darin befindlichen Dehle zu kosten, so lange Steine geworfen, bis dasselbe heraufgestiegen sey, ist uns eben so verdächtig, als Guyons Elephant, der den Leichnam einer Frau, die ihr Gatte ermordet und in seinem Stalle vergraben hatte, deswegen hervorgescharrt haben soll, um die Mordthat ans Licht zu bringen. Ueberhaupt sind naturhistorische Wunder am häufigsten in ältern Zeiten geschehen; mit dem Fortschritt der Zeiten, oder vielmehr der Einsichten und des Prüfungsgeistes, verminderten sie sich immer mehr, und erst die neuern Zeiten haben das Verdienst, die Naturgeschichte von hundert Fabeln gereinigt zu haben. Wir läugnen zwar deswegen so manche höchst ruhrende Beweise von Treue und Ergebenheit der Thiere gegen die Menschen nicht im Geringsten. Wie Recht erstaunen wir über den treuen Hund, der, als Führer eines Blinden an einem Stadtgraben, lieber einen beswerlichen, aber breitem Weg wählte, als daß er den eben-Fußsteig, hart am Graben hin, gegangen wäre, der dem, der sich seiner Führung anvertraut hatte, sehr leicht hätte gefährlich werden können; mit Rührung denken wir an den Hund, der jenem Reisenden durch unaufhörliches Winseln und Bellen zu verstehen geben wollte, er habe sein Felleisen an der Quelle, wo er geruht hatte, liegen lassen und der nun, nachdem ihn sein Herr in der Meynung, er sey wüthend geworden, erschoss, sich sterbend zum Eigenthume desselben hinschleppte und es mit seinem Körper bedeckte; und achten müssen wir die guten Hunde im Bernards-Spital an der Gränze Savoyens, die den ganzen Tag in der ganzen Gegend herum die im Schnee versunkenen Unglücklichen aufsuchen, sie bellend im Kloster melden, und ihnen zu Hülfe Eilenden als Wegweiser dienen. So sehr wir diese und ähnliche Thatfachen bewundern, und so gewiß wir immer einer gütigen, freundlichen Behandlung der Thiere das Wort reden werden, sollten wir auch gleich nicht im Stande seyn, treudienenden Haushieren, wie der Menschen- und Thierfreund Howard, eine Wiese zu vermachen; so können wir doch unmöglich sie für halbe



Menschen ansehen, und alle die Fabeln annehmen, die man zu ihren Gunsten erfunden hat. Doch man blieb auch hiebey nicht stehen. Man dichtete den Thiere Antipathien an, die sie nicht hatten, und medicinische Erfahrungen, die ihnen fremd waren. So soll der Löwe den Hahn und der Elefant die Maus fürchten, der Affe vor der Schildkröte fliehen, das Pferd die Kameele hassen und der Esel gar in Ohnmacht fallen, wenn man Obst an ihm vorüberträgt. Auch wußte man von der Wahl ihrer Nahrungs- und Heilmittel Wunder zu erzählen. So soll die Maus die Majoranwurzel, das Huhn das Mauerkraut, und die Gans das Gliederkraut als ein Universalmittel gegen alle ihre Leiden gebrauchen, und es ist nicht zu läugnen, daß wenn dem also wäre, man der letztern noch am Ersten den Glauben an die Möglichkeit eines solchen Mittels verzeihen möchte. In kranken Tagen soll sich der Panther mit Menschenkoth, das Schwein mit Ephru und der Esel mit Hirschzungenkraut heilen, ja man wußte sogar, daß die Otter ihr Gesicht mit Fenchel stärke, und die Schwalbe ihre Jungen mit dem Chelidonio sehend mache. Doch wer wollte alle die Thorheiten anführen, die zum Theil sehr ehrwürdige Männer des Alterthums vorerzählt und leichtgläubige Neucere nachgebethet haben? Zwar beobachten die Thiere eine sorgfältige Auswahl in den Kräutern, die sie genießen, aber sicher liegt der Grund davon nur in der Beschaffenheit ihrer Speisewerkzeuge und in einer weisen Dekonomie der Natur, keineswegs aber in medicinischen Erfahrungen.

Groß ist die Anzahl der Thiere, und wir kennen noch lange nicht alle Geschlechter derselben. Fast täglich entdeckt der sorgfältige Naturforscher neue Arten, und trägt sie in den Catalog der Schöpfung ein. Er darf nicht bloß das Mikroskop in die Hand nehmen, um außerhalb der Gränzen seiner natürlichen Werkzeuge neue Weltbewohner zu finden; nein, selbst innerhalb derselben hat die Erde noch ungemein viele, die er nicht kennt, noch lange nicht kennen wird! Was mögen nicht die Binnenländer Africa's, was die unermesslichen Strecken Asiens, was manche Inseln der Südsee, was der Abgrund des Meeres für Thiergeschlechter enthalten, die noch nie untersucht worden sind! Nach Müschenbroeck's Berechnung, in der er 7700 bekannten Thierarten annimmt, wobey er aber noch jeder derselben zweyerley, und jeder Pflanze fünferley kleinere Thiere gibt, die sich auf ihnen nähren, kämen auf hundert sunstigtausend Thierarten heraus. Mit Gewisheit kann man für jetzt über

zwölftausend bekannte annehmen, und es ist gewiß nicht zu viel, wenn man der ganzen Erde zum wenigsten 25,000 Thierarten zu Bewohnern gibt.

Um eine so große Menge von Thieren besser zu übersehen, fühlte man bald das Bedürfnis, sie in gewisse Classen zu theilen. Die älteste Eintheilung reicht so weit hinauf, als Nachrichten von der Urgeschichte des Menschen vorhanden sind; und wir finden schon in der ältesten Urkunde der Welt eine Spur von Eintheilung in gehende, kriechende, fliegende, schwimmende Thiere. Aristoteles, der ehrwürdige Vater eines gründlichen Studiums der Naturgeschichte, theilte das ganze Thierreich in zwey große Schaaren, in lebendig gebährende und eyerlegende, und lange Zeit blieb man dabey, sechs Classen anzunehmen: vierfüßige Thiere mit Inbegriff der Amphibien, Fische, blutlose Wasserthiere, Vögel, Insecten, Schlangen. Der große Linné fühlte das Unbequeme dieser Eintheilung; er schuf eine bessere, die noch bis diese Stunde am allgemeinsten angenommen ist, und schwerlich je durch eine gründlichere verdrängt werden möchte. Nicht baute der unsterbliche Mann seine Eintheilung auf das Aeußerliche der Thiere, das oft so trüglisch ist, sondern auf unveränderliche Kennzeichen im Innern ihres Baues und ihrer Bildung. Die Beschaffenheit ihres Herzens und ihres Blutes mußten ihm zur Grundlage seiner Eintheilung dienen. Er fand, daß alle Thiere ein Herz haben, aber er bemerkte die Verschiedenheit, daß es bey Einigen zwey Kammern und zwey Vorkammern (Ohren), bey Andern nur eine Kammer und eine Vorkammer, wieder bey Andern bloß eine Kammer und keine Vorkammer habe, daß Einige rothes wärmes Blut, Andere rothes kaltes Blut, und wieder Andre kaltes weißes Blut haben, daß die Einen durch Lungen, die Andern durch Kiemen athmen. Nach diesen und andern Charakteren setzte Linné sechs Classen des Thierreichs fest, deren Gränzen scharf genug bezeichnet sind. Sie haben

ein Herz	mit zwey Kammern und zwey Vorkammern, und warmes rothes Blut,	und sind	lebendig	I. Classe.
			gebährend	Säugethiere
			eyerlegend	II. Classe.
				Vögel.

ein Herz	II.	mit einer Kammer und einer Vorkammer, und kaltes rothes Blut,	und athmen	durch Lungen	III. Classe. Amphibien.
				durch Kiemen	
	III.	mit einer Kammer ohne Vorkammer, und meist ein kaltes weisses Blut,	und sind versehen	mit Sühhörnern und verwandeln sich	V. Classe. Insecten.
				mit Sühfadern und verwandeln sich nicht	

So unverkennbar die Vorzüge dieser Classification des gesammten Thierreichs aber sind, so bleiben Systeme immer weiter nichts, als willkürliche Gerüste. Man kann sie abbrechen, ändern und blos für die bessere Uebersicht haben sie einen wahren Werth. Die Natur selbst geht ihren Gang ohne Methode, obgleich nach gewissen Gesetzen und einer Ordnung, die die Weisheit ihres Urhebers für gut fand. So ist es zum Beyspiel unverkennbar, daß diese sechs Thierclassen im vollkommensten Gleichgewicht gegeneinander stehen, ja stehen müssen, wenn nicht Elend und Entvölkerung der Erde die Folge davon seyn soll. Sobald es aufgehoben wird, ist eine Landplage unvermeidlich. Wir dürfen hier wohl nicht erst erinnern, daß Gleichgewicht hier nicht den Sinn habe, als sey die Anzahl der Gattung, denen das Leben gegeben war, einander gleich, sondern daß ein herrliches Verhältniß in Absicht ihrer Bedürfnisse, Nothwendigkeit und Brauchbarkeit statt finde. Wäre die Anzahl der Fleisch- und Frucht-fressenden Thiere ganz gleich, so würden bald alle lebendigen Arten vertilgt seyn; dann wann die Stärken erst die Schwächern aufgerieben hätten, dann würden sie, vom Hunger getrieben, ihre Waffen gegen einander selbst kehren, und sich unter einander zernichten. Damit aber dieser schreckliche Fall sich nie ereigne, wußte die Weisheit des Schöpfers ein bewunderungswürdiges Verhältniß zwischen den Thiergattungen, ihrer Anzahl, Vermehrung, Sicherheit festzusetzen und es aufrecht zu halten. Das nennen wir Gleichgewicht. Vermöge desselben ist die Einrichtung in der Thierwelt, daß die Thiere, die einer beständigen Nachstellung ausgesetzt sind, sich auch am stärksten vermehren. So wurde dem Raubthiere hinlängliche Nahrung, dem Verfolgten Erhaltung sei-

ner Gattung zugesichert. Man kann als Regel annehmen, daß je weniger ein Thier von andern zu fürchten hat, desto beschränkter auch seine Fruchtbarkeit, und daß diese in dem Grade ergiebiger sey, je mehrere sich von ihm nähren. Einer Menge von Thieren waren Insecten zur Nahrung angewiesen; dafür kann aber auch ein einziger Schmetterling in ein Paar Jahren eine Million Nachkommen haben, und die Biennenmutter legt über zehntausend Eyer. Wie wenige hingegen der Raubvogel? Wie beschränkt ist nicht der Löwin Nachkommenschaft, von der noch überdieß manches junge ein Raub jugendlicher Zahnkrankheit wird? Und um wie viel fruchtbarer durfte und mußte nicht hingegen der Hase, die Maus, der kleinere Vogel seyn, um von seiner Nachkommenschaft gleichsam etwas zum allgemeinen Speisemagazin abzugeben. Am stärksten ist wohl die Vermehrung der Fische, weit unter keiner Thierklasse Menschen und Thiere eine stärkere Niederlage anrichten. Man kann ohne alle Uebertreibung annehmen, daß jährlich viele Tausend Millionen Häringe blos von Menschen gefangen werden. Aber größer mag doch die Zahl der Millionen seyn, die ihren Nezen entgehen, um andern Geschöpfen zur Nahrung zu dienen. Erregen nicht gewisse Seeungeheuer durch das schnelle Umdrehen ihres Körpers Wasserwirbel, vermöge deren auf einmal eine Menge in ihren Schlund hineingezogen werden? Schießen nicht die Vögel zu Tausenden aus der Luft herab, und hohlen Häringe aus den Fluthen? Verschlingen nicht gewisse Fische, die ihnen beim Laichen folgen, mit ihrem Rogen eine Brut von Millionen? Werden nicht durch Ueberschwemmungen zahllose Häringe ans Land getrieben, wo wieder andre Thiere sie verzehren? Was würde daraus entstehen müssen wenn durch irgend einen Zufall einmal diese Fruchtbarkeit aufhörte oder das ganze Geschlecht unterginge? Wo würden nun die vielen Geschöpfe, die von ihnen leben, ihre Nahrung suchen müssen? Wer schaudert nicht vor den Folgen, die dieses haben würde? Wie weise ward demnach vom Urheber der Natur die Fruchtbarkeit der Geschöpfe, nach den Bedürfnissen anderer und den Gefahren, die sie bedrohen, berechnet, und wie schwer läßt sich eine Gattung aus dieser thierischen Bevölkerung der Erde, ohne Nachtheil für das hinwegdenken? Bilden ja überdieß die verschiedenen Thierclassen, Ordnungen, Gattungen, Arten eine schöne Stufenfolge, eine zusammenhängende Kette, aus der nicht wohl ein Glied herausgenommen werden kann, ohne daß eine sichtbare Lücke entstünde.

Das erste Glied dieser Kette, von dem alle andern in fast unmerklichen Gradationen herabsteigen, ist der Mensch. Er scheint freylich, sobald wir ihn als ein vernünftiges, durch Wissenschaften und Künste gebildetes Wesen betrachten, einer höhern Classe anzugehören. Allein, unter den Menschen selbst findet vom vollkommen gebildeten Manne bis zum Feuerländer und dem kränklichen Albinos, dem Eretin, wieder eine Stufenfolge statt, in der die letztern sich nahe genug an das eigentliche Thierreich und seine Anführer anschließen. Denn wie gering ist nicht der Abstand des ganz rohen, wilden Menschen vom Drangutang! Wie geht nicht selbst unter den Affen die Kette gliedweise vom ungeschwänzten zum kurzgeschwänzten, von diesem zum Wickelschwanz fort, und wie wußte nicht die Natur zwischen die Reiche, Classen und Ordnungen gleichsam Mittelwesen zu stellen, die beyden anzugehören scheinen und sie aufs innigste verbinden? Der Polyp, der sich durch Schößlinge seines Körpers vermehrt, verbindet das Thierreich mit dem Pflanzen- wie mit dem Steinreiche, und kaum weiß man, ob man sich in dem Letztern oder im Thierreiche befindet, wenn man die ungeheuren Riefe und Felsen von Corallen sieht. Der Krebs reißt sich unter den Insecten nahe genug an die Schalthiere; die Fledermaus und das fliegende Eichhorn streift scharf ans Gebieth der Vögel hin; der fliegende Fisch und Pinguin berührt es von einer andern Seite; das Wallroß und der Seelöwe, das Crocodill und die Schildkröte scheinen sich an die vierfüßigen Thiere, die Schlange an die Fische anschließen zu wollen. Und so ließen sich noch manche Beispiele vom Zusammenhange der verschiedensten Thierclassen anführen, wenn es der Raum dieser Blätter erlaubte.

Aber wenn nun eine solche Stufenfolge, ein solches Ineinandergreifen der Glieder jener großen Kette in der Natur statt findet, kann man wohl annehmen, daß je eine Thiergattung untergegangen sey, oder muß nicht noch bis auf diese Stunde jede so vorhanden seyn, wie sie aus den Händen ihres großen Urhebers kam? Wahr ist es, wir finden Versteinerungen, deren Originale wir jetzt umsonst suchen. Noch hat kein Reisender, noch kein Naturforscher das Thier gesehen, dem die Mammuthsknochen angehören, und was der Belemnite, das Ammonshorn zuvor gewesen sey, ist uns ein Räthsel. Allein, wer sagt uns denn, daß sie nothwendig zu der jetzt vorhandenen Reihe von Geschöpfen gehört haben müssen? Und wer hat alle Winkel der Erde und alle Schlünde des Meeres abgeun-

des so durchsucht, daß er das kühne Urtheil wagen dürfte, sie seyen nicht vorhanden, weil noch Niemand sie gesehen habe? Auch ist es unwidersprechlich, daß selbst mit den Thiergattungen, die unter unsern Augen leben, große Veränderung durch den Menschen bewirkt worden seyen. Welch ein Unterschied zwischen dem wilden Stammhunde und unserm geschmeidigen Windspiel, zwischen dem wilden Ochsen und Pferde, und unsern Hausthieren aus dieser Gattung! Ward nicht aus manchem Lande das Elendthier und der Wolf gänzlich vertilgt? Erweitert nicht der Mensch sein Gebieth immer auf Kosten des Thierreichs? Verliert nicht das Thier, wenn er Wälder lichter macht sein sichres Lager? Nimmt er nicht, wenn er Sümpfe austrocknet, einer zahllosen Menge von Wasserinsecten ihr Element? Und hat der Gedanke wohl etwas Ungereimtes, daß der Schöpfer gewisse Geschlechter, wenn sie nun ihre Bestimmung erfüllt haben, vom Schauplätze abtreten lasse, daß in dem Grade, als des edlen Lebens und Wirkens der Menschheit mehr wird, auch des niedrigen, der Thierheit weniger werden könne, daß dadurch das Gleichgewicht nicht gestört, die Ordnung nicht zerrüttet werde, und daß wenn der Meilentange Wald sich unter der Hand des Menschen in Stadt und Feld verwandelt, nun zwar tausend Vögel weniger sich ansiedeln können, aber auch Millionen Insecten weniger vorhanden seyn dürfen, sie zu nähren?

Doch genug von dem Thierreiche, diesem unermesslichen Schauplätze eines weisen und gütigen Schöpfers, überhaupt. Wir nähern uns jetzt der Provinz, die in den folgenden Wätern unsre Aufmerksamkeit ausschließlich beschäftigen wird.

Schon in dem Rahmen Säugethiere liegt ihr von allen andern Thieren sie unterscheidender Charakter. Ihnen gab der Schöpfer Brüste, um mit der Milch, die sich in ihnen aus dem Blute absondert, die Jungen, die sie lebendig gebähren, zu ernähren. So wie die Anzahl dieser Jungen verschieden ist, so herrscht auch in Absicht auf die Zahl und Lage dieser Brüste eine große Mannigfaltigkeit. Sie sind bald an der Brust, bald am Bauche, bald zwischen den Hinterbeinen befindlich, und gemeinlich ihrer Zahl nach noch einmal so viel, als das Thier gewöhnlich Junge zur Welt bringt. Eine sehr verschiedene Bekleidung gab der Schöpfer den Säugethieren, dem Einen glatte kurze, dem Andern lange gekräuselte Haare, dem Einen Borsten, dem Andern Stacheln, dem Einen eine nackte, dicke Haut, dem Andern einen Panzer. Die Ei-

nen haben einige Stellen des Leibes sehr haaricht, andre kahl; bey Einigen erreichen Mähne und Bart und Schweif eine beträchtliche Länge. Mit zunehmenden Jahren, oder auch mit der Veränderung der Jahreszeit vertauschen viele ihr Kleid mit einem von andrer Farbe, oder von mehrerer oder minderer Dichtigkeit. Einen weit bessern, dichtern Balg bekommt der Fuchs bey guter Aesung im Winter, und graulich ist das Winterkleid des Hirsches, da er im Sommer rothbraun aussieht. Finden wir aber jezuweilen Thiere, die sonst einen dunkeln Pelz haben, mit weißen Haaren und rothen Augen, so dürfen wir sicher annehmen, daß dieses kränkliche Geschöpfe (Albinos) seyen. Auf eben die Art, wie sich die Vögel mausen, die Schlangen häuten, so haaren sich die meisten Säugethiere. So wie der Schöpfer bey ihrer Bedeckung auf ihre Bedürfnisse, ihren Aufenthalt eine höchst gütige Rücksicht nahm, so geschah dieses auch bey ihren Bewegungswerkzeugen. Sollte die Oberfläche der Erde, sollten Felsen, Bäume, Höhlen, Wasser; ja selbst die Eingeweide der Erde von Säugethieren bewohnt seyn, so mußten diese auch verschiedene Bewegungswerkzeuge haben. Der Affe bekam vier Hände, die er auch als Füße brauchen kann, und mancher noch einen Wickelschwanz dazu, wie es ein solcher Lustsprenger bedurfte. Die meisten Säugethiere haben vier Füßen, die bald mit Klauen, bald mit Hufen, bald mit Zehen versehen sind. Bey Einigen sind sie ganz frey, bey Andern vermittelst einer Schwimnhaut verbunden; bey Einigen sind sie in einen Klumpen verwachsen, so daß sie den Flossenfüßern nahe kommen, bey Andern bilden sie Grabfüße, und kommen ihnen in ihrem Beruf als Minier sehr zu statten. Alle Säugethiere, mit Ausnahme des Wallfisches und des Ameisenfressers, haben Zähne, die nach der Verschiedenheit der Nahrung auch verschieden gebildet sind. Sie sind Vorder- = Hunds- und Backenzähne. Die Vorderzähne heißen Schneidzähne, wenn sie breit sind; die Eck- oder Hunds- zähne sind gemeinlich spizig, etwas gebogen und länger als die übrigen Zähne. Meistens findet man auf jeder Seite zwischen den Schneide- und Backenzähnen nur einen Eckzahn; doch haben einige Thiere noch Nebeneckzähne. Eine zackige, scharfe Krone bemerkt man an den Backenzähnen der Fleischfressenden, eine breite, eingefurchte bey den Gras- fressenden Thieren; in der Mitte eingedrückt und an den Ecken abgerundet sind sie bey dem Menschen, dem der Herr der Natur das Recht gab, in allen Reichen desselben seine Nahrung zu hohlen. Einige Thiere kauen

wieder. Dies ist eine höchst wohlthätige Einrichtung für diejenigen Thiere, die ihr grobes Futter häufig zu sich nehmen, und dann erst in der Ruhe dasselbe durcharbeiten und zu wahrer Nahrung umschaffen können. Hiezu ist ihnen der vierfache Magen unentbehrlich. Vielen Säugethieren gab die Natur den Schmuck der Hörner, aber auch darin zeigte sie sich als eine Freundin der Mannigfaltigkeit. Bey einigen Geschlechtern wurden sie bloss den Männchen, bey Andern auch den Weibchen verliehen. Bey Einigen sind sie hohl, bey Andern dicht; bey Einigen vorwärts, bey Andern rückwärts gekrümmt; bey Einigen glatt, bey Andern zackig; bey Einigen am Ende spizig, bey Andern folbig; bey Einigen sitzen sie auf einer Verlängerung des Stirnknorpels, bey Andern bloss auf der Haut; Einige werfen sie jährlich ab, Andre nie. Sie gehören zu den vorzüglichsten Waffen, die ihnen zu ihrer Vertheidigung zu Theil wurden. Auch der Schwanz ist nicht etwa ein überflüssiger Anhang. Bald ist er Bedeckung des Afters, bald vertritt er die Stelle eines Ruders, einer Hand, und ist manchem Thiere zum Klettern unentbehrlich; bald dient er, um quälende Insecten zu verschrecken, und nur eine kindische Modesucht konnte den Gedanken eingeben, ein so nützlich Werkzeug zu verstümmeln. Zu verschiedenen Zwecken gab die Natur einigen Säugethieren Beutel und Taschen. Wenn der Pavian, der Hamster in ihren Backentaschen Proviand in ihre Magazine schleppen; so trägt hingegen die Beutelratte in einem Sacke, unten am Bauche, ihre Junge. Andre aber haben kleine Behältnisse, in denen sich eine klebrige Feuchtigkeit sammelt, die bey Einigen gut, bey Andern aber häßlich riecht. Sie wissen sich zuweilen damit gegen ihre Feinde zu schützen. Doch können wir bis diese Stunde noch nicht von allem diesem die Bestimmung immer ganz zuverlässig angeben. Künftige Generationen werden gewiß aber in denjenigen die Weisheit und Güte des Schöpfers anerkennen, worin wir jetzt noch keinen Zweck entdeckt zu haben bescheiden eingestehen. Fast alle Säugethiere drücken ihre verschiedenen Empfindungen, Furcht, Verlangen, Liebe, Abscheu, Schmerz, Zorn u. d. durch Töne, durch eine gewisse Stimme aus, und es ist sonderbar genug, daß unter den Thieren das männliche Geschlecht weit plauberhafter, als das weibliche ist. Da die Luftröhre mit dem Kehlkopfe, und die Lungen die vorzüglichsten Stimmwerkzeuge sind, so muß denjenigen die Stimme mangeln, die keine Lungen haben. Zwar können Thiere auch ohne sie einen Ton hervorklingen, wie z. B. die Grille mit ihren

Springfüßen, der Fisch mit seinen Floßfedern; dieß ist keine eigentliche Stimme. Nur dem Menschen ward die Gabe der Sprache, und Camper hat sehr schön gezeigt, wie dem Affen, bey aller übrigen anatomischen Aehnlichkeit mit dem Menschen, die eigentlichen Sprachwerkzeuge gänzlich mangeln.

Ueber den Nutzen und Schaden der Säugethiere wollen wir hier nicht viel sagen, weil bey den Gattungen ausführlich davon die Rede seyn wird, und schon in dieser Einleitung davon Erwähnung gethan worden ist. Es ist nicht zu berechnen, wie viel wir ihnen in Absicht auf Nahrung, Kleidung, Feldbau, Handlung, Künste und Gewerbe verdanken, und wie sehr in mancher Gegend fast die ganze Existenz der Bewohner an eine solche Thierart gebunden ist. Freylich stiften auch einige unter ihnen Schaden, die Raubthiere fallen Menschen und Thiere an. Gewisse Nagethiere benagen Obstbäume, Feldfrüchte, Hausgeräte, verwüsten Felder, Wiesen und Gärten, und unser treuer Hund kann uns in der Wuth ein fürchterliches Gift mittheilen. Allein, gegen alle diese Beschädigungen ward dem Menschen in seiner Vernunft und ihrem rechten Gebrauche ein wichtiges Gegenmittel gegeben, so daß er sie um Vieles mitbern kann, und der Schaden, den sie anrichten, von dem Nutzen, den sie uns gewähren, unendlich überwogen wird.

Die Bemerkung, daß unter der Menge von Säugethiern viele in Absicht gewisser Charaktere mehr oder weniger verwandt sind, und das Bedürfniß, sie zu ordnen, um sich dadurch seine Beobachtungen zu erleichtern, veranlaßte mehrere künstliche Systeme, in denen die Individuen oder einzelnen Geschöpfe nach Arten, Gattungen, Ordnungen vertheilt werden. Findet man solche einzelne Dinge, die ihren wesentlichen Eigenschaften und Theilen eine große Aehnlichkeit untereinander haben, so rechnet man sie zu einer Art (Species), nimmt man aber bey einem einzelnen eine Veränderung in einer zufälligen Eigenschaft wahr, so wie am weißen Hirsch in Absicht der Farbe, so spricht man von einer Spielart (Varietät), dagegen aber von Race n, wenn in einer und derselben Art ein Vorzug oder ein Mangel sich beständig erhält. Kommen mehrere Arten in gewissen Haupteigenschaften miteinander überein, so machen sie eine Gattung (Genus) aus; mehrere ähnliche Gattungen bilden eine Ordnung, so wie endlich mehrere Ordnungen die Classe ausmachen. Man möchte fast dabey an die Eintheilung einer Armee denken. Sie selbst ist die Classe; ihre Brigaden sind die Ordnun-

gen, die Regimenter die Gattungen, die Companien die Arten, jeder Soldat ein Individuum, und, wenn man will, Infanteristen, Cavalleristen u. d. Varietäten. Doch hat auch dieses Gleichniß den Fehler mehrere Gleichnisse an sich, daß es von andern Seiten hinkt. Es fällt von selbst in die Augen, daß bey der Anordnung eines künstlichen Systems alles auf gewisse Charaktere und Kennzeichen ankomme, die die einzelnen Thiere miteinander gemein und nicht gemein haben. Aristoteles legte die Füße und ihre Bildung zum Grunde seiner Eintheilung, und nahm drey Ordnungen der Säugethiere an: mit ungepaltenem Hufe, mit gespaltnem, und mit gefingerten Füßen. Klein und Hallen suchten dieses System vollkommner zu machen, und lange galt es, bis Linné mit einem ganz neuen hervortrat. Er wählte die verschiedne Bildung der Vorderzähne zum Grunde seiner Eintheilung, und verband damit die Rücksicht auf ihre Lebensart, die freylich mit von der Art des Gebisses abhängt. Allein, bey aller Verehrung, die den Verdiensten dieses unsterblichen Mannes gebührt, kann man doch nicht läugnen, daß seine Methode, die Säugethiere zu ordnen, große Unbequemlichkeiten habe. Denn nach ihr kommt, um des Gebisses willen, der Elephant mit dem Faulthiere, der Fgel mit dem Löwen, das Pferd mit dem Schweine in Eine Ordnung; die Fledermäuse gehören nun drey Ordnungen an, und müssen um ihres Gebisses willen getrennt werden, und Thiere von der verschiedensten Lebensweise kommen da nebeneinander zustehen. Dieß veranlaßte den scharfsinnigen Naturforscher Blumenbach, auf ein neues System für die Säugethiere zu denken, und man kann nicht läugnen, daß ihm seine Bemühung vortreflich gelungen ist. Er nahm weder auf die Behen, noch auf Klauen, noch auf Zähne allein Rücksicht, sondern auf die gaitze Gestalt und Natur der Thiere. Ohne sich dadurch irre machen zu lassen, daß das Faulthier mit seinen Eck- und Backenzähnen, mit dem zahnlosen Ameisenfresser, und der Hirsch mit dem Schwein in Eine Ordnung kommen mußten, folgte er den am meisten in die Augen fallenden Merkmalen, dem ganzen Habitus des Thieres, und so bildete er zwölf Ordnungen Säugethiere, an deren Spitze er den Menschen stellt, und die er folgendermaßen bestimmt:

- I. Ordnung. Inermis. Der Mensch mit zwey Händen.
- II. Ordnung. Pitheci. Thiere mit vier Händen: Affen, Paviane, Meerkafe, Makis.

- III. Ordnung. Bradypoda. Thiere mit langen, hackenförmigen Krallen, deren ganzer Körperbau auf den ersten Blick Faultheit verräth: Faulthiere, Ameisenbären.
- IV. Ordnung. Sclerodermata. Thiere mit sonderbaren Decken, und zwar 1) mit Schuppen: das formosane Teufelchen; 2) mit Schildern: Panzerthiere; 3) mit Stacheln: Igel, Stachelschweine.
- V. Ordnung. Chiroptera Thiere mit Flughänden oder Füßen: Fledermäuse.
- VI. Ordnung. Glires. Nagethiere: Mäuse, Maulwürfe, Hasen und andre kleinere vielzellige Thiere.
- VII. Ordnung. Ferae. Reisende Thiere, die Menschen und Thiere anfällen: Bären, Hunde, Katzen.
- VIII. Ordnung. Solidungula. Einhufige Thiere: Pferde, Esel, Zebra.
- IX. Ordnung. Bifulca. Thiere mit gespaltnen Klauen: Kameele, Schaafse etc.
- X. Ordnung. Belluae. Dünnschaarte Ungeheuer mit plumpen Füßen: Elephant, Nashorn, Tapir.
- XI. Ordnung. Palmata. Thiere mit Schwimmsfüßen: Biber, Seehund.
- XII. Ordnung. Cetacea. Wallfische, die nur den unächtlichen Rahmen mit den Fischen gemein haben, übrigens aber den Säugethieren gänzlich angehören, indem sie durch Lungen athmen, lebendige Jungen gebären und sie säugen.

Dies sind nun die interessanten Ordnungen der Säugethiere, die jetzt, mit Ausschluß der ersten, unsre Aufmerksamkeit beschäftigen werden, um die Thiere, die mit uns, außer ihrem Aufenthalt, so Manches gemein haben, näher kennen zu lernen, und den Schöpfer der Natur, der seinen großen Zweck, Glückseligkeit und Leben zu verbreiten, auf eine so mannigfaltige Weise zu erreichen wußte, auch darin zu bewundern.

## II. Ordnung.

Pitheci.

Vierhändige Thiere.

Tab. I. IX.

I. Familie.

Wahre Affen.

Der Schimpanse 1. Der Drangutang 2. Gibbons 3. 4.  
Der gemeine Affe 5. Der Hundskopfsaffe 6. Der Mo-  
loch 44.

Schon der einzige Umstand, daß man dem Affen die Ehre erzeigt hat, ihn unmittelbar an das Menschengeschlecht in der Reihe der Geschöpfe zu stellen, ja, daß Einige sogar den Menschen zu weiter nichts, als zu einem cultivirten Affen machen wollten, würde den Thieren dieser Gattung eine ausgezeichnete Stelle und eine ausführlichere Behandlung in Unterhaltungen über die Säugethiere verschaffen, wenn sie auch nicht schon bloß als Thiere betrachtet so viel Merkwürdiges hätten. Denn in der That, ihre mannigfaltige Gestalt und Farbe, ihr unerschöpflicher Reichtum an drolligen Geberden und Wendungen, ihre außerordentliche Gewandtheit, ihre nicht gemeine List, wodurch sie, zum Theil in Gesellschaften vereinigt, für ihren Unterhalt und ihre Sicherheit sorgen, ihr ausgezeichnetes Talent, die Vossenreißer der Natur zu seyn, das alles räumt den Affen unter den Thieren, die sich durch ihre Säugethiere I.

Instincte vor andern hervorthun, eine der vorzüglichsten Stellen ein. Aber alles das ist doch nicht von der Art, daß es uns bewegen dürfte, sie deswegen andern Säugethieren überhaupt vorzuziehen. Denn wenn wir an ihre unersättliche Raubbegierde, ihre schamlose Wollust, ihre kindische Neigung, einander zu necken und dann hämisch schadenfroh die Zähne darüber zu blicken, wenn wir an ihren Fäzorn, an ihre Unfähigkeit, uns nützliche Dienste zu leisten, gedenken, so kann uns alle ihre Droligkeit mit diesen nachtheiligen Zügen nicht ausöhnen, und wir sind sehr geneigt, einer Herde dummer Schafe und alberner Gänse von einer Schaar possirlicher Affen den Vorzug einzuräumen. Ist aber vollends von Klugheit, Gutartigkeit, Treue, Anhänglichkeit an Menschen die Rede, so hält der Affe mit dem klugen Elephanten, dem gutartigen Pferde, dem treuergebnen Hunde vollends keine Vergleichung aus. Seine Nachahmungsgabe ist es vorzüglich, die ihn so unterhaltend für uns macht, und ihm den Schein einer Klugheit gibt, die er wirklich nicht besitzt. Denn gar oft ist sein Nachahmen weit mehr die Folge seiner den unsrigen ähnlichen Glieder, als der Ueberlegung und des Verlangens, etwas so geschickt anzugreifen, als der Mensch. Und wie zwecklos, wie ungereimt, wie lächerlich, wie übereilt ist nicht alles, was er thut. Nie verwendet er seine Anlagen zu einem für uns erspriesslichen Zwecke. Unsere Wohlthaten rühren ihn nicht, und nur der Stock kann sein niederträchtiges Gemüth zum Gehorsam zwingen. Wir können ihn zum Sklaven peitschen, aber nie zum Hausthiere erziehen, und wenn wir auch noch so viel für ihn gethan haben, so erwacht auf einmal seine Bosheit. Hämisch grinst er seinen Freund wie seinen Feind an, beißt nach der Hand, die ihm sein Futter reicht, und zerßört lieber, als daß er etwas Nützliches leistete. Wahrlich, tiefer konnte man den Menschen nicht demüthigen, als dadurch, daß man so gar viel Aehnliches zwischen ihm und dem Affen entdecken wollte; als wenn die Art zu gehen, zu stehen, zu essen und andre Bewegungen zu

machen, das Charakteristische am Menschen wäre. Hat doch die Natur selbst die Gränzlinie zwischen Menschen und Affen, auch in Absicht des Physischen, scharf und bezeichnend genug gezogen. Die unlängbaren Bemerkungen, daß schon das Skelet des Affen von dem menschlichen sehr abweiche; daß der untere Theil seines Schädels stark hervortritt, weil auch bey ihm zwischen den Oberkiefern der den Säugethieren eigne Knochen sich findet, in dem die obern Schneidzähne sitzen; daß die Hüften schmaler, die Lenden platter sind; daß dem Affen und selbst dem berühmten Drangutang die Sprachwerkzeuge fehlen; daß er nur in heißen Ländern sich vermehre, in gemäßigten mit Mühe fortkomme; daß er nie ein Menschenalter erreiche; daß er sich wohl abrichten, aber nie erziehen lasse; diese und manche andre Erfahrungen machen die gerühmte Aehnlichkeit zwischen Menschen und Affen ziemlich verdächtig; gesetzt auch, daß es mit dem periodischen Blutverlust der Affinnen, und dem Erben der Pocken und Masern von den Menschen seine vollkommene Richtigkeit hätte. Bey dem Allem wollen wir die vielen Fertigkeiten der Affen und das, was sie durch einen glücklichen Instinct leisten, nicht herabsetzen, wollen ihnen ihre unerschöpfliche Unterhaltungsgabe nicht abprechen. Sie leben oft unter sich gesellschaftlich, jedoch nur solche die zu Einer Familie gehören, wissen gemeinschaftliche Maaßregeln zur Plünderung der Gärten Felder zu nehmen, Schildwachen zu ihrer Sicherheit aufzustellen, diese, wenn sie ihre Pflicht versäumen, mit dem Tode zu bestrafen, und Vorräthe für die Zukunft zu sammeln. Sehr gut verstehen sie den Menschen und antworten ihm mit tausend Grimacen. Schnell wechselt bey ihnen Zorn und Freude, Schüchternheit und Troß, und sie pflegen ihre Leidenschaften so comisch auszudrücken, daß auch der Schwermüthigste lachen muß. Zu Pantomimen sind sie geboren, und leicht lassen sie sich abrichten, alles nachzuäffen. So sah und hörte man in Paris ein berühmtes Miauconcert (concert miaulant), in dem ein Affe den Musikdirector machte. Mit affi-

cher Gravität stund er vor seinem Notenpult und schlug gewaltig den Tact, wobey auf ein gegebenes Zeichen die Razen um ihn her, deren jede auch ihr eignes Notenpult hatte, mit abscheulichem Miauen einfielen. Ein ähnliches, fast noch comischeres Schauspiel gaben dem berühmten Gondamine seine Freunde in Peru. So wie der Vorhang aufgezo-gen wurde, sah er auf einmal eine Menge Affen in astronomischen Beschäftigungen vor sich. Die Einen guckten eifrig durch Fernrohren, Andre sahen nach den Penduluhren, wieder Andre schienen die gemachten Beobachtungen sorgfältig aufzuzeichnen, und noch Einige blätterten ernsthaft in Hefen und hatten das Ansehen, in tiefem Nachdenken versunken zu seyn. Nicht wenig erschrock einst Alexanders Armee, als sie in der Ferne Truppen anrücken und macedonische Manöver machen sah; allein, in welcher lautes Gelächter mußte sie nicht ausbrechen, als sie ihren Feind, lauter Affen, näher kennen lernte, die ihr diese kriegerische Geschicklichkeit abgelernt hatte. Doch noch weit belustigender war der Auftritt, zu dem ein Affe in einer Kirche Veranlassung gab. Ihn hatte Kabassan, ein Priester in America, erzogen, und so an sich gewöhnt, daß er unzertrennlich um ihn war. So oft Kabassan in die Kirche gieng, schloß er ihn daher sorgfältig ein. Einst entwischte er aber doch, kam, während Kabassan predigte, auf die Kanzel, und setzte sich, unbemerkt von seinem Herrn, auf den Rand derselben nach hinten zu. Jede Bewegung, die der Prediger machte, ahmte nun der Affe treulich nach. Die Gemeine fängt laut zu lachen an. Kabassan verweist ihr schonend ihre Unart. Das Gelächter nimmt zu. Der Prediger geräth in Eifer und gesticulirt heftig; der Affe nicht minder, und damit wird das Lachen immer unändiger. Da nun der Eifer des vermeintlich verspotteten Predigers immer größer und also auch die Bewegungen des Affen stärker, das Lachen anhaltender wurde, so winkte ihm Jemand, sich umzusehen. Nun konnte er weiter nichts, als mitlachen und seine Predigten enden, weil weder er im Stande war, weiter zu predi-

gen, noch die Gemeine ihn länger anzuhören. Und wer unter uns hätte nicht herzlich mitgelacht?

Man kennt bereits über 60 Affenarten. Ihre ihnen allen gemeinschaftlichen Charaktere sind, außer den vier Händen mit freyen Fingern, vier dicht einander schließende gleichlange Vorderzähne, längere, von den übrigen abstehende Eckzähne und stumpfe Backenzähne. Nach der Verschiedenheit des Schwanzes und der Backentaschen hat man sie in fünf Familien getheilt. Es ist der Mühe werth, die Vorzüglichsten von ihnen näher kennen zu lernen. Schwanzlos sind die Affen der ersten Familie, oder die wahren Affen.

So groß unter diesen der Ruf des Drangutangs ist, und so menschenähnlich die meisten Abbildungen, die man von ihm hat, ihn darstellen, so ist doch der Schimpanse (S. Troglodytes, l'homme de bors, Waldmensch, Pongo, Gocko, Barris I) unläugbar der wichtigste, dem Menschen in Gestalt und Elten am nächsten kommende Affe, von dem gar vieles gilt, was man auf Rechnung des Drangutangs geschrieben hat. Er ist im Innern von Africa, in Congo, Angola u. c. zu Hause, und der größte Affe, den man kennt, indem er fünf bis sechs Fuß hoch ist. Von den übrigen Affen unterscheidet er sich dadurch, daß er weder Backentaschen noch Gefäßschwienen, dagegen aber Waden hat. Doch gilt das auch vom Drangutang, den Einige deswegen bloß für einen kleinern Schimpanse halten wollen. Stark und muskulös ist sein Körper, und ziemlich menschenähnlich sein Gesicht, das, wie die Vorderhände, Brust, Bauch, Schenkel, Kniee, nackt oder wenig behaart zu seyn pflegt. Die Haare an seinen Armen haben eine verschiedene Richtung, von der Schulter bis zum Ellenbogen niederwärts, von der Handwurzel bis zu jenem aufwärts, gerade wie bey dem Menschen, mit dem er auch in Absicht der abstehenden kürzern Daumen übereinkommt. Schmutzig fleischfarbig sind die nackten Stellen, die Haare aber schwärzlich, auch grau. Stärke und Kühnheit besitzt der Schimpanse in einem solchen Grade, daß er Menschen



und Thiere anfällt, und selbst Elephanten mit Faustschlägen verfolgen soll. In den dicksten Wäldern hält er sich truppweise auf. Hier soll er sich eine Art von Laube gegen Wind und Wetter, und besonders zum Wochenbette bauen, und gern dem Feuer nachgehen, das die Wilden im Walde anmachen und davongehen. Doch ist er nicht so klug, es mit nachgelegtem Holze zu unterhalten. Es ist sehr möglich, daß man schon solche um ein Feuer versammelte Affen für Wilde ansah, aber eben so möglich, daß man jezuweilen auch Wilde für Affen hielt, und daß durch eine solche Verwechslung manche Erzählung von Affen entstanden ist, die gar menschlich lauter. Vielleicht ist dahin auch mancher Kinderdiebstahl und die Weiberentführung zu rechnen, die man Affen Schuld gegeben hat. Trotz seiner natürlichen Wildheit läßt sich der Schimpanse zähmen und zu manchen Diensten abrichten. So sah man schon solche Affen Wasser und Holz tragen, Gläser spülen, Bratenwender umdrehen, Weizen stampfen u. d. m. Doch lauft bey allen diesen Geschäften immer etwas Affenmäßiges mit unter. So ließ zum Beyspiele der, den man zum Wasserhohlen abgerichtet hatte, wenn man ihm nicht, sobald er kam, den Krug abnahm, denselben mit großem Geschrey fallen. Ernsthaft, aber sanft und folgsam war der, den Buffon 1740 in Paris sah. Wenn man ihn besuchte, so gab er Einem die Hand; mit einer Gesellschaft gieng er gravitatisch, als wäre ihres Gleichen, auf und ab, und begleitete die Gehenden höflich bis an die Thüre. Bescheiden nahte er sich Unbekannten ließ sich von ihnen gern lieblosen und beleidigte kein Kind. Trockne, reife Früchte aß er lieber, als andere Speisen, die er aber doch alle genießen konnte, und Milch, Thee und überhaupt süße Getränke zog er dem Wein vor, den er sehr mäßig trank. Er schenkte sich selbst ein, stieß vertraulich mit seinem Nachbar an, bediente sich des Messers, der Gabel, der Serviette bey Tische, wie andre Giste, und wußte seinen Thee mit Milch ganz ordentlich einzuschenken und Zucker hineinzuthun. Oft that er das Alles von selbst

unaufgefordert; war das nicht der Fall, so bedurfte er nur eines Winks von seinem Herrn. Auch la Brosse's zwey junge Schimpanse'n zeigten viele Anlagen. Durch ein Zeichen forderten sie von den Schiffsjungen, was sie haben wollten. Gehorchten diese ihnen nicht, so wurden sie böse, bissen nach ihnen und warfen sie wohl auch hin. Das Männchen davon erkrankte, und es mußte ihm zweymal zur Ader gelassen werden. So oft ihm hernach etwas fehle, reichte es den Arm hin. Ein Andres soll seine verstorbene Gattin bitter beweint haben und ihr in zwey Tagen gefolgt seyn. Le Gütat sah in Java einen solchen Affen, der comisch genug war. Er gieng gewöhnlich wie ein Mensch zu Bette, deckte sich ordentlich zu, band sich, wenn er unpaß war, ein Schnupftuch um den Kopf, und lag mit allem Ernst eines Patienten im Bette. Ist es wahr, daß diese Schimpanse'n, wenn sie Auster'n fangen, und das Thier aus den Schalen heraushohlen wollen, einen Stein zwischen diese legen, um nicht gekneipt zu werden, oder auch, daß sie dieselben auf einen Stein legen und mit einem andern darauf schlagen, was man auch von andern Affen erzählt, so verräth das einen sehr guten Instinct. Die Neger halten diese Affen für eine wilde Nation, die nur darum nicht sprechen wolle, um nicht zur Arbeit gezwungen zu werden.

Kleiner und höchsten vier Fuß hoch, auch schlanker und schwächtiger ist der Drangutang (S. datyrus, le Joko 2), der in Borneo zu Hause ist, und deswegen auch der ostindische Waldmensch heißt. Auch seine Gesichtsbildung und der dicker behaarte Leib unterscheiden ihn von dem vorigen. Gesicht und Hände sind aber auch bey ihm nackt. Seine Schüchternheit macht, daß man ihn selten zu sehen bekommt, und daß er sich schwer an Gefangenschaft und fremdes Clima gewöhnt. Doch läßt er sich, wenn er ziemlich jung gefangen wird, zähmen und abrichten; immer aber muß man alsdann das, was allmälige Gewöhnung und Nachahmungssucht bey ihm leistet, von seinen natürlichen Handlung wohl un-

terscheiden. So wurde das Drangutangweibchen, das einst ein Prinz von Dranien in seinem Thiergarten hatte, ein gutes, geselliges Thier. Es aß von allen, was man ihm gab, nachdem es erst sehr aufmerksam gekostet hatte, besonders gern aber Braten und Fische, schenkte sich Wein und Wasser ein, bediente sich einer Serviette und eines Zahnstochers, und legte sich wie ein Mensch zu Bette. Bald gieng es auf Zweyen, bald auf Vieren. Zuweilen fing es erbärmlich zu heulen an, vielleicht über den Verlust seiner Freyheit. Seine Stärke, seine Fertigkeit im Klettern und seine Aufmerksamkeit auf alles verdiente Bewunderung. Kaum hatte es einmal das Vorlegeschloß seines Halsbandes öffnen sehen, so versuchte es mit einem Stücke Holz, das Nähmliche zu thun. Es verstand Knoten aufzulösen, Stiefel abzubürsten, Schnallen aufzumachen, und als ein reinliches Thier wuschte es seinen Harn im Zimmer eben so sorgfältig weg, als es seinen Schrank in seinem Gemache abstaubte. So viel übrigens schon über den Drangutang Schimppanse, Foko, Pongo geschrieben ist, so erwarten doch noch immer diese merkwürdigen Thiere einen genaueren Beobachter an Ort und Stelle, um eine Menge Dunkelheit in ihrer Geschichte aufzuklären. In Absicht des Anatomischen verdient Camper den größten Dank, der die Verschiedenheit zwischen dem Baue des Menschen und des Drangutangs mit der größten Genauigkeit bewiesen hat. In der Mitte zwischen diesen beyden Affen sehen wir bey *a* einen andern von dieser Art, den wir einem Reisenden zu verdanken haben. Unläugbar hat die ganze Gestalt viel Menschliches; aber es ist doch auch viel unverkennbar Thierisches in derselben. Es mag wohl Menschen gegeben haben, oder auch noch geben, die um nichts reizender, als dieser Affe waren; allein, daraus kann nichts weder für die höhere Natur des Affen, noch für die niedrigere des Menschen geschlossen werden.

Gehen bey diesen Affen ihre Arme bis an die Kniee und etwas darüber, so ist daran vorzüglich die Kürze der Schenkel Schuld. Aber ganz anders verhält sich das

mit dem Gibbon (S. Longimana, *le Gibbon*), von dem man eine größere (3) und eine kleinere Art (4) kennt. Ausnehmend lange Arme, mit denen sie, auch wenn sie fast ganz aufrecht stehen, die Erde berühren können, gab ihnen die Natur. In seinem platten Gesichte, das ein Kreis von Haaren umgibt, hat der Gibbon fast noch mehr vom Menschen, als die Schimpansen und Drangutangs, aber durch seine Bockentaschen und haarigen Gefäßschwieneln weicht er außer seinen langen Armen sehr von ihnen ab. Man kennt eigentlich drey bis vier Spielarten. Meist schwarz mit grauen Händen ist die Größte, und vier auch mehr Fuß hoch. Der Mittlere hat nur drey, ist am Kopfe, den Händen und Vorderfüßen schwarz, übrigens aber silberweiß. Nicht über drittehalb Fuß beträgt die Höhe des Kleinsten, dessen Farbe am Oberleibe braun, am Unterleibe weißgrau mit braun vermischt ist. Seine haarlosen Fußsohlen sind schwarz. Indien, besonders Malacca, Coromandel ist ihre Heimath, und sanft ihre Naturell.

Schädelweise findet man in Aethiopien, Guinea, Arabien und Indien der gemeinen Affen (S. Sylvanus, *le Pitheque*, Waldteufel, Pitheke 5); aber es ist wohl kaum ein Kind in Europa, das ihn nicht schon bey Bärenföhren oder sonst gesehen hätte, besonders da alle diejenigen, die mit fremden Thieren in Europa herumziehen, ein Paar solche Affen als Figuranten mit laufen lassen. Die holländischen und englischen Matrosen machen sich ein kleines Gewerbe damit, und verkaufen sie für ein Paar Ducaten. Bey uns aber ist von Hundert bis zweyhundert Gulden die Rede. Der Gemeine Affe hat einen länglichen Kopf, ein kurzes, plattes, etwas menschenähnliches Gesicht, das in der Mitte kahl und runzlig ist, abstehende Menschendhren, einen kurzen Hals und kurze Arme. Seine Finger sind nach vorn zu kahl, die länglichen Nägel gebogen und breit, die Daumen flach und ründlich. Jung ist er auf dem Rücken schwärzlich, im Gesichte weißlich; dann wird seine Haarfarbe lichtockergelb; im mittlern Alter mit Grau

gemischt, im höhern Alter Grau ins Braune spielend. Ueberhaupt aber ist seine Farbe gar oft ein sonderbares Gemische. Die eigentliche Haut ist blau. Er hat kahle, fleischfarbige Gefäßschwielen, auf denen er beständig aufrecht sitzt. Im wilden Zustande lebt er von Obst, Wurzeln, Blättern, Eiern und Insecten. Im zahmen gibt man ihm Rüben, Obst, gekochtes Gemüse, eingeweichtes weißes Brod. Er trinkt Milch mit Wasser gemischt, auch Bier. Die geistigen Getränke verschmäht er nicht, und wenn man in seinem vaterländischen Walde eine Brantweinflasche stehen läßt, so berauscht er sich sicher und taumelt seinen Verfolgern in die Hände. Hält man ihn im Hause, so ist ihm das Trinken überhaupt nichts nütze, so gern er auch trinkt, und Leckeren beschleunigen eine Auszehrung, die ihn bald hinrast. Man läßt daher am Besten das eingeweichte Brod die Stelle des Getränks vertreten. Fleisch liebt er nicht. Gibt man ihm zu fressen, so sammelt er, was man ihm darreicht, ziemlich hastig in seine weiten Bäckentaschen, aus denen es hernach hervorgeholt und in Gemächlichkeit verzehrt wird. Auch unter unserm Himmel pflanzt sich diese Affenart fort. Im zehnten Monate wirft die trachtige Affin ein Junges, höchst selten zwey. Nichts kann zärtlicher seyn, als ihre Liebe gegen dasselbe. Sie gibt ihm ein halbes Jahr ihre Brust und behält es drey Jahr um sich. Will der Säugling etwas Anderes fressen, so reißt sie ihn davon weg und klopft ihn auf die Finger. Hat eine Affenmutter kein Junges, so stiehlt sie einer andern eins, und es entsteht daraus so ein Zerren und Reißen, daß das arme, bestrittene Junge nicht selten das Opfer wird. Obgleich der gemeine Affe nicht größer als ein Fuchs ist, so ist er doch so stark, daß, wenn er in Wuth geräth, kaum ein starker Mann mit ihm fertig werden kann. Gegen seine Wohlthäter ist er oft recht artig und bescheiden; doch zeigt er ihnen bisweilen die Zähne, wechselt drohende und schmeichelnde Geberden, und man sieht ihm nicht selten deutlich an, daß er mit Verdruß gehorche. Wenn er recht zahm ist, so kann

man ihm zwar frey herumlaufen lassen; doch ist es nie rathsam, weil er nicht alle Personen leiden kann, und dann die, die ihm zuwider sind, grimmig anfällt. List, Gewandtheit, Gelehrigkeit, Nachahmungsgabe besitzt er in hohem Grade. Am gewöhnlichsten gibt er Freude, Abscheu, Unwillen, Begierde, durch eine unglaublich schnelle Bewegung der Lippen und schleuniges Zähneklappern zu erkennen. Nichts fürchtet er mehr, als Raubvögel. Er flieht dann mit einem ängstlichen Geschrey, Si, Na, in einen Winkel und verbirgt sich. Oft überfallen diese Affen in zahlreichen Schwärmen die Pflanzungen, und thun den Baum- und Gartenfrüchten großen Schaden, indem sie weit mehr abbeißen, als sie fressen können. Durch den Gebrauch, den man von ihren Fellen machen kann, wird dieser lange nicht vergütet.

Dem gemeinen überaus ähnlich ist der Hundskopffaffe (S. Innus, le Magot, Buschgott &c.), so daß es zuweilen schwer ist, beyde bestimmt zu unterscheiden, zumal da beyde Arten in mehrere Varietäten ausgeartet zu seyn scheinen. Inzwischen scheint doch der dickere Kopf, das längere Gesicht, die mehr hervorstehende Schnauze, die Verschiedenheit der Sitten ihn als eine eigne Art auszuzeichnen. Das Innere von Africa ist seine Heimath. Auch er hat, wie der Vorige, über den Gefäßschwielen einen ganz kleinen knorpellosen Lappen, der zwar kein eigentlicher Schwanz ist, aber doch als Bindeglied zwischen der schwanzlosen und kurzgeschwänzten Affenfamilie dienen kann. Fast alles Mögliche frißt und sauft dieser Affe, selbst die unangenehmsten Dinge, Tabak, unreife Früchte, stinkende Käser, Ameisen, Mehlwürmer. Die Fliegen fängt er sehr geschickt mit der Hand, aber Regenwürmer und Schnecken sind ihm höchst zuwider. Gibt man ihm Korn, so füllt er sich damit seine Bäckentaschen, und nimmt hernach bey mehrerer Muße eins nach dem andern heraus und schält es einzeln ab. Man kann sich nicht enthalten, bey diesen Bäckentaschen an den ersten Magen der wiederkauenden und den Kropf der gefiederten Thiere zu denken, und in ihnen eine

höchst wohlthätige Anstalt des Schöpfers der Natur zu sehen, um diesen Thieren, die ihr Futter oft höchst eilig zu sich nehmen, ein Magazin zu geben, aus dem sie bey ruhigerer Zeit etwas hervorholen können. In hitzigen Getränken übernimmt sich der Hundskopfsaffe bis zum Rausche. Mit seinen Lippen und Zähnen macht er keine solche Bewegungen, wie der gemeine Affe, dagegen aber bewegt er, wenn er auf etwas begierig ist, die Stirnhaut ungemein schnell hin und wieder, und hält das offene Maul treuherzig entgegen. Je nachdem er früher oder später in Gefangenschaft kommt, ist er unbändig oder zahm. So beobachtete ein Naturforscher eine Affin dieser Art, die so sanft war, daß man ihr sogar das, was sie in ihren Bäckentaschen hatte, herausnehmen durfte. Kinder und Katzen liebte sie ungemein. Frauenzimmern aber war sie sehr gram, eine Beobachtung, die man überhaupt an den weiblichen Affen macht. Africa ist die wahre Heimath dieser Affen. Man findet sie aber auch auf den nackten Felsen von Gibraltar, und man begreift kaum, wovon sie leben. Weder die Mauren, noch die Spanier, noch die Engländer konnten sie vertreiben. Immer fanden sich unter diesen Affen Elliotte, die ihr Eigenthum, die unwirthbaren Felsen, vertheidigen, und selbst die in der Tiefe arbeitenden Minirer mit Steinwürfen empfangen. Auch auf dem Vorkirge der guten Hoffnung und in Corsica sind sie einheimisch; ja, auf der letztern Insel sollen im sechsten Jahrhunderte mehr solche Affen als Menschen gewohnt haben.

## Tab. II.

## Zweyte Affenfamilie.

## Paviane.

Der große Pavian 7. Der kleine 8. Der Schweinschwanzaffe 9. Der Mandrill 10. Der Choras 11. Der Schweinskopfsaffe 12.

Weniger menschenähnliches im Gesicht und weit eher etwas vom Schwein haben die Mitglieger der zweyten Affenfamilie, die man Paviane, oder auch kurzgeschwänzte Affen nennen kann. Ihre schwarzen Hände ausgenommen, ist an den Pavianen alles thiermäßig, der dicke Kopf, die lange Schnauze, der etwas gebogene Schwanz, die braunen Ohren ohne Ränder und Lappen, der braunrothe, zottige Körper. Blutroth und narbenvoll sind die Gefäßschwielen, und ungemein weit die Bäckentaschen. Nur die Größe unterscheidet den großen 7 von dem kleinen 8 Pavian (S. Sphinx, le Papoin). Sie bewohnen die heißesten Gegenden Africa's, und nehmen ihre Nahrung bloß aus dem Pflanzenreiche. Man kann nicht genug Abses von dem Pavian überhaupt sagen, den er scheint an Wildheit und hämischer Bosheit alle zu übertreffen. Seine Wuth, sein Starrsinn, seine Falschheit machen ihn selbst für Menschen gefährlich, und er kann sich ihnen und Hunden durch seine Zähne und Klauen furchtbar machen. Wüthend ergreift er in der Gefangenschaft die eisernen Stäbe seines Käfigs, rüttelt daran, so daß man alle Augenblicke glaubt, er werde umfallen, und empfängt seine Wohlthäter mit hämischen Zähnefletschen. Schamloser kann kein Thier als er seyn. Ihn macht seine Ausgelassenheit einem Menschen von reinen Sitten und Gefühl unerträglich, und er zeigt stolz auf seine Abscheulichkeiten, am liebsten seinen häßlichen Hintern. Unverschämt sind zwar alle Affen, doch

macht sie die Peitsche etwas bescheidner als der Pavian nicht leicht wird. An Instinct fehlt es ihm nicht. Dieß bewies der kleine Pavian, der einst im Zimmer eines an einem innerlichen Geschwürre kranken Mannes gleich hinter einem Hunde lag. Dieser führte sich unartig auf, und belästigte den Pavian durch einen übeln Geruch. Anfangs sprang er öfters auf und kam wieder zu seiner Lagerstätte; endlich aber wurde er der Sache müde und suchte einen Holzsplinter, mit dem er bey der nächsten Unart des Hundes die Quelle des übeln Geruch zu verstopfen sich bemühte. Ueberlaut mußte der Kranke darüber lachen. Erschütterung bewirkte ein glückliches Brechen des Geschwürs, und er wurde sehr bald ganz wieder hergestellt. Auch bey gemeinschaftlich unternommenen Mäuderungen der Weinberge, Obstgärten und Felder in Indien und auf dem Cap benehmen sich die Paviane klug genug. Unter tiefem Stillschweigen formiren sie von ihrem Berge bis zu dem Orte den sie bestehen wollen, eine Linie. Jeder wirft nun dem ihm zunächststehenden die Frucht, die er von seinem Nachbar empfangen zu, und so ist die Weinlese, die Ernte bald geendigt, und der Vorrath an Ort und Stelle gebracht. Ringsherum halten Einige Wache; nähert sich eine Gefahr, so schreyt die Schildwache laut auf. Jetzt ergreift alles die Flucht, wobey die Jungen auf den Schultern ihrer Mütter reiten. Man findet zuweilen, nach einem solchen übereilten Rückzuge, einen oder den andern Pavian zerrissen an der Straße liegen, und will sie für Schildwachen halten, die ihre Schuldigkeit nicht gethan haben, und deswegen bestraft worden sind. Rohes Fleisch frisst kein Pavian, so zubereitet aber, wie wir es essen, sehr gern. Ungemein liebt die Pavianin ihr Junges und erdrückt es bisweilen vor lauter Liebe, indem sie es beständig in ihren Armen trägt. Die Stimme dieser Art ist ein Grunzen.

Weder so häßlich noch so wild ist der sehr seltne Schweinschwanzaffe (S. Nemestrina, *le Maimon*, Waldgott 9) aus Sumatra. Doch ist auch er keine

Schönhelt. Ihn zeichnet sein ziemlich nackter Schweinschwanz aus. Er ist braun, über der Stirn aber dunkler, als am übrigen Leibe, hat ein ziemlich plattes, kahles Gesicht, und um das Maul einzelne Barthaare stehen. Klein und roth sind seine Gefäßschwienlen, kahl seine Finger, so wie er überhaupt nicht stark behaart ist. Er hat, wenn er sitzt, gegen drey Fuß Höhe und scheint ein frommes, schmeichelndes Thier zu seyn, das gegen die Kälte sehr empfindlich ist.

Etwas größer, aber nicht ganz so unbändig und schamlos, als der wahre Pavian, ist der Mandrill (S. Maimon, *le Mandrill* 10), den Andre auch Maimon, jawohl gar Teufel nennen. In der Häßlichkeit können sie es übrigens ganz wohl miteinander aufnehmen. Aus den Löchern seiner Nase fließt fast beständig ein Schleim, den das garstige Thier mit der Zunge auffängt. Sein Kopf ist dick, die Nase klein, die Schnauze lang, das Maul mit gelben Zähnen besetzt und mit dünnen Lefzen umgeben. Die vier Hände haben keine Haare, die Fingerglieder sind nur am zweyten und dritten Gliedknochen abgesetzt, die großen Fußzehen dick, die Nägel glatt und schwarz. Die Farbe seiner Haare ist eine Mischung von braun, gelb und schwärzlich. Selten geht er auf allen Vieren, und fast immer sitzt er auf seinen blutrothen Gefäßschwienlen. Africa, besonders die Goldküste, ist seine Heimath.

In der Form des langen Kopfs und des ganzen Buchses kommt ihm der Choras (S. Mormon, *le Choras* 11) gleich; aber doch zeichnet diesen die blutrothe Nase zwischen den himmelblauen, tiefgefurchten Backen hinlänglich aus. Glatt und fleischfarbig ist die innere Seite seiner Ohren, Hände und Gefäßschwienlen, in deren Mitte der After herzförmig erhaben liegt. Seine Farbe ist braun, grau schattirt, hie und da gelblich weiß. Ein solcher Bart ziert auch das Kinn. Durch das dünne Haar der Lenden scheint die violette Farbe der Haut. Am Hinterkopfe bilden seine Haare eine Haube. Bis ins sechste Jahr ist er ganz grau. Erst nachher bekommt

er seine bunte Maske. In Absicht auf Gelehrigkeit, List, Neugierde, Behendigkeit, unaufhörliche Unruhe und Zornmüthigkeit ist er ein wahrer Affe. Reinlichkeit scheint er zu lieben. Wenigstens sah man einen Choras, der sein Behältniß sorgfältig rein machte, und sich Gesicht und Hände sorgfältig mit seinem Speichel wusch. Er schläft mit abwärts hängendem Kopfe an irgend etwas angelehnt, geht oft auf allen Vieren, und grunzt wie ein Schwein. Seine Behendigkeit macht es fast unmöglich, ihn, wenn er Streiche macht, zu züchtigen, und er weiß durch tausend Wendungen jedem Schlage auszuweichen. Feld- und Gartenfrüchte sind seine Nahrung. Auch Eyer frist er gern. Er kann ihrer achte in seinen Backentaschen verbergen, ohne daß man es ihm sonderlich ansieht. Dann holt er eins nach dem andern hervor, beißt das Ende ab und schlürft es aus. Gekochtes Fleisch verschmäht er auch nicht. Was man ihm zum Fressen hinreicht, beriecht und beguckt er zuvor sorgfältig. Wein und Brantwein kann er in Menge ertragen. Seine Heimath ist Guinea, Malacca, Ceylon. Noch unbekannt ist das Vaterland des schwarzköpfigen Affen (S. Porcaria, *le Singe à tête de cochon* 12), der eine neuere Entdeckung ist. Sein bärenähnlicher Kopf hat einen völliigen Schweinsrüßel. Er ist ungefähr drey Fuß hoch und hat eine schmutzige Farbe, zottiges Haar und einen nackten Bauch. An Häßlichkeit werden ihm wenige seiner Brüder den Rang streitig machen.

### Tab. III. — VI. Dritte Affenfamilie.

#### Meerkazen.

Der Lovando 13. Der Wanderu 14. Der Malbrud 15. Die gemeine Meerkaze 16. Die Diane 17. Der weißhängige Affe 18. Der grüne Affe 19. Der blau-

maulige Affe 20. Der Hutaffe 21. Der Tjalko 22. Der weißmaulige Affe 23. Der Duck 24. Der Mone 25. Der rothe Affe 26. Der schwarznasige Affe 27. Der Palatinaffe 28. Der mit dem Flügelbarte 29. Der Gehörnte 30. Der Langnase 31. Der Perückenaffe 32.

Zahlreicher, als die Pavianfamilie, ist die der Meerkazen (Cercopithec). Ihre Familiencharaktere sind: ein längerer Schwanz, als die Mitglieder jener haben, Backentaschen und nackte Gesäßschwelen.

Man könnte den Lovando (S. Hamadryas, *le Lovando* 13) für einen Pavian halten, wie er denn auch von Einigen so genannt wird; allein, sein Schwanz, der die Länge seines Leibes hat, verweist ihn unter die Meerkazen. Seine außerordentliche Häßlichkeit, sein wilder, schamloser, diebischer Charakter, seine Größe und Stärke machen ihn den Pavianen gleich. Das dicke, struppige Haar am Hinterkose, das äußerst zottige Fell, aus dem die violetten, nackten Hände und Füße hervorsehen, als hätte er einen Schafpelz um, die schwarze Schnauze und die rothbraunen Gesäßschwelen — alles ist häßlich an ihm. Seine Farbe ist schwarzbraun, ins Grünliche spielend, am Bauche weißlich. Im Innern von Africa, in Habessynien, Yemen &c. findet man den Lovando. Er ist ein unverschämter Räuber, wozu ihm sein ausgezeichnet starkes Gebiß zu statten kommt. Mit Andern truppweise vereinigt, soll er die Kaffeepflantagen und Felder in Arabien überfallen, zuvor aber genau recognosciren lassen. Ein tiefes Stillschweigen herrscht dabei; wagt ein plauderhaftes Junges, sie zu unterbrechen, so bekommt es Ohrfeigen genug. Man erzählt von den Lovandos eben das methodische Plünderungssystem, dessen wir oben bey dem Paviane erwähnt haben. Auch Insecten, besonders Ameisen, liebt dieser Affe. Die Letztern läßt er sich auf die Hände kriechen, die er dann ableckt. Seine Stimme ist ein Gekreisch. Schlägt man

ihn, so weint und ächzt er. In Aegypten wird er zuweilen als Kettenhund gebraucht. Wenn man ihn als zahm im Hause hat, so spielt er gern mit Kindern. Zuweilen nimmt er sie aus der Wiege, herzt sie, lauft wohl mit ihnen aufs Dach; sehen es die Eltern, so müssen sie bey aller ihrer Herzensangst stillschweigen, wenn der Affe nicht das Kind wegwerfen soll, um desto schleuniger die Flucht zu ergreifen.

Eben nicht schön, doch minder häßlich als der Lovando, sieht der Wanderu (S. Silenus, *le Ouanderon* 14) in Ostindien aus, dem sein struppiges Kopfsaar und der lange weiße Bart, bey seinem übrigen schwarzbraunen Anzuge, einen gewissen Anstrich von Würde und Klugheit gibt, die er auch in seinem Benehmen zeigt. Doch wird er indianischen Hdsen als Possenreißer gehalten, und es scheint ihm also, trotz seinem ehrwürdigen Barte, nicht besser zu gehen, als es schon manchem Menschen von vorzüglichen Anlagen an nicht indianischen Hdsen ging. Vor ihm sollen, wie wenigstens die Indianer behaupten, die andern Affen eine sehr große Hochachtung haben; und sind es etwa bloß Affen, die in einem langen Barte etwas Ehrwürdiges fanden? In Wäldern lebt der Wanderu von Knospen und Früchten, und ist von Natur ziemlich wild, läßt sich aber, wenn er jung gefangen wird, leicht zähmen. Von seiner Vorsicht im zahmen Zustande gab einst Einer einen Beweis, indem er ziemlich lange ein gläsernes Geschirr führte, ohne es zu zerbrechen. Er soll jezuweilen den Indianerinnen nachstellen. Daß er auf solchen galanten Streifzügen von unhöflichen Männern zuweilen mit Prügel empfangen wird, ist in der Ordnung. Dann weint er aber auch wie ein Mensch, und klagt den Wäldern seine Leiden.

Mit den Wanderu hat der Malbruc (S. Faunus, *le Malbruc* 15) ein Vaterland gemein. Er geht gewöhnlich auf vier Füßen und läßt sich leicht zähmen. Seine Hauptfarbe ist gelbbraun und schwärzlich, am Banchen aber ist er mehr aschgrau. In Absicht auf Größe, Länge des Schwanzes und Behendigkeit hat er viel Aehn-

liches mit der gemeinen Meerkaze (S. Cynomolgus, *le Macaque*, Hundebesser, angolischer Affe 16), die so häufig zur Schau herumgeführt wird. Sie ist sehr lebhaft und diebisch. In zahlreichen Gesellschaften überfallen die Meerkazen die Reisplantzungen, die Cocos- und andre Fruchtbäume, daher ihnen auch die Neger an der Westküste von Africa mit Pfeilen und Schlingen nachstellen, zumal da sie auch ihr Fleisch gern essen. Wird eine Meerkaze von einem Pfeil getroffen, so sucht eine andre ihr ihn heranzuziehen, oder beißt wenigstens das aus der Wunde herausstehende Holz des Pfeils ab. Die Angst erpreßt dann den Meerkazen ein Hahhahgeschrey, gewöhnlich grunzen sie. So wie sie untereinander gesellschaftlich leben, so halten sie sich auch gern zu andern Thieren, vorzüglich zu Schweinen. Wenigstens sah man zahme Meerkazen täglich, wenn die Zeit war, daß die Schweine auf die Weide getrieben wurden, auf ihnen hinausreiten, und um Mittag, sobald die Glocke schlug, wieder nach Hause kommen. Nichts scheinen sie mit größerm Appetit zu verzehren, als die schwarzen Affen genießen. Sie sind geborne Springer, und wagen es wohl, von Bäumen und aus Fenstern zwanzig Fuß hoch zu springen. Den ganzen Tag gaukeln sie und lernen allerley Kunststücke. So verschieden unser deutsches Clima von dem heimatlichen der Meerkaze ist, die aus den wärmern Gegenden von Africa kommt, so sah man doch schon Junge von ihr auf deutschen Grund und Boden geboren. Ungemein liebt sie dieselben, klist und leckt sie unaufhörlich, kaut ihnen, wenn sie keine Muttermilch mehr genießen, die Speisen vor, warnt sie vor allem, was ihnen zum Fressen nachtheilig seyn könnte, und wascht sie sogar, um sie an unser kälteres Clima zu gewöhnen, im Winter mit Schnee, das empfindliche Kleine mag schreyen, wie es will. Man könnte diese kluge physische Erziehung für fabelhaft halten, wenn nicht die Nachricht davon auf sehr glaubwürdigen Zeugen beruhte. Die gemeine Meerkaze, die man auch

Hundsbeißer, angolischen Affen nennt, ist etwas größer als eine Katze, ihr Schwanz hat die Länge ihres Körpers; dick, rund, oben platt ist ihr Kopf, und sehr ähnlich ihr Gesicht dem des gemeinen Affen. In ihrer Jugend sind ihre Augen hellgrün, im Alter werden sie gelbroth, ein dicker Wulst liegt über ihnen. Weißliche Haare umgeben das Gesicht, und bilden am Rinne eine Art von Bart. Sie hat erhabene und gespaltene Nasenlöcher, ein großes Maul, rundliche schmutzig fleischfarbige Ohren, einen dicken Hals, schlanke Arme und Beine, eine olivengrüne Farbe, grau durchscheinend oben, und eine weißgraue unten, und kahle, fleischfarbige Gesäßschwiele.

Ein angenehmes Aussehen hat die Diane (S. Diana, Erquima 17) mit ihrer weißen Stirnbinde und dem weißen Streife, der über die Vorder- und Hinterfüße herabläuft, was von den übrigen schwarzen, auch fuchsrothen Haaren artig absteht. Congo ist das Vaterland dieses Affen, der alle Arten von Früchten und Erdgewächsen liebt, Fleisch aber verschmäht. So sehr er ein Freund der Wärme ist, so sucht er doch gegen die sengenden Sonnenstrahlen Schutz im Schatten. Seinen Verdruß über kalte Nächte gibt er durch Pfeifen zu erkennen, was bey ihm überhaupt der Ausdruck unangenehmer Empfindungen ist. Sonst ruft er Grek, und antwortet auch immer so, wenn man ihm Grek zuruft. Sein Laut, wenn er plötzlich erschrickt und die Flucht ergreift, ist zuweilen auch Hoi. Er ist ein Freund des Schlafes, geht zur Ruhe, wenn es dunkel wird, und steht erst um sieben oder acht Uhr wieder auf. Den Tag aber über ist er in unaußhörlicher Bewegung, hüpfet, springt und spielt mit sich selbst oder mit andern Thieren, und wird übel-launig, wenn man ihn zur Ruhe zwingen will. Was er bekommen kann, stößt er um, selbst Gefäße mit dünnen Speisen, und dann leckt er sie auf. Die Reinlichkeit liebt er sehr, und er schafft alles fort, was sich mit ihr nicht verträgt. Linné hatte einen solchen Affen, der sehr sanft und freundlich war. Den Tag über war er in un-

auffhörlicher Bewegung, spielte gern mit Knaben, suchte ihnen die Taschen aus, nahm ihnen die Hüte ab, betrug sich aber gegen Frauenzimmer auffallend unfreundlich und wild. Wenn er Suppe einschlürfte, so nahm er seinen Bart, so viel möglich, in Acht; wurde er naß, so trocknete er ihn vermittelst seiner Vorderhände mit Gras oder sonst etwas sorgfältig ab. Fremde Personen grüßte er, indem er die Unterlippe mit dem Barte niederbeugte, seine weißen Zähne sehen ließ, und ein Paar mal mit dem Kopfe nickte. Im Zorn bewegte er die Kimbacken schnell und sperrte das Maul auf, als wollte er Einen verschlingen; auch beißt er dann wohl, so stark er kann. Ihm nicht ganz unähnlich sieht der weißäugige Affe (S. Aethiops, Mangabey 18), den die schneeweiße Farbe seiner obern Augenlieder auszeichnet. Sein Kleid ist eine Mischung von Braun, Grau, Schwarz, Gelb; sein schwärzliches Gesicht ist mit hinterwärts stehenden Haaren eingefaßt, seinen Schwanz trägt er gewöhnlich aufwärts gegen den Kopf zu. Er hat ungefähr die Größe einer Katze und sehr sanfte Sitten. Man kann ihn leicht abrichten. Reizbarer als er ist der grüne Affe (S. Sabaea, le Callitriche 19), der eine schwarze Maske zu tragen scheint. Er schneidet dem, der ihm etwas zu Leide thun will, tausend Gesichter. Seine grünliche Farbe kommt ihm zu seiner Sicherheit sehr zu statten. Denn wenn er mit vielen andern seines Gleichen in seiner Heimath, den Inseln des grünen Vorgebirgs, auf Bäumen sitzt, so kann man ihn zwischen den Blättern schwer erkennen, besonders da er mausstille sitzt. Selbst wenn er geschossen wird, gibt er keinen Laut von sich. Nur verrathen ihn die Nester, die er von Zeit zu Zeit abbeißt und herunterwirft. Weit höher ist ihr Preis, als anderer Affen, was vermuthlich von der Schwierigkeit, sie zu fangen, herrühren mag. In seinem blaulich-schwarzen Gesichte scheint der blaumaulige Affe (S. Sephus 20) einen weißen Schnurbart zu haben, der sich bis unter die Augen hinzieht. Um das Maul selbst steht eine Einfassung von schwarzen Haaren, die nach den



Ohren hin sich richten. Ein Büschel langer blaßgelber Haare befindet sich auf jedem Schläfe, und der Kopf scheint eine grüngelbe mit schwarz vermengte Haube zu haben. Aschgrau mit einer grünlichen Spielung ist der ganze Leib, doch ist der Bauch heller. In Guinea wohnt dieser Affe. Da der Aberglaube sie in einigen Gegenden zu tödten verbietet, so können sie ihre Räubereyen desto ungeahndeter ausüben, und die Obst- und Confecthändler wissen nicht, wie sie ihre Waare vor ihnen retten sollen. Nicht mit Unrecht führt der Hutaffe (S. Sinica, le Bonnet chinois 21) seinen Namen. Vom Wirbel aus breiten sich bey ihm Haare nach allen Seiten hin aus, daß man glauben könnte, er hätte ein rundes Strohhütchen auf. Sein Gesicht ist fast nackt und fleischfarbig. Die Ohren sind ziemlich groß. Auf der dicken Oberlippe stehen einige Warthaare. Seine Farbe ist braun, der Bauch vom Halse an weißgrau. Er ist so groß als eine Hauskatze, ziemlich schlank und niedlich gebaut, und wird gern in Zimmern gehalten. Im wilden Zustande sollen die Hutaaffen sehr räuberisch seyn, und durch ihre Geschwindigkeit, die sie vor stärkern Thieren, als sie selbst sind, rettet, so ziemlich den Meister im Walde spielen. Was sie noch dreister macht, ist die göttliche Verehrung und abergläubische Schonung, die man ihnen in ihrer Heimath, Indien, Bengalen, Ceylan, angedeihen läßt, wo man sogar Affenspitäler hält, indess vielleicht Kranke in ihren Hangmatten verschmachten müssen. Zweymal in der Woche kommen sie in die Stadt und holen die Victualien, die ihnen die fromme Einfalt auf die Terrassen der niedrigen Häuser in Bereitschaft gelegt hat. Würde man das nicht thun, so würde sie schamlos genug seyn, die Ziegel aufzuheben und in die Speisekammern zu steigen. Und so kehren diese Müßiggänger, den Magen und die Backtaschen wohl gefüllt, in die Einsamkeit der Wälder zurück. Demungeachtet überfallen sie bisweilen die Zuckerplantagen, um sie zu plündern. Sobald sich ein Mensch nähert, so ruft der Affe, der die Wache hat, ein warnendes Hui, und die Diebbande rettet sich plöz-

lich nach dem Walde. Die Weibchen springen dann wohl mit dem auf ihnen reitenden Jungen von Baume zu Baume. Die Cocosnüsse lieben diese Affen sehr; doch gereicht ihnen diese Liebhaberey oft zum Verderben. Doch es gibt auch in Absicht ihrer Freudenker, die ihre Unverletzlichkeit nicht anerkennen. Diese werfen ihnen solche Nüsse hin, in die sie Löcher gebohrt haben. Der Affe zwingt nun seinen Fuß hinein, um den Kern herauszuholen. Nun steckt er; man überfällt ihn, und er sucht mit der Nuß am Fuße umsonst zu entfliehen. Eine große Schlangeart verschlingt ihn mit Haut und Haaren. Seine Gelehrigkeit, wie seine angenehme Gestalt macht, daß man ihn gern im Hause hält. Doch ist sein Preis sehr hoch. Er raucht außerordentlich gern, und kann es immer kaum erwarten, bis man ihm wieder eine Pfeife stopft.

Eine sonderbare Verlängerung der nach hinten gerichteten und eine Erhöhung bildenden Scheitelhaare zeichnet den Tjäcko (S. Aygula, l' Aigrette, Eulaffe 22) aus, der aus Java kommt und dort diesen Namen führt. Auch er gleicht an Größe einer Katze. Sein Rücken ist bräunlich mit Grau vermengt, zuweilen auch ganz olivenbraun und glänzend; Brust und Bauch weißlich; Hände und Nägel schwarz. In dem platten, schmutzig fleischfarbigen Gesicht bemerkt man ein doppeltes Grübchen der langen Oberlippe, und eine Einfassung der Backen mit hinterwärts gerichteten Haaren. In einer unaufhörlichen Bewegung sind diese Affen, wenn man sie im Hause hält, springen hin und her, gehen bald auf vier bald auf zwey Beinen grüßen sich untereinander, und umarmen und lieblosen sich dröcklich genug mit tausend Grimacen. Leicht und sehr gern knacken sie Nüsse auf, machen dabey, besonders wenn man ihnen zusieht, eine Menge comischer Geberden, und ihre funkelnden Augen sind dann in beständiger Bewegung. Trotz ihren affischen Tücken sind sie gegen die Menschen sehr zutraulich, durchsuchen ihnen Taschen, Dosen u. stecken alles, was sie finden, zumal auch glänzende Sachen, in ihre Backen-

taschen. Will man es wieder, so haben sie den, der es verlangt, zum Besten, langen es böshaft hervor, zeigen es ihm, und stecken es lachend und unglaublich geschwind wieder hinein. Erzürnt sind sie sehr bald, dann runzeln sie die Stirn, werfen drohende Blicke um sich, beißen auch wohl, doch ohne Kraft, und laufen dann plöblich, wie einer der ein böses Gewissen hat, davon. Unflätzig sind sie im höchsten Grade; so daß sie ihren eignen Unrath in die Hände nehmen und beriechen. Sie schreyen bey Nacht zum östern.

Beständig nickt der weißmaulige Affe (S. Nicotians, *le Singe à bouche blanche* 23) mit dem Kopfe. Sein Fell ist im Grunde ganz braun mit hellern Flecken, ganz weiß aber die Nase, das Maul und das Kinn. Er hat ziemlich dünne Arme und Beine, aber einen langen Schwanz. Guiana ist sein Vaterland. In Amsterdam sah man ihn einst lebendig. An Größe gleicht er dem gemeinen Affen. Ist bey ihm der Anzug ziemlich einfach, so hat dagegen der Duck (S. Memaeus, *le Dole* 24) ein bunteres Kleid empfangen. Eine castanienbraune Stirnbinde, ein gelbrothes Gesicht, rothe Ohren, ein dunkles Halsband, eine hellere Haartrause um dasselbe, schwarze Schultern und Oberarme, eben solche Schenkel, ein weißgrauer mit Schwarz und Gelb vermischter Hinterkopf und Rücken, gelbliche Hände, schwarze Finger, castanienbraune Beine, gewiß, genug Farben für einen Affen. Er kommt aus Cochinchina. In seinem Leibe soll sich der kostbare Bezoar finden, den man als ein herrliches Heilmittel rühmt.

Etwas weniger auffallend ist das Kleid der Mone (S. Mona, *le Mone* 25), obgleich auch in ihren Farben sich eine Mischung von grünlich, braun, schwarz, röthlich und weiß findet. Ueber ihren Augen steht ein erhabener Wulst und eine weißgraue Binde. Lange, weiße Haare umgeben die kahlen, fuchsrothen Gesichtswielen. Dieser Affe ist ein Asiater, dem man das Lob der Sanftmuth, Gelehrigkeit und eines euschmeichelnden Wesens nicht versagen kann. Die Kälte kann er so gut, wie der

meine Affe, ertragen, und er frist, ausser der gewöhnlichen Affennahrung, Spinnen, Ameisen und Fleisch. Wenn Thiere auf ihn losgehen, so sperrt er das Maul weit auf. Jetzt ergreift sie eine Furcht und sie nehmen die Flucht.

Seine fuchsrothe Farbe hat dem rothen Affen (S. Patas, *le Patas* 26) seinen Namen gegeben. Auch bei ihm steht über dem Auge ein Wulst, über dem eine schwarze, und etwas höher eine weiße Querbinde sich befindet. In Africa ist dieser Affe sehr häufig. Die Neger halten ihn für einen wilden Menschen. Auf einer Reise auf dem Senegal bemerkte Brüe zuerst diese Art Affen. Neugierig kamen sie herbei, beguckten von den Nesten der Bäume herab das Schiff genau, und die Bordern machten, wenn sie eine Zeitlang ihre Beobachtungen gewacht hatten, den Hintern Plaz, damit sie nun auch genauer sehen könnten. Endlich wurden sie dreister, und warfen mit Zweigen nach dem Fahrgenze. Jetzt wurde unter sie geseuert, und nun fingen Einige ein abscheuliches Geschrei an, Andere holten Steine, Umrath herbei und warfen nach der Reisegesellschaft, bis sie endlich doch noch die Flucht ergriffen.

Olivenfarbig mit etwas Schwarz an der Rücken- und weißlich an der Bauchseite ist der schwarznasige Affe (S. Talapoin 27), den seine schwarze Nase auszeichnet. Man weiß noch nicht einmal sein Vaterland gewiß, geschweige dann, daß man mit seinen Sitten genau bekannt wäre. Desto besser kennt man den drolligen Palatinaffen (S. Rolowai, *la Palatine* 28) aus Guinea. Er ist ein schmeichelhaftes, folgsames, munteres Thier, benimmt sich gegen seine Bekannten sehr vertraulich, beobachtet aber gegen Personen, die ihm fremd sind, eine schlaue Vorsicht. Wie behend er ist, sah man einmal an einem solchen Affen, der einen Floh fing. Anfangs folgte er ihm ganz langsam, dann aber durchlief er mit seinen Händen unbeschreiblich geschwind alle Theile seines Körpers und fraß ihn, so wie er ihn gefunden hatte, mit so comischen Geberden und so schadenfroher Miene, daß alle Zuschauer laut auf lachen mußten. Die weiße Stirnbinde und die weißen Halsstreifen, die sich an den weißen Bart anschließen, bilden um

den ohnehin dreieckigen Kopf ein artiges Dreyeck, das an eine Halspalatine erinnerte. Sein am Rücken tiefdunkelbraunes Fell scheint wie weißgepudert zu seyn, weil jedes Haar eine weiße Spitze hat. Die ganze untere Seite ist weiß, sollt aber bloß in unserm kältern Clima sich so bleichen, in seinem Vaterlande hingegen schön pomeranzengelb seyn. Sein Schwanz ist ziemlich lang.

Sehr zeichnen sich unter den Meerkaßen der mit dem Flügelbarte (S. *Cephalopterus*, *la Guenon a face pourpre* 29) und der gehörnte Affe (S. *Fatuellus*, *le Sayou cornu* 30) aus. Die steifen Haarbüschel auf dem Kopfe geben dem gehörnten Affen das Aussehen, als hätte er wirklich Hörner. Er lebt in Südindien und hat ein graulichgrünes, schillerndes Fell. Bloß Scheitel, Arme, Hände und Schwanz sind schwarz. Der sonderbare weiße Haarkreis um den Kopf, der sich nach unten in einen Bart zuspitzt, nach den Seiten in Flügel verlängert, gab dem Affen mit dem Flügelbarte seinen Namen. Sonst nennt man ihn auch, um seines violetten Gesichts willen, die Meerkaße mit dem Purgesicht. Seine Hände haben eben diese Farbe, der Leib aber ist schwarz. Sein langer Schwanz hat am Ende einen weißen Haarbüschel. Die Wälder der Insel Ceylon sind sein Aufenthalt. Vermög seiner sanften Sitten läßt er sich leicht zähmen. Früchte, ausserdem auch Blätter und Knospen, sind seine Nahrung. Man findet auch eine ganz weiße Spielart dieser Affen.

Noch ein Paar sehr ausgezeichnete und merkwürdige Affen von der Meerkaßenfamilie können wir nicht übergehen. Sie sind der Langnase (S. *Nasica*, *la Guenon à long nez* 31) und der Perückenaffe (S. *Policomos*, *la Guenon à camail* 32), deren Auszeichnendes ihr Name ziemlich bestimmt angibt. Lang, dünn, rüßelförmig ist die Nase des Erstern, und er hat durch sie ein wahrhaft lächerliches Aussehen. Seine wahre Heimath ist noch so wenig als seine Sitten bekannt. Rothbraun ist seine Hautfarbe, doch fällt sie am Rücken in's Dunklere, als an den übrigen Theilen des Leibes. Das nackte Gesicht ist dunkelfleischfarbig. Um den Hals und an der Brust findet sich

sehr langes Haar, das an der Lehtern in's Rothe fällt. Doch weit stärker ist der Haarwuchs um den Kopf des Perückenaffen. Seine gelblich braune Perücke ausgenommen, die sich an den langen Bart anschließt, ist er schwarzgrau. Sein Leib verdünnt sich nach den Schenkeln zu ungemein. Am langen Schwanz befindet sich ein keulenförmiger Büschel. An Größe übertrifft dieser Affe den Langnase, der drei Fuß hoch ist. In Sierra Leona findet man ihn, wo die Neger aus seiner Haut Taschen zu machen pflegen.

---

 Tab. VI. VII.

## Vierte Affenfamilie.

## Wickelschwanzaffen.

Der Coaita 33. Der schwarze Brillaffe 34. Der Moute 35. Der Löwenaffe 36. Der Sajou 37. Der Winkelaffe 38. Das Todtenkopschen 39.

Alle die Affen, die wir vom Hamadryas an bis zu dieser Familie kennen lernten, hatten lange Schwänze, Bockentaschen und Gefäßschwülen, und gehörten daher zur Meerkaßenfamilie. Allein, wir kommen jetzt zu den Wickelschwanzaffen, als der vierten Affenfamilie, deren Mitglieder weder Bockentaschen noch Gefäßschwülen, wohl aber lange Schwänze haben, deren sie sich als einer fünften Hand zu bedienen wissen. Sie führen auch den Namen Sapajous.

Recht deutlich zeigt uns den Gebrauch, den diese Thiere von ihren Schwänzen machen, ein Blick auf den berühmten Gauckler, den Coaita (S. *Poniscus*, *le Coaita* 33), der die Ehre haben soll, der Anführer dieser neuen Affenfamilie zu seyn. Er hat nur vier Finger an seinen Vorder-

händen und zeichnet sich dadurch unter seiner Familie aus. Sein ganzer Körper ist voll schwarzer, auch brauner struppiger Haare, das Gesicht nackt. Zu Hunderten halten sich diese Affen in den Wäldern des mittäglichen Amerika auf, wo sie, ohne die Erde zu berühren, von Bäumen zu Bäumen ziehen. Unglaublich geschwind schwingen sie sich von Zweigen zu Zweigen. Ist ein Baum zu weit von dem andern entfernt, oder muß die Gesellschaft über einen Fluß setzen, so hängen sich mehrere wie eine Kette an einander von einem hohen Zweige herab. Jetzt schwingt sich diese so lange hin und her, bis der Vorderste in der Schwingung einen Zweig des Baumes, nach dem die Bande hinwill, oder einen Gegenstand am jenseitigen Ufer ergreifen kann, von wo aus er nun die übrigen nach sich zieht. Ihr Schwanz dient ihnen vollkommen als eine fünfte Hand. Sie wickeln ihn, wenn sie klettern, um einen Zweig, führen damit das, was sie an der Erde aufheben, zum Munde, und holen auch Fische aus dem Wasser. Früchte, Insecten, Würmer sind ihre Nahrung. Aber auch sie selbst kann man essen, doch sollen sie nicht zum Besten schmecken. Sie sind kühne, böshafte Thiere, necken den, der durch die Wälder reist, auf alle Art, grinsen ihn an, blicken ihm die Zähne, werfen ihn mit Zweigen und Früchten, lassen von ihrem Baume unter hämlichem Gelächter ihren Harn auf ihn herunter springen ihm auch wohl nach dem Gesichte, wobei sie an ihrem Schwanz aufgehängt bleiben. So lassen sie zumal an den Jägern ihren Zorn aus, die nach ihnen schießen. Wird Einer getroffen, so versammeln sich seine Kameraden um ihn, besehen mit der Miene der Erfahrung und des Mitleidens seine Wunden, ja sie sollen sogar Blätter kauen und als Charpien dargiu legen. Das Weibchen wirft ein Junges, zuweilen auch zwei. Sie säugt sie, wie eine Amme, und trägt gemeinlich Eins davon auf dem Rücken, das Andere unter dem Arm. Wenn man sie jung bekommt, so werden sie allmählich zahm und einschmeichelnd, und verrathen viel Anlagen. Doch bleibt ihnen immer etwas Falsches, Tückisches eigen. Das kalte Klima hat auf ihre Lebensdauer und Munterkeit einen nachtheiligen Einfluß.

Die Holländer nennen diesen Affen Boshduivel, woraus unser Waldteufel geworden ist.

In den ungeheuren Wäldern des südlichen America lebt der schwarze Brüllaffe (S. Beelzebul, *le Harleur noir* 54) in großer Gesellschaft, und unterbricht oft die ideo Stille des Abends durch sein fürchterliches Geheul. Zur Verstärkung seiner Stimme hat er einen eigenen Knochen im Halse. Die Vorübergehenden brüllt er oft unversehens an, und versteckt sich dann, so daß der Unkundige nicht weiß, welch' ein Unhold hier sein Wesen treibe. Oft sollen sich mehrere solcher Affen versammeln und einen Kreis um einen ihrer Brüder bilden, der gleichsam den Präsidenten vorstellt. Dieser fängt nun fürchterlich zu heulen an. Auf ein Zeichen mit der Hand heulen alle ein gräßliches Tutti; auf ein anderes schweigen alle, und er heult dann wieder Solo. An Größe gleicht dieser Affe dem Fuchs. Sein Haar ist dicht, glatt und glänzend schwarz, der Bart stark, sein Auge funkelnd. Die Ohren sind kurz und abgerundet, das Gesicht und die Hände rauh. In seinem Vaterlande heißt er Guaviba, auch wohl Prediger = Meerkeze. Sein Fleisch soll dem Hammelfleische ähnlich schmecken. Den Kopf trägt man in Suppen auf. Mit ihm einerlei Vaterland gemein hat der Alouate (S. Seniculus, *l'Alouate* 55) und der Löwenaffe (S. Leonina, *le Singe à jube de Lion* 56). Beide haben eine Löwenmähne, doch erinnert der Erstere noch mehr an den König der Säugethiere, wegen seiner fuchsrothen Farbe, obwohl seine Gesichtszüge ziemlich menschenähnlich sind, indeß der Letztere schmutzig schwarz ist und eine graue Mähne hat. Beide gehen gemeinlich auf ihren vier Händen, und sind schwer zu zählen. Beide haben Wickelschwänze.

Neußerst lebhaft und unermüdet im Spielen und Steigen ist der Sajou (S. Apella, *le Sajou*, *Kahlbart* 57). Er klettert unaufhörlich, aber zum Springen hat er keinen Muth. Sein Schwanz, den er immer unterwärts gekrümmt trägt, leistet ihm dabei gute Dienste. Fliegen fängt er sehr geschickt in der Luft und frist sie gern. Sein Geschrei hat Aehnlichkeit mit der Stimme junger Truthühner.

Obgleich er aus Südamerica ist, so läßt er sich doch auch in kältern Ländern in einem eingefeuertem Zimmer durch den Winter bringen, pflanzt sich auch wohl fort. Das ziemlich kahle, fleischfarbige Gesicht mit der schwarzen Stirnbinde, Scheitelhaar und Halskrause sieht artig aus; überigens aber ist er dunkelbraun und hat schwarze Hände. Unter dem Rinne hat er einen kurzen Bart. Er ist fast so groß wie eine Katze; sein Schwanz hat die Länge seines Leibes.

Auch sein Landsmann, der Winselaffe (S. Capucina, *le Sai*, Capuziner, Sai, Saju, ledergelber Musfussaffe 38), hat ein drolliges Aussehen. Aber er ist bei weitem nicht so munter, sondern vielmehr traurig und melancholisch, und sehr furchtsam. Die Sonnenwärme sucht er sehr angelegentlich, und das Gefühl der Kälte vermehrt seine Niedergeschlagenheit. Wenn er sitzt, so nimmt er die Beine gern zwischen die Arme, und mit immer seitwärts gehaltenem Kopfe blickt er die Leute an. Ein unaufhörliches Gurren und Winseln macht ihn bei all seinem angenehmen Aussehen und seiner Gelehrigkeit doch öfters zur Last. Erzürnt man ihn, so klafft er wie ein junger Hund, und wirft wohl auch alles, was er gleich habhaft werden kann, Schüsseln, Messer, Steine u. dgl. nach seinem Gegner. Er riecht stark nach Bisam. Wenn man ihm eine Rübe zum fressen und ein Messer dazu gibt, so schabt er sie recht ordentlich. Nüsse öffnet er, indem er sie auf einen Stein legt und mit einem andern darauf schlägt. Den Schnupftoback liebt er sehr. Gibt man ihm eine Düte Toback, so öffnet er sie drollig, nimmt eine Prise, macht die Düte wieder zu, legt sie neben sich hin und bestreicht sich zuletzt den Kopf mit dem Papier. Mit seinen Kameraden lebt er in beständigem Unfrieden. Wenn sich Einer nur regt, so ist der Andere darüber böse. Ueberhaupt ist seine Reizbarkeit so groß, daß man ihn nur scharf ansehen darf, um seinen schwirrenden Klage-ton zu hören. Er ist größer als die gemeine Meerkatze und ziemlich schlank. Sein fleischbraunes Gesicht sieht klug und listig aus. Um seinen Kopf steht ein Kreis von Haaren. Eine mit Warzen besetzte Falte, die der Winselaffe zumal im Affecte aufwärts

ziehen und aufschwellen kann, steht über der Nase mit den weitgespaltnen Nasenbüchern. Die Brust ist rothgelb, das Uebrige dunkler, weil die Haare schwarze Spitzen haben; die Beine sind dunkler, als die andern Theile, die Hände ganz schwarz, die Nägel schmaler und spitziger, als bei andern Affen.

Merklich kleiner ist das artige Todtenköpfchen (S. Sciurea, *le Sapayou orange, aurore, jaune*, gelber Sapajou, Saimiri 39), der schon um seiner Kleinheit willen ausnehmend geschätzt und mit 50 bis 100 Thalern bezahlt wird, obgleich er in Guiana, Brasilien eben gar nicht selten ist. Der schwarze Fleck, der das Maul umgibt, die braunen, struppigen Scheitelhaare, der Kreis von Haaren um den runden Kopf, die großen Ohren, die sonderbare Mischung von pomeranzengelben, rüthlichen, weißgrauen, schwarzbraunen Haaren geben ihm ein angenehmes Aussehen. Nur mit Mühe kann dieses höchst empfindliche Thier in Europa erhalten werden, und leicht beschleunigt die rauhe Luft seinen Tod.

## Tab. VII. & X.

### Fünfte Affenfamilie.

#### Schlaffschwanzaffen.

Der Saki 40. Der Pinche 41. Der Marikina 42. Der Sagrin 43. Der Miko 47. Der Tamari 48.

Noch ist uns die fünfte Familie der Affen, deren gemeinschaftliche Kennzeichen schlaffe Schwänze sind, und die weder Backentaschen noch Gefäßschwülen haben, übrig. Man nennt sie Sanguinens. Unter ihnen machen wir unsern Lesern den possirlichen aber tückischen Saki (S. Pithocia, *le Saki*, Possenreißer, Affe mit dem Fuchschwanz 40)

bekannt. Sein rundes, braunes Gesicht ist mit langen weißen Haaren eingefasst. Die glänzenden, großen Augen stehen weit hervor. Lange, glänzend schwarze Haare, mit weißen, braunen, und gelblichen Spitzen, bedecken den Leib. Brust und Bauch sind etwas heller mit röthlich vermischt; die Hände schwarz. Er ist ein Südamericaner, und wird in seinem Vaterland häufig in Häusern gehalten. Unterhalb Fuß ist seine Höhe.

Kleiner, aber mit einem Schwanz, dessen Länge seinen Körper wohl zweimal übertrifft, versehen, ist der Pinche (S. Oedippus, *le Pinche*, kleiner Löwenaffe, Chichico, Sagovin, Tamarin 41), der selten nach Europa kommt. In Brasilien und in der Gegend des Amazonenflusses ist er zu Hause. Mit tausend Sprüngen und Geberden belustigt er seinen Besitzer. Er hat eigentlich eine schwarze Haut, die aber mit braunen, pomeranzengelben, rothen, schwarzen Haaren an den meisten Stellen des Leibes bedeckt ist. Auf dem Kopfe befindet sich ein langes, schlechtes Haupthaar. Seine pfeifende Stimme weiß dieses drockige Geschöpf so zu moduliren, daß man ein Vögelchen singen zu hören glaubt. Er riecht nach Bisam. Wenn er den Schwanz auf den Rücken legt, was er im Gehen oft thut, so ernüerte man sich dabei an den Löwen, der dieses freilich auch thut, und nannte ihn um dieser keinen Aehnlichkeit willen Löwenaffe. Auch dem allerliebsten, noch kleinern Marikina (S. Kosalia, *le Marikina*, Rosenaffe 42) widerfuhr diese Ehre. Denn ihn nannte man den kleinköpfigen Löwenaffen. Seine gelbrothe, glänzende Mähne, die Kopf und Hals bedeckt, und weich, wie Seide ist, steht zu der übrigen weißgelben Farbe des ganzen Körpers ungemein gut. Der Kopf ist klein, obgleich die dichten Haare, die ihn bedecken, machen, daß er weit größer aussieht, als er ist. Sie verbergen auch die runden, großen Ohren gänzlich. In der Mitte ist das braune Gesicht kahl, hat rothbraune Augen, eine platte, breite, an der Wurzel erhabene Nase. Die innwendige Seite der Hände ist braun. Dieser äußerst niedliche Affe ist neun Zoll lang und kommt aus Brasilien, Cayenne. Unser Klima kann er besser ertragen, als viele

andere Affen, und empfiehlt sich durch sein lebhaftes, schmeichelhaftes Wesen ungemein. Aus eben denselben Gegenden der neuen Welt stammt der fast noch niedlichere Sagoin (S. Jacchus, *l'Ouistiti*, Bisamaffe, Muscus-Meerkatze, Affennachtigall, Sanguinchen 43) her. Er ist kleiner als ein Eichhörnchen, mit dem er in der Lebensart manches gemein hat. Sein kleiner Kopf steckt in dichten Haaren, die ihn vergrößern. Um das kahle, bräunliche Gesicht, mit einem weißen Flecke auf der Stirn über der breiten, platten Nase, ist er mit schwarzen und gelblichen Haaren umgeben; besonders steht vor und hinter den runden, fleischfarbigen Ohren ein Büschel weißlicher, in's Gelbe fallender langer Haare. Seine übrige Farbe überhaupt ist eine Mischung von Grau, Gelb, Schwarzlich. Der lange Schwanz, den er immer gekrümmt hält, ist schwarzbraun und gelblich geringelt. Wild und unruhig ist dieser kleine Affe. Süße Früchte, Fliegen, Spinnen, nackte Schnecken, selbst rohe Fische sind seine Nahrung. Im häuslichen Zustande frist er Weizenbrod, Zwieback, und liebt Thee und Milch zum Getränke. Die Katzen kann er nicht ausstehen, und ist überhaupt ziemlich bissig gegen Unbekannte. Oft läßt er einen pfeifenden Ton von sich hören. Wie die Mäuse kann er das Holz benagen. Unser Klima erträgt er ganz gut. In Portugal hatte einmal ein Sagoin ein Paar Junge. Diese hielten sich an der Brust ihrer Mutter, wenn sie an ihr trinken wollten, und später noch an ihrem Rücken fest. Wurde sie ihrer überdrüssig, so rieb sie sich an der Wand, bis sie herabfielen. Dann aber erbarmte sich der Vater, und trug sie eine Weile. In netten Häuschen legt man den Sagoin, wenn man nicht ganz seiner Zähmheit trauen darf, an eine silberne Kette. Man bezahlt ihn wohl mit hundert Thalern. Er riecht stark nach Bisam.

Auch der Miko (S. Argentata, *le Mico* 47) und der Tamarf (S. Midas, *le Tamarin* 48) sind ein Paar niedliche Thierchen, die beide Surinam zum Vaterlande haben. Jener ist mit seidenartigen weißen Haaren über und über bekleidet, nur das Gesicht ist hoch rosenroth, der Schwanz

glänzend castanienbraun; dieser aber hat bei einer übrigens schwärzlichen Farbe mehrere goldgelbe, pomeranzenfarbige Stellen.

Den Schluß, der an Interesse und Mannigfaltigkeit so reichen Affengattung, mag noch der Moloch (S. Moloch 44) machen, den wir um seiner wirklich merkwürdigen Gestalt willen hier noch beifügen, obgleich er eigentlich ein langarmiger Affe ist. Er sieht in der That abentheuerlich aus. Ein schmutzig weißer, zottiger Pelz, aus dem das drohende, braune Gesicht sonderbar hervorguckt, umgibt ihn. Seine Arme reichen bis an die Erde. In zahlreicher Gesellschaft lebt er auf den molukkischen Inseln in Wäldern, und nährt sich von Früchten, Baumrinden und Blättern. Seine Sitten sind sanft und er ist daher leicht zu zähmen.

Doch genug von den Affen, die unter den Säugethiere, an deren Spitze sie stehen, in der That mehr um ihre Mannigfaltigkeit, ihrer possirlichen Nachahmungssucht, ihrer Unterhaltungsgabe und Gelehrigkeit, als um ihres Nutzens willen, wichtig sind. So weit wir sie jetzt kennen, scheint allerdings, der Schaden, den sie anrichten, den Nutzen, den sie gewähren, weit zu überwiegen, und ihr Fleisch, das bei einigen essbar ist, ihr Fell, das man hier und da gebraucht, ihre Possen, die sie machen, und die kleinen Dienste, wozu man sie abrichten kann, sind ein nur geringer Ersatz für ihre schamlosen Plünderungen. Zuweilen werden sie durch ihre zornmüthige Gegemwehr nützlich. Man wirft nach ihnen auf die Bäume, deren Früchte man nicht erreichen kann, mit Steinen. Der gereizte Affe erwiedert den Angriff mit Zweigen und Früchten. Eben so soll man auch in China eine kostbare Theeart, die auf schlechterdings unersteiglichen Felsen wächst, bekommen. Man bombardirt die Affen, die sich auf ihnen aufhalten, mit Steinen. Sie vertheidigen sich dagegen, indem sie die Theestauden herabwerfen, die man ohne ihren Zorn nicht bekommen hätte. Nur von wenigen Affen kann das Fleisch gegessen werden. Sonst stand der Bezoar, den einige Affen in der Gallenblase haben, in großem Ansehen.

Den meisten Nutzen ziehen wohl die von den Affen, die sie verkaufen. Um sie zu dem Ende lebendig zu bekommen, hat man ihre Nachahmungssucht glücklich zu benutzen gewußt. Man zog unter einem von Affen bewohnten Baume Stiefeln aus und ließ sie dann stehen, nachdem man erst Vogelleim hineingethan hatte. Jetzt steigt der Affe herab, probirt die Stiefeln, und nun ist's um ihn geschehen. Er kann sie weder ausziehen, noch davon laufen. Eben so machte man es, indem man berauschende Getränke hinstellte, sich unter dem Baume wusch, oder in einen mit Federn versehenen Spiegel sah, und dann fortging. Zu ihrem Verderben ahnten nun die Affen das alles nach. Das Getränke machte sie taunlig; beim Waschen klebten sie sich die Augen mit dem Leim zu, den man in das Waschbecken gethan hatte, und der Spiegel klemmte ihnen die Vorderhände ein, so daß sie zur Flucht untüchtig wurden. Zuweilen verfolgen aber auch ganze Truppen Affen die Neger, die ihnen nachstellen, bis in ihre Hütten, plündern sie und zerstören die Dächer.

Noch immer werden neue Affenarten entdeckt. Doch kann es leicht geschehen, daß man zuweilen einen schon bekannten Affen, wenn man ihn in seinem Jugendkleide sieht, für eine neue Art hält. Zuweilen führen auch die Männer, die mit fremden Thieren herumziehen, Affen mit sich, die in kein System passen wollen. Sie schaffen durch Abhacken des Schwanzes, Scheeren des Kopfhaares, oder auch durch ihren schdypferischen Pinsel neue Arten, und nennen dann Gegenden, in die kein Cook gekommen ist, und einen Namen, den kein Linné je gehdrt hat.

## Tab. IX. — XII.

### Faulthieraffe (Lemur).

Der Indri 45. Der Fischersche 46. Der Langschleicher 49. Der Mongus 50. 51. Der Bari 52. 53. Der

Makoko 54. Der Maki mit dem Wickelschwanz 35. Der fliegende Maki 56. Der Gespenstmaki 57.

So nahe gränzen die Faulthieraffen oder Makis an die eigentlichen Affen, daß man über einige noch nicht eins ist, in welche Gattung man sie setzen soll. In ihrer Lebensart, ihrem Gange und ihren Manieren haben sie viel mit den Affen gemein; am Kopfe aber sind sie dem Fuchs sehr ähnlich. Ihr Gebiß hat oben vier, unten sechs Vorderzähne, auf jeder Seite einen dicht anschließenden Eckzahn, viele Backenzähne, die sich nicht ganz gleich sind, vier Hände mit freien Fingern und vier Saugwarzen an der Brust. Man kennt bereits auf zwölf Arten. Viel leicht veranlaßte ihr schleicher Gang den Ritter Linné, sie Gespensthier zu nennen; denn sonst wüßte man kaum, was bei ihnen sonst an die Gespenster, diese Kinder der Furcht und des Aberglaubens, erinnern sollte.

Schicklicher steht wohl kein Faulthieraffe an der Spitze seiner Gattung, oder auf der Gränze zwischen ihr und den Affen, als der Indri (L. Indri, *Indri* 45), der von den eigentlichen Affen so wenig unterschieden ist, daß er in seinem Vaterlande Waldmensch heißt. Dieses ist Madagascar. Mit seinen ziemlich vollkommenen Händen weiß er seine Nahrung, Früchte und Blätter, sehr geschickt abzupflücken. Er ist über drei Fuß hoch, hat eine schwarze Farbe mit rothbraunen Stellen und einen weißen Schwanz. Den Madagascaren dient er als Jagdhund, wozu sie ihn, trotz seinem sanften Naturell, abzurichten wissen. Er kann wie ein Kind heulen. Auf der nämlichen Insel findet man einen andern Faulthieraffen, den man einstweilen nach einem verdienten Naturforscher den Fischerschen (46) benannt hat. Er gleicht in manchen Stücken dem Beutelthiere. Was ihn aber sehr auszeichnet, sind die ungewöhnlich großen Ohren und die sonderbaren langen Klauen, mit denen seine Zehen besetzt sind.

Höchst sonderbar ist der Langschleicher (L. *Tardigradus*, *le Loris* 49) gebaut, der mit Unrecht der Faule,

Langsame heißt, indem er so behend und lebhaft ist, wie nur immer ein Affe seyn kann. Schon seine Physiognomie hat durch den runden Kopf und die sich schief gegen einander neigenden Augen, die runden Ohren mit Furchen, die hervorstehende Stumpfnase, die halb mondförmigen Nasenlöcher etwas sehr Auffallendes. Und eben das gilt auch von dem langen, nach unten zu äußerst dünnen Leib, den sehr langen und dünnen Beinen, den fast völlig menschenähnlichen Händen mit den runden platten Nägeln. Am Zeigefinger jeder Hand befindet sich eine spitzige Kralle. Die Farbe dieses Faulthieraffen ist braun, grau, auch weißgelb, sein Haar sehr fein. Er hält sich in den Ceylanschen Wäldern auf und lebt da, völlig wie ein Affe; nur scheint er etwas eingezogener zu seyn, indem er sich nur zu Einem Weibchen halten soll. In der Größe übertrifft er das Eichhörnchen nur wenig. Gehör und Geruch sind bei ihm sehr scharf. Nicht auffallend von einander verschieden sind die beiden Mongus (L. *Mongus*). Des Einen (50) Farbe geht mehr ins Bräunliche, des Andern (51) aber ins Grauliche. Beide haben einen Fuchskopf und ziemliche Haarbüschel unter den Ohren; beide sind im Gesichte mit einer schwarzen Stelle bezeichnet, nur befindet sie sich bei jenem mehr um die Augen, bei diesem um die Nase; der Erstere hat graue, der Letztere fuchsröthe Hände. Ihr Aufenthalt sind die Bäume in Madagascar, und ihr Futter hohlen sie sich aus dem Pflanzenreiche. Doch sollen sie zuweilen Fische und Vögel fressen. Sie fähren ihre Speise mit der Hand zum Mund, und lecken Flüssigkeiten wie der Hund mit der Zunge. Obgleich ihr Gang auf allen Vieren etwas Schlep-pendes hat, so springen sie doch sehr leicht in die Höhe, und an der Kette kann nicht wohl ein Thier unruhiger seyn, als diese Faulthieraffen sind. Ihr Betragen ist fromm und einschmeichelnd, und ihren Wohlthätern und Bekannten lecken sie die Hände mit ihrer rauben Zunge. Nur selten bedienen sie sich ihrer scharfen Zähne, um zu verletzen. Sie schlafen sitzend mit auf die Brust gesenktem Kopfe und über die Schulter gelegtem Schwanz,



zuweilen auch liegend. Ihre Schlafstelle halten sie sehr reinlich. Nicht ganz alles das konnte Buffon von dem Seinigen rühmen. Er war nicht nur sehr unreinlich, sondern auch ziemlich böshaft. Kam er von seiner Kette los, so gieng er in benachbarte Läden, und stahl Früchte und Zuckerwerk. Um es zu bekommen, öffnete er wohl auch Schachteln, und wenn man ihn wieder fangen wollte, so biß er grausam um sich, mochten es auch seine Bekannte seyn. Kälte und Feuchtigkeit fürchtet er sehr; nie entfernte er sich vom Feuer, vor dem er, um sich zu wärmen, aufrecht stand. Und doch kostete ihm die Kälte des Jahres 1750 das Leben, obgleich er das Feuer nie verlassen hatte. Oft nagen die Mongus in der Einsamkeit aus Langeweile an ihrem Schwanz, den man daher selten ganz findet. Um fünf Schwanzwirbel hatte sich der Ebengedachte auf diese Weise gebracht, und es ist immer merkwürdig, von einem Thiere zu wissen, das sich selbst verstümmelt. Ihre Stimme ist nicht immer gleich. Gewöhnlich grunzen sie wie junge Schweine. Buffon hörte von dem Seinigen ein Froschgequack und Hermann ein helles Baahrufen, wenn sie hungrig waren. Aber weit stärker kann der Vari (L. *Macaco niger* 52) schreyen, wozu ihm eine eigne Einrichtung der Luftröhre dient. Wenn auch nur wenige zusammenschreyen, so sollte man denken, es wären ihrer zum wenigsten hundert. Man will ihr Geschrey mit dem Brüllen der Löwen vergleichen. Ein wolligeres Fell als der Mongus hat der Vari. Hinter seinen Ohren stehen starke Haarbüschel. Der Unsrige ist ganz schwarz, doch findet man auch Vari's von andern Farben. So ist ein anderer, sehr zottiger Vari (53) ganz weiß, mit Ausnahme der Scheitel, des Schwanzes, der Hände, die, so wie auch eine Stelle über den Füßen, ganz schwarz sind. Auch diese Faulthieraffen sind auf ostindischen Inseln zu Hause. Ein niedliches Thier ist der Makoko (L. *Catta, le Mococo* 54). Er hat ein völliges Fuchsgesicht und seine Farbe ist röthlich grau, am Bauch weiß, der Schwanz artig geringelt. Auf den ostindischen Inseln, zumal auf Madagascar, sieht man oft diese

Faulthiere truppweise über die Klippen klettern, oder auch sich, auf den Hinterfüßen sitzend, sonnen. Sie sind äußerst zahm und werden gute, folgsame Hausthiere. So lahm sie eigentlich gehen, so können sie doch mit großer Fertigkeit springen. Selten lassen sie einen Laut hören; nur wenn man sie erschreckt oder erzürnt, so geben sie einen kurzen, scharfen Ton von sich. Bei einem gewissen Gefühle von Behaglichkeit spinnen sie wie die Katzen. An der Spitze zum Wickeln eingerichtet ist der Schwanz des Maki mit dem Wickelschwanz (L. *Flavus* 55). Seine Farbe ist schwarz mit Gelb vermischt. Man findet ihn auf Jamaika. Vorn hängt er sich mit seinem Schwanz an die Bäume auf.

Noch müssen wir hier ein Paar Geschöpfe erwähnen, die abermals zu den Gränzbewohnern der verschiedenen Provinzen des Thierreichs gerechnet werden können, und bei denen man noch nicht ganz entschlossen ist, wo man ihnen Platz anweisen soll. Das Eine ist der fliegende Maki (L. *Volans* 56) aus Ternate. Zwischen seinem Hals und seinen Beinen ist eine Flughaut ausgespannt, die bis an die Spitzen seiner mit Klauen besetzten Finger und seines Schwanzes reicht. Eine große Warze steht am Gelenke der vordern Füße. Oben ist dieses Thier gelblich grau, unten gelbbraunlich. Es lebt von Baumfrüchten und fliegt des Abends schaaerenweise herum. Je nachdem der Eine den Kopf dieses Maki einem Hunde, der Andre einer Katze ähnlich fand, nannte er ihn bald fliegende Katze, bald fliegender Hund. Daß Einige dabei an die Fledermäuse dachten, zu denen dieses Thier einen schicklichen Uebergang macht, ist leicht zu denken. Auch der Gespenstmak (L. *Spectrum* 57) scheint noch keine recht feste Stelle im Systeme zu haben. Manches, das man an ihm bemerkte, erinnerte an die Springhasen, manches an die Beutelthiere, manches an die Makis. Es ist hier der Ort nicht zu mühsamen Untersuchungen und Vergleichen; wir begnügen uns, unsern Lesern den Anblick dieses Geschöpfes verschafft zu haben, und eilen nun zu einer neuen Ordnung.

### III. Ordnung.

#### Bradypoda.

Faulthiere, an denen alles Trägheit und Langsamkeit verräth.

#### Tab. XII. XIII.

#### Faulthiere. Ignavus.

Der Li (58 — 61). Der Unau (62).

Bei allen den Thieren, die der Ordnung der Säugethiere angehören, zu denen wir jetzt kommen, und die man füglich in zwei Gattungen bringen kann, verräth der Bau der Füße, so wie die ganze Gestalt, Trägheit und Langsamkeit im Gange und in allen ihren Bewegungen. Die meisten haben nur wenige Zehen, die mit großen, krummen Klauen versehen sind und zum Klettern auf Bäumen dienen. Ein dickes, haarreiches Fell schützt sie von außen, so wie breite und viele Rippen von innen. Beides zusammen ersetzt ihnen den Panzer vollkommen, den wir an den Säugethieren der folgenden Ordnung bemerken werden.

Wenn man das Faulthier (Ignavus, *le Paresseux*, Bradypus, Tardigradus) genau beobachtet, wenn man sieht, wie träge und trübsinnig es sein Leben hinschleppt, wenn man seine Armuth an Instinct, der andern Thieren so reichlich zu Theil ward, gewahr wird, so möchte man fast auf den Gedanken kommen, die sonst so freigebige Mutter Natur habe sich gegen dasselbe ziemlich stiefmütterlich erwiesen, und man wird darin eben nicht anderes Sinnes, sobald das Faulthier seinen Mund öffnet, sein klägliches Li Mirufen fast mit jedem Schritte hören läßt, und durch dieses Nechzen sein freudenloses Daseyn zu besetzen scheint. So wie an den meisten Affen, die wir

trachtet haben, alles Freude, Munterkeit, Lebensgenuß, äffischen Witz verkündigt, so trägt hingegen das Faulthier durchaus das Gepräge der Albernheit, der Trägheit, der höchsten Beschränktheit. Sein runder, ungestalter Kopf, der bey dem ersten Anblick Dummheit verkündigt, sein widersprechendes, albernes Grinsen, womit es den, der es auslacht, wieder anlacht, seine schläfrigen Augen ohne Glanz und Geist, die ihm mangelnden äußerlichen Ohren, statt deren sich bloß, Oeffnungen bei ihm finden, sein plumper Wuchs, den der zottige, einem verdorrten Grase ähnliche Pelz um nichts verschönert, die unformlichen, schlechten Mahlzähne, deren sechs auf jeder Seite stehen, und die das ganze Gebiß ohne Vorder- und ohne Eckzähne ausmachen, die ungelinkigen Füße, die vorn länger, hinten kürzer, und deren Schenkelknochen nur ganz lose mit den Hüften verbunden sind, woraus ein kreuzlahmer Gang entsteht, die langen, krummen Klauen, die den Gang noch mehr erschweren, der gänzliche Mangel eines Schwanzes, der für so viele Thiere ein höchst nützlicher Theil ihres Körpers ist, und noch manche andere Unvollkommenheiten weisen dem Faulthier einen tiefen Rang unter den Säugethieren an. An ihm scheint die Natur, die ihren Farbenreichtum an Vögeln und Insecten in solcher Fülle zeigte, selbst die Farben gespart zu haben. Ein schmutziges Braungrau am Rücken und weißlich am Bauche, das ist der ganze Anzug des Faulthiers. Zur Abführung des Uraths hat es nur Eine gemeinschaftliche Oeffnung. Das Weibchen wirft zwei nackte Junge. Von ihrer Jugend und Erziehungsweise ist nichts bekannt. Das südliche America ist das Vaterland der Faulthiere. Man kennt nur zwei Arten derselben. Die Eine führt von seinem ewigen Jammergeschrey den Namen Li (l. Tridactylus, *l'Li*). Wie possiblich der Li die Leute, einen Baum gleichsam umarmend, dummdreist anlacht (58), wie kloßähnlich er an einem Zweige hängt (59), wie mühsam er seine Reise beginnt, um mit der entsetzlich schweren Arbeit, einen Baum zu besteigen, den Anfang zu machen (60), und wie er zwischen den Nesten wie in einer Hütte sitzt, um auszuruhen (61),

das zeigen unsern Lesern treue Abbildungen. Er lebt in Südamerica meistens von den zarten Blättern des Trompeten- oder Canonenbaums, der 30—40 Fuß hoch wird. An seinen vier Füßen hat er drei Zehen mit Klauen; da hingegen der Unau (l. Didactylus, l'Unau 62) an den vordern nur zwei, an den hintern aber drei Zehen und Klauen hat. Dem letztern fehlt auch der Schwanz gänzlich; bei dem Erstern aber findet man einen kurzen schwanzähnlichen Anhang. Beide haben einen tüchtigen Pelz, der bei dem Li etwas grauer mit einem braunen Strich über dem Rücken, beim Unau aber mehr rostbraun ist. In Absicht ihrer Lebensweise kommen sie einander nicht ganz gleich, und nur dem Li scheint sein Name Faulthier mit vollem Recht zu gebühren. Zwar ist auch der Unau, den man nicht bloß in Südamerica, sondern auch in Ostindien finden soll, in seinem Gange schwerfällig, aber doch geht es bei ihm schneller, als bei dem Li, und Monmirail, der in seiner Menagerie einen Unau hatte, bemerkte an ihm nicht nur, daß er bei Nacht weit besser sah und lebhafter war, als am Tage, sondern auch an einem Tage mehr als einmal auf und abklettern konnte. Ganz anders ist das mit dem Li beschaffen. Nichts gleicht der Langsamkeit dieses armen Thieres. Fünfzig Schritte sind für dasselbe bei seinem mühsam schleppenden Gange eine starke Tagereise. Denn es braucht nicht nur seine sechs bis acht Minuten, um Einen Fuß nach dem andern zu bewegen, sondern auch eben so viel, um dazwischen auszurufen. Auch durch Schläge kann es zu keiner größern Hurligkeit gebracht werden, und es erhebt dann bloß sein kläglich Geschrei, was seine einzige Vertheidigung ist. Mit unsäglicher Langsamkeit klettert der Li auf einen Baum. Allein, bis er sein Ziel erreicht, muß er fast Hungers sterben. Ist er endlich unter manchem schweren Aechzen und Stöhnen dahin gekommen, so frißt er alle Blätter und Früchte, die er an einem Zweige findet. Hat er diese rein abgeleert, so wird die schwere Reise nach dem nächsten Zweige unternommen, wo es dann freilich, bis er dahin kommt, noch manchen Fastag gibt. So wird nun

die saure Arbeit mit dem ganzen Baume fortgesetzt, bis er ganz leer ist. Aber nun, wie kommt er herunter? Wieder von Schritt zu Schritt klettern, das ist keinem Faulthiere zumuthen, und hier dient ihm dann seine Faulheit als Instinct. Der Li zieht sich nun wie ein Klotz zusammen, und fällt herunter, wobei ihm seine natürliche Schwere doch alle weitere Mühe erspart. Oft kostet ihm dieser Fall das Leben, oft aber auch nicht. Dann wird die ungeheure Reise nach dem nächsten Baume angetreten, mit dem nun eben wieder so verfahren wird. Kommt er auch noch so fett von einem Baume, so wird er, bis der andre erreicht ist, wieder mager und abgezehrt. Man kann leicht vermuthen, daß ein so faules Geschöpf sich von dem Flecke, auf dem es gebohren ist, nie weit entferne, und daß sein einförmiges Leben auf einen kleinen Kreis eingeschränkt sey. Um zu schlafen, umfaßt er einen Baumzweig, und hängt daran, gleich als ob er in einer Hängmatte läge. Wir sehen einen noch jungen Li (59) in diesem Zustande.

Mag es aber immer scheinen, als habe ein gütiger Schöpfer dieses Faulthier gewisser Maßen versäumt; so ist es doch bei weitem nicht so unglücklich, als es das Ansehen hat, und wir finden auch in seinem Leben manchen Beweis, daß er für sein Wohl eben so gut, als für andre Geschöpfe gesorgt habe. Er verwies es in Wüsteneyen, fern von Menschen und Thieren, weil er ihm nur wenige und schwache Waffen, und fast gar keine Mittel zum Fliehen gab. Aber in seine Zähne und Klauen, oder vielmehr in die Muskeln, die sie bewegen, legte er eine solche außerordentliche Stärke, daß der Li, wenn man ihm einen Stock zum Anfassen gibt, ihn so stark drücken kann, daß er sich spalten muß. Welch eine Wohlthat für ein Thier, das Wochenlang auf einem Baume wohnen und schlafen sollte! Außerdem hat er nur wenige Bedürfnisse, weil er weder Muth noch Kraft hat, sie zu befriedigen. Doch will man von ihm Beweise von List und Stärke gesehen haben, um die Angriffe des americanischen Liegers abzuhalten. Vom Menschen läßt er sich ohne Widerstand

fangen. Auch scheint er, wie der Unau, vorzüglich bei Nacht in Thätigkeit zu seyn. Da hört man sein Murren nach verschiedenen Abstufungen in fünf bis sechs kläglichen Tönen, daher man ihn scherzweise den Erfinder der Tonkunst nennt. Nie trinkt der Ai; denn sollte er von Zeit zu Zeit einen Fluß, eine Pflanze auffuchen, so würde er ja auf dem Wege hin oder her Hungers sterben. Schmerzen, Entbehrung, Mißhandlung kann er bis zum Erstaunen aushalten. Man darf ihm Herz und Eingeweide herausnehmen, ohne daß er sogleich stirbt. Noch eine halbe Stunde außerhalb seinem Leibe schlägt das erstere. Kurz, wir können dieses Geschöpf wohl elend nennen, was man, auch ohne es selbst zu wissen, gewisser Maßen seyn kann, aber unglücklich ist es nicht. Denn es fühlt seinen traurigen eingeschränkten Zustand nicht. Von seinem Nutzen für die Menschheit können wir weiter nichts sagen, als daß sein Fleisch den Raubthieren angenehm ist, die sonst ihren Hunger mit edlern Geschöpfen stillen würden.

---

 Tab. XIV.

## Ameisenbären. Myrmecophaga.

Zweifingriger 63. Haariger 64. Vierfingriger 65. Dreifingriger 66.

Sey ein Thier auch seiner äußerlichen Gestalt nach noch so unansehnlich, schein es auch immer, als müsse es bei seiner Trägheit, seinem Mangel an Waffen, seinen ihm fehlenden Instincten ein elendes Leben führen; doch wird man bei einer genauern Beobachtung wahrnehmen, daß es aus den Händen eines weisen und gütigen Urhebers der Natur von Allem diesem so viel empfing, als es zur Erhaltung seines Geschlechtes haben mußte. Auch der Ameisenbär bestätigt diese Beobachtung. Wer ihn ansieht,

wird ihn weder schön noch gewandt finden; denn schon sein äußerliches verspricht sehr wenig. Bemerket man aber vollends das zahlose Maul, die lange, schleimige Zunge, den trägen, langsamen Gang, der durch die langen, krummen Klauen so sehr erschwert wird: so kann man kaum begreifen, wie er sich durch die Welt bringe, und wir sind sehr geneigt, ihn um dieser Mängel willen an dem Mitleiden theilnehmen zu lassen, das wir dem Faulthiere so großmüthig, doch ohne Noth, schenken. Denn eben das, was wir für einen Mangel ansahen, war für ihn ein wohlthätiges Geschenk, war für seine Bestimmung unumgänglich nöthig. Ihm war die sich in furchtbarer Menge vermehrende Ameise zur Nahrung angewiesen, und zu gleicher Zeit das wichtige Geschäft übertragen, der zu starken Verbreitung dieses oft verheerenden Insect's Schranken zu setzen. Dazu bedurfte er keiner starken Waffen, keines Wolfsgebisses, keiner flüchtigen Beine, keiner großen Muskelkraft; wohl aber ganz anderer Gaben, um sich so kleiner Thiere in zahlreicher Menge zu bemächtigen. Seinem scharfen Blicke entgehen die Straßen nicht, die die Ameisen nehmen, wenn sie geschäftig die Angelegenheiten ihres Thierstaates besorgen. Auf diese Straßen legt der Ameisenbär seine lange, klebrige Zunge wie eine Leimruthe, läßt sie vollkriechen, und zieht sie dann zurück, um die Ameisen zu verschlingen. Umsonst wissen sich diese in der Tiefe anzusiedeln und ihre labyrinthischen Gänge mit einer harten Schale zu überziehen; auch da sind sie vor ihm nicht sicher. Mit seinen starken Klauen bricht er in die wohlverwahrte Republik ein; seine runde, spitzige Zunge dringt auch in die hintersten Schlupfwinkel, und was in ihnen verborgen ist, muß an ihr hängen bleiben. Selbst die Höhe eines Ameisenbaues kann die Nester gegen diesen furchtbaren Gegner nicht schützen. Denn so ungeschickt ihn auch seine langen Klauen im Laufen machen, so sehr erleichtern ihm diese das Klettern auf Bäume, um sie auch da aus den Höhlen der Stämme herauszuholen. Im Vorbeigehen leckt er auch den wilden Honig, den er gelegentlich findet, und seine dicke Haut macht, daß er von

dem Stiche der Bienen und den Bissen der Ameisen wenig zu besorgen hat. Doch wie glücklich er in seinen Unternehmungen gegen so kleine Geschöpfe und wie sicher er vor ihnen seyn möchte, so wird doch, könnte man denken, dieses unansehnliche, völlig zahnlöse Thier gegen stärkere, wilde Thiere desto schlimmer daran seyn? Nichts weniger, als dieses. Seine Klauen dienen ihm als Waffen, womit er sich selbst dem wilden americanischen Dieger furchtbar zu machen weiß. Wird er von ihm überfallen, so legt er sich auf den Rücken, wehrt sich wie wüthend und unter heftigem Schnauben, ja er schlägt seine Klauen so tief in den Leib seines Gegners, daß er ihn nicht selten tödtet. Zuweilen aber kostet ihm dieser muthige Widerstand selbst das Leben, wenn auch nicht aus Schwachheit, doch aus Ungeschicklichkeit. Er vermag die in seines Feindes Leib tief hineingebohrten Klauen nicht wieder herauszuziehen; und so wird er selbst das Opfer und stirbt auf der Leiche seines getödteten Widersachers.

Die auszeichnenden Charaktere der Ameisenfresser sind: Die in beiden Kinnladen mangelnden Zähne, die runde, dehnbare Zunge, das enge in einen Rüssel ausgehende Maul, wozu man noch die starken, krummen Klauen und das lange, flachartige Haar rechnen kann. Ihr Vaterland ist Südamerica, wo sie nächtlicher Weile ihrer Nahrung nachgehen, bei Tage aber schlafen. Man kann sie zähmen, und dann unterhält man sie mit Brodkrumen und klein gehacktem Fleische. Das, was sie trinken, geben sie oft wieder durch die Nase von sich. Sie können sehr lange hungern. Bis jetzt kennt man fünf Arten.

Unter diesen hat der zweifingrige Ameisenbär (*M. Didactyla*, *le Fourmiller* 65) die kürzeste Schnauze, aber ein etwas weiter gespaltnes Maul, als die übrigen besitzen. Um dieses herum ist die Haut kahl. Die Ohren liegen völlig unter den Haaren verborgen. Ihr hinterer Rand stellt ein Viereck vor und liegt dicht am Kopfe an. Die Fußsohlen dieses Ameisenbären sind kahl, die Fersen dick; vier Zehen mit Klauen befinden sich an den Hinter- und zwei mit weit stärkern Klauen an den Vorderfüßen.

Die äußerste dieser Vorderklauen ist weit größer und stärker gekrümmt, als die neben ihr befindlichen. Ein langes, seidenartiges Haar bedeckt den ganzen Körper; auf den Rücken ist es gelbbraun, am Bauche weißgrau. Ein brauner Streif läuft über diesen von der Brust aus. Oben kraushaarig und graubraun, unten ganz braun ist der Schwanz, dessen sich dieser Ameisenbär als eines Wickelschwanzes zu bedienen weiß, und der gerade so lang, als sein Körper ist. Nicht viel übertrifft dieser das Eichhörnchen an Größe. So wie wir ihn abgebildet vor uns sehen, hat er gerade seine Leimruthe ausgelegt, um die armen Ameisen zu haschen.

Von ihm auffallend unterschieden ist der haarige Ameisenfresser (*M. Jubata*, *le Tamanoir* 64). Sein Kopf geht in einen langen, cylindrischen Rüssel aus. An seiner Spitze befindet sich das nur wenig geöffnete Maul nebst den Nasenlöchern. Die Ohren sind klein. Nur wenige Haare hat der Kopf und der Rüssel. Desto zottiger ist der Leib, und der Schwanz sieht vollends einem Pferdeschwanz ähnlich. Er dient ihm als Regenschirm; denn nichts ist ihm mehr zuwider, als Regen, auch bedeckt er sich damit im Schlafe. Auf dem Rücken befindet sich eine Art von vorn aufrechtstehender und nach hinten zu mehr rückwärtsliegender Mähne. Seine Farbe ist eine Mischung von schwarz, braun und weißgelb. Nicht unangenehm zeichnet ihn der helle und der dunkle Streif aus, der von vorn nach hinten läuft, so wie auch die schwarzen Flecken an den Vorderfüßen. Diese sind mit vier, die hintern aber mit fünf Klauen besetzt. Ohne den Schwanz ist sein Körper fast vier Fuß lang. Er ist in Südamerica zu Hause. Dennoch ist es nicht entschieden, ob das Congoische Thier, das man für diesen Ameisenbären ausgab, es auch wirklich gewesen sey.

Vorzüglich in Brasilien findet man den vierfingrigen Ameisenbären (*M. Tetractyla*, *le Tamandua* 65). Auch sein Kopf verlängert sich in eine Schnauze. Aufrecht stehen seine kurzen Ohren. Der Schwanz ist ein Wickelschwanz und langhaariger, als der Leib, der mit

harten, glänzenden, weißgelben Haaren bedeckt ist. Von den Schultern nach dem Kreuze bemerkt man auf jeder Seite einen schwarzen Streif. Vorn hat dieser Ameisenbär vier, hinten fünf Klauen. Er ist größer als der zweizehige, und kleiner als der haarige. Wenn er schläft, so verbirgt er seinen Kopf zwischen den Vorderfüßen.

Auch der dreifingrige Ameisenbär (*M. Tri-dactyla*, *le Fourmillier Tamonoir* 66) hat eine Art von Mähne und einen haarigen Schwanz. Er ist der größte seines Geschlechts, und gleicht einem Jagdhunde. An seinen Vorderfüßen befinden sich drei, an den Hinterfüßen fünf Zehen mit Klauen. Sein Rüßel ist lang, die Ohren sind schlapp und hängend. An den Seiten ist er schwarz, übrigens weiß und braun. Doch ist seine Farbe veränderlich. Er geht äußerst langsam. Doch klettert er auf Bäume, und hohlt da Ameisen und Insecten. In den Beschreibungungen, die man von ihm liest, findet man Manches, was vermuthen läßt, er sey mit dem haarigen einernerlei, und doch wieder Manches, was ihn von demselben unterscheidet. Aus seinen zwei Saugwarzen an der Brust und den sechs am Bauche muß man schließen, daß er mehrere Zunge wirft.

## IV. Ordnung.

### Sclerodermata.

Mit sonderbaren Decken versehene Thiere.

### Tab. XV.

Schuppenthier. Manis.

Der Savaische Teufel 67. Der Phatagin 68.

Eine neue Ordnung der Säugethiere bilden diejenigen, denen die Natur, statt eines behaarten Felles, Stacheln,

Schuppen oder auch Schilder gab, um sie zu beschützen. Außerdem verlieh sie ihnen den Instinct, sich bei jeder Gefahr kuglich zusammenzurollen, wodurch sie fast unverletzlich werden. Drei Gattungen sind es, die dieser Ordnung angehören, die Schuppenthier, die Gürtelthier und die Igelarten. Sie verdienen alle, näher von uns betrachtet zu werden, um überzeugt zu werden, wie auch in Absicht auf Bedeckung die immer weise und gütige Natur die mannigfaltigsten Mittel hatte, ihre Geschöpfe zu erhalten.

Wie den Ameisenbären, so fehlen auch den Schuppenthieren die Zähne gänzlich, und auch bei ihnen ist die Zunge rund und dehnbar, das nur wenig geöffnete Maul röhrenförmig. Auch sie stellen mit ihrer klebrigen Zunge den Ameisen nach, klettern wie die Ameisenbären, doch nicht so fertig, und suchen sie in ihren Schlupfwinkeln auf. Aber bei allen diesen Ähnlichkeiten unterscheidet die Schuppenthier auffallend genug der starke Harnisch, oder die schuppenartig übereinander liegenden knochenartigen Schilder, die das ganze Thier mit Ausnahme der Kehle, der innern Seite der Füße und des Bauches, bedecken. Man könnte sagen, die Bekleidung dieses Geschöpfes gleiche einem Fichtenzapfen. Nicht von gleicher Größe am ganzen Leibe sind diese Schuppen. Um den Leib selbst sind sie am größten, nach dem Schwanz und den Füßen hin werden sie stufenweise kleiner, auf der Stirn sind sie am allerkleinsten. Ihre Festigkeit ist so groß, daß keine Flintenkugel durchdringen kann. Sie haben einen scharfen Rand. Aber eben dieser scharfe Rand derselben dient dem Thiere zur Sicherheit. Denn wenn es sich bei einem Angriffe kugelförmig zusammenrollt, den Kopf in den Schuppen verbirgt, den Schwanz um sich herumwickelt, so geben sich die Schuppen voneinander, und biethen dem Gegner ihren scharfen Rand dar, an dem er sich nothwendig verletzen muß. Diese Art des Schutzes ist diesen Thieren um so wohlthätiger, weil weder Klauen, noch Zähne, noch eine geschwinde Flucht ihnen zu statten kommen. Auch ohne sich zusammenzurollen, sträuben sie

ihren Schuppenpanzer, wenn sie gereizt werden. Doch hat man von ihnen nie etwas zu fürchten. Denn sie sind unschuldige, harmlose Thiere, die, ohne gereizt zu werden, Niemand etwas zu Leide thun. Aber auch sie haben nicht viel von andern Thieren zu fürchten. Ihr Panzer verwundet und schützt zu gleicher Zeit. Das hungrigste, grausamste Raubthier weiß nicht, wie es der gefährlichen Stachelkugel beikommen soll. Es kann sie hin- und herrollen, aber es findet keine Stelle, wo es, ohne sich selbst zu verletzen, hineinbeißen kann. Und so muß es zürnend seinen Stab weiter setzen, weil hier nichts als Wunden zu hohlen sind. Außerdem macht ihr langsamer Gang, daß man sie leicht fangen kann. Sie geben keinen eigentlichen Laut von sich. Doch schnauben sie stark. Nächtllicher Weile gehen sie ihrer Nahrung nach. Mit den Füßen können sie graben. Ihr Fleisch ist essbar; besonders soll ihr Schwanz sehr gut schmecken.

Es war wohl nur die Folge eines flüchtigen Anblicks, daß man die Schuppenthiere mit den Eidechsen verwechselte, oder wenigstens in ihnen das Mittelgeschöpf zwischen den Säugethieren und den Amphibien finden wollte, das auf der Gränze zwischen diesen beiden Thierklassen stünde. Allein die bloße Form kann hier nicht entscheiden. Schon die Schuppen der Eidechsen sind von ganz anderer Art. Sie bedecken den ganzen Körper, sitzen fest an der Haut, und sind nicht knöchern. Außerdem haben die Eidechsen gar keine Haare, und sind kaltblütige everlegende Thiere. Es war daher der Name Schuppeneidechsen, den man ihnen sonst in Frankreich gab (*Lézards écailleux*), nicht glücklich gewählt. Man kennt nur zwei Arten Schuppenthiere, die sich vorzüglich durch die Zahl ihrer Zehen und Klauen und die Länge ihres Schwanzes voneinander unterscheiden.

Fünf Zehen mit Klauen an den Hinter- und Vorderfüßen hat der Javaische Teufel (*M. Pentadactyla, le Pangolin* 67). Sein Körper samt dem Schwanz ist cylindrisch, an dem mit steifen Haaren dünn besetzten Bauche aber etwas platt. Groß und muschelförmig sind

feine Schuppen. Zwei lange Borsten gehen aus den Wirbeln hervor, die eine Schuppe mit der andern bildet. Nicht ganz so lang als der Körper ist der Schwanz. Seine Farbe geht ins Röthlichbraune. Man findet ihn in Africa, vorzüglich aber in Asien, auf Ceylan, der Küste Coromandel, China, Java, Formosa &c. Woher er Teufel heiße, ist schwer abzusehen. Daß er sich um den Rüssel des Elephanten herumwickle, um ihn zu ersticken, möchte zu den zahllosen, naturhistorischen Fabeln gehören, womit man die Leichtgläubigkeit von jeher unterhielt.

Auch der *Phatagin* (*M. Macroua, Tetradactyla* Linn., *le Phatagin* 68) kommt aus Ostindien. Seine Schuppen sind kleiner und schmaler, und laufen hinten in eine Spitze aus. Zwischen ihnen stehen keine Borsten, wie wir bei dem Vorigen sehen; wohl aber findet man solche an der Brust, dem Bauche und den Füßen. Der Schwanz ist noch einmal so lang als der Leib, die Farbe des ganzen Thieres schwarzbraun. Man ist dasselbe und findet vorzüglich seinen Schwanz ungemein wohlschmeckend. Von seinen Sitten, seiner Fortpflanzung, seinem Benehmen gegen seine Jungen hat man noch keine Erfahrungen.

---

## Tab. XVI. — XVIII.

### Gürtelthiere (Tatu. *Tasypus*.)

Der Cabassu 69. Der Apar 70. 71. Der Encubert 72.  
Der Siebengürtel 73. Der Latuate 74. Der  
Caschicame 75.

Eine ganz andere Bekleidung gab die Natur den Gürtelthieren. Sie sind theils mit Gürteln, theils mit Schilden bedeckt. Diese bestehen aus vier- und sechseckigen Stückchen, die oben theils knospig, theils vertieft, zum Theil

auch mit verschiedenen bald kleinern, bald größern Schuppen von verschiedener Form und Größe besetzt sind. Die Gürtel aber werden durch lauter länglich viereckige Stückchen gebildet, die auf ihrer Oberfläche verschiedene Figuren haben. Auf beiden Seiten der eigentlichen Gürtel, die immer nur um die Mitte des Leibes sich befinden, sieht man schmale, feste Streifen, die zwar gleichfalls wie Gürtel um den Leib gehen, jedoch mit ihnen nicht verwechselt werden dürfen, wenn man die Anzahl der letztern richtig bestimmen will. Diese sind keiner Bewegung fähig, als nur, daß sie etwas nachgeben. Der Kopf ist mit solchen Schildern, wie das Vorder- und Hintertheil des Leibes bedeckt. Doch vermißt man an ihnen die Schuppen, die diese zum dßtern haben, auch findet man sie von unregelmäßiger Form. Die Schale, die den Schwanz umgibt, theilt sich in mehrere cylindrische Ringe, die aus lauter Stückchen von verschiedner Figur zusammengesetzt sind, und nach der Schwanzspitze zu immer kleiner werden und stufenweise abnehmen. Eine dicke Oberhaut bedeckt Schuppen und Schilder, und macht dadurch ihre Zeichnung dßters etwas unkenntlich. Zwischen ihnen kommen einzelne kurze Haare hervor. Kehle, Brust, Bauch, Beine, Ohren, so wie die Seiten des Kopfes haben keine Knochenbekleidung, sondern sie bedeckt eine Haut, die über den ganzen Körper geht, und die Schilder und Gürtel untereinander verbindet. Sie und da hängt doch auch an ihr eine knöcherne Schuppe. Die nackten Theile sind mit langen Haaren dünn bewachsen, die aus reihenweise gestellten Warzen hervorkommen und eine verschiedene Richtung nehmen.

Die wärmern Gegenden der neuen Welt sind das Vaterland der Gürtelthiere. Sie wohnen in einem unterirdischen Baue, den sie ihr Instinkt graben lehrt. Den Tag über halten sie sich ruhig in demselben, bei Nacht gehen sie ihrer Nahrung nach. Diese besteht aus Erden- und Baumfrüchten. Doch verschmähen sie das Fleisch nicht ganz. Vielleicht fressen sie auch Gewürme. Um anderer und stärkerer Geschöpfe sich bemächtigen zu können, hat ihnen die Natur weder Waffen noch Fangwerkzeuge gegeben.

Auch ist ihr ganzes Naturell sanft und friedlich, und ihr langsamer Gang macht sie ungeschickt, eine Beute zu fassen, oder vor ihren Feinden die Flucht zu ergreifen. Doch hat ihr gütiger Schöpfer für ihre Sicherheit und Erhaltung auf eine andere Art gesorgt. Die Beweglichkeit ihrer Gürtel erlaubt ihnen, sich wie eine Kugel zusammenzurollen. Dieß thun sie, so oft ihnen ein Raubthier auf den Leib kommt. Allein doch würde sie das allein noch nicht hinlänglich schützen, da an den Fugen der Schuppen, oder ihren äußern Rändern sich keine solche Schärfe, wie bei den Schuppenthieren findet. Dagegen kommt ihre Kugelform ihnen auf eine andere Weise zu Statten, und gibt ihnen eine Geschwindigkeit im Fliehen, die ihnen ihre Gliedmaßen versagen. Denn vermdge dieser willkürlich angenommenen Form rollen sie sich mit unglaublicher Schnelligkeit an Abhängen hinab, und entgehen so ihren Feinden. Welch ein wohlthätiger Ersatz für die Entbehrung flüchtiger Füße! Auch ist alsdann dem Gürtelthiere seine Geschicklichkeit im Graben ungemein nützlich. Es bedarf nur wenige Minuten, um sich in die Erde hineinzuarbeiten. Mag dann immer sein Schwanz etwas hervorragend, so daß man es daran fassen kann. Es ist unmdglich, es daran herauszuziehen; denn es hält sich mit seinen Klauen so fest an, daß es sich ehe zerreißen ließe. Erst wenn man Wasser und Rauch zu Bundsgenossen nimmt, kann man es aus seinem Baue her austreiben. Um es zu nöthigen, seine Kugelform zu verlassen, bedient man sich des Feuers. Wenn es die Hitze fühlt, so streckt es sich aus. Junge Gürtelthiere sind gut zu essen, im Alter aber hat ihr Fleisch einen starken Bisamgeruch. Mit ihrer Haut überzieht man kleine Koffer. Alle Monate wirft das Weibchen vier Junge.

Alle Gürtelthiere oder Armadille haben weder Vorder- noch Eckzähne. Auf jeder Seite stehen sieben bis acht kurze cylindrische Backenzähne. Dieses sowohl, als die Knochenhülle mit den beweglichen Gürteln in der Mitte, macht den systematischen Charakter dieses Thieres aus. Breit und mit unregelmäßigen Schuppen bekleidet ist



der Kopf des Cabussu (T. Unicinetus, *le Kabassou à donze bandes* 69), und kurz seine Schnauze. Die ziemlich großen Ohren stehen in die Höhe, der Rücken krümmt sich etwas, der Schwanz hat nicht ganz die Länge des Leibes, und ist, statt der Schilder, mit Warzen bedeckt, aus deren jeder kurze Haare hervorkommen. An den dicken, warzenvollen Beinen befinden sich fünf Klauen, die aber an den Vorderfüßen weit dicker und stärker, als an den hintern sind. Sieben Reihen Knochenstücke bilden die vordere, und neun Reihen eben solcher die hintere Bekleidung. An jener sind sie gewisser Maßen viereckig, an dieser aber etwas dreyzackig. Sie sind mit Schuppen bedeckt, in denen man unregelmäßige Vertiefungen sieht. Die zwölf Gürtel bestehen aus lauter viereckigen Stücken. Zwischen ihnen befinden sich kurze Haare. Flüchtig betrachtet könnte man den zwölffachen Gürtel für einen einzigen halten; denn die Theile desselben stehen nicht so merklich übereinander, wie bei andern Arten; und dieß mag die Veranlassung zu dem Namen gegeben haben, den er im Chinese führt. Allein eine genauere Beobachtung zeigt, daß die Gürtel untereinander beweglich sind und wirklich aus zwölfen bestehen.

Artig sieht der Apar (T. Tricinetus, *l'Apar, le Tatou à trois bandes* 70) in seinem Panzerkleide aus. Sein vorzüglichstes Merkmal ist die knotige Oberfläche der Stückchen, aus denen die Schilder und Gürtel zusammengesetzt sind. Sie haben nicht alle einerlei Größe, und sind bald fünf- bald sechseckig. Drey Gürtel, deren jeder aus 23 länglich viereckigen Stückchen zusammengesetzt ist, laufen um die Mitte des Leibes. Mit vielen kleinen Stückchen sind die Füße und der Schwanz bekleidet.

Brasilien ist das Land des Apars. Denn daß man ihn auch in Ostindien gefunden haben will, scheint noch nicht so ganz ausgemacht zu seyn. Er ist ein gutes, sanftes Thier, mit dem auch Kinder ohne alle Furcht spielen dürfen. Um ihn im wehrhaften Stande, oder wenigstens in voller Sicherheit zu sehen, dürfen wir nur die Kugel (71) betrachten. Wer sollte wohl in diesem

Balle ein Thier vermuthen? Wenn man ihn anrühren, oder auch wenn er sich zur Ruhe begeben will, nimmt er diese Gestalt an. Er zieht dann seine vier Füße auf einen Punkt zusammen, steckt gleichsam den Kopf in den Bauch, und sieht eher einem Krustenvurm, einer Seeigelart, als einem vierfüßigen Thiere gleich. Zwei große, starke Muskeln leisten ihm bei diesem Zusammenziehen ihre Dienste, und thun dieß mit solcher Kraft, daß auch der stärkste Mann Mühe hat, ihn auszustrecken.

Eben so artig, wie der Apar, sieht der Encubert (T. Sexocinctus, *l'Encubert, le Tatou à six bandes* 82) aus. Breit, platt und voll unregelmäßiger Knochenblättchen ist sein Kopf. Klein sind seine Augen, und unter ihnen befindet sich ein Bogen von Schuppen, den er über die Augen schieben kann; ein besonderes Geschenk der mütterlichen Natur, das ihm, wenn er in der Erde wühlt und gräbt, zum Schutz der Augen gegeben seyn mag. Viele und sehr starke Vorsten bemerkt man in der Gegend der Augen, der Backen und der dicken Ohren. Hinter dem Kopfe ist ein Nackenschild, der aus zwei Schuppenreihen besteht, und sich nach allen Seiten hin bewegen läßt. Fünf Schuppenreihen folgen nach diesem als Bedeckung des Vordertheils, und dann kommen sechs bewegliche Gürtel, die durch eine braune Haut untereinander verbunden sind. Andere Schuppenreihen machen die Bedeckung des Hinterleibes aus. Die Rückenschilder ragen an den Seiten etwas hervor, so daß man in den Weichen darunter greifen kann. Die ersten zwei Schwanzringe bestehen aus einer einfachen, die übrigen aus einer doppelten Schuppenreihe. Ganz am Ende sind keine Schuppenringe mehr zu unterscheiden. An den Füßen bemerkt man knorpelige Schuppen und dazwischen einzelne Haare. Groß, stark und unten hohl sind die fünf Nägel oder Klauen der Vorder- und Hinterfüße. Gelblich braun ist die Farbe dieses schönen Gürtelthieres, das, den Schwanz ungerechnet, etwas über einen Schuh lang, acht Zoll breit und ungefähr zwölf Pfund schwer ist.

Der Encubert, den wir vor uns sehen, war nach dem

Leben abgebildet, da wir uns hingegen bei manchen andern Gürtelthieren mit Abbildungen nach getrockneten und ausgestopften behelfen müssen, denen der Ausdruck des Lebens und der Thätigkeit, der Thiergestalten doppelt anziehend macht, mangelt. Er war ungemein fett und eben daher vielleicht unfähig, sich kugelförmig zu ballen. Er lief sehr geschwind, und stieg an dem Kästchen, das ihm als Stall diente, hinauf, wenn er in dasselbe wollte. Die Laute, die er von sich hören ließ, bestanden in einem starken Schnauben, fast so wie das Schwein es zu machen pflegt, mit dem er überhaupt in seinen Begierden und seinem ganzen Betragen viel Aehnliches hatte. Sehr hastig holte er aus einem Korbe mit den Vorderpfoten eine Menge Kirschchen heraus, und fraß sie begierig. Aber die Kerne hütete er sich wohl zu verschlucken, sondern warf sie hinweg. Gewöhnlich gab man ihm rohes Hühnerfleisch zu fressen, auch genoß er, wie sein Eigenthümer versicherte, gern Zucker und Brantwein.

In seiner Heimath, dem südlichen America, lebt er von Melonen, Pataten und andern Wurzeln. In den Pflanzungen richtet er großen Schaden an. Man kann ihn sehr fett machen, doch soll sein Fleisch nicht so wohlschmeckend, als das des Gürtelthieres mit neun Gürteln seyn.

Ganz anders sieht der Panzer des siebengürtlichen Armadills (T. Septemcinctus 73) aus, und das ganze Aussehen unserer Abbildung verräth ein ausgestopftes Original, so steif, so ohne Leben und Bewegung ist alles. Unregelmäßige Schuppen bedecken den eysförmigen Kopf, der oben ziemlich platt ist, die Ohren sind gleichsam chagriniert. Tief ausgeschnitten am Kopfe ist der vordere Schild, und besteht aus einer großen Menge länglich runder Schuppen, von welchen größere mit kleinern abwechseln. Dann folgen die beweglichen sechs Gürtel in der Mitte, wozu noch ein siebenter, unbeweglicher nach hinten zu kommt. Sie bestehen aus abwechselnden, dreieckigen, schmalern und zugespitzten Stücken mit tiefen Furchen. Der hintere Schild sieht dem vordern ganz gleich. Nach unten zu werden die Schuppen immer schmaler. Zwischen

ihnen sieht man eine Menge einzelner Haare. Mehrere Ringe umgeben den Schwanz. Sie sind aus Stückchen von verschiedner Form zusammengesetzt. Sehr niedrig sind die Beine dieses Armadills, und haben vorn vier, hinten aber fünf Klauen. Hauptsächlich in der Zahl der Gürtel unterscheiden sich von diesem der Latuette (T. Octocinctus, le Totouette, le Tatou à huit bandes 74) und der Caschicane (T. Novemcinctus, le Cachicane, le Tatou à neuf bandes 75). Jener hat acht, dieser neun Gürtel; beide wohnen, wie alle Gürtelthiere, in Südamerica. Vom Letztern soll das Fleisch sehr gut schmecken. Er wird in Guiana häufig gefangen. Ob bei der übrigen Aehnlichkeit die Verschiedenheit der Gürtelzahl allein hinreiche, eine eigene Art anzunehmen, oder ob vielleicht Alter, Geschlecht, Aufenthalt bei einer und derselben Art gewisse Veränderungen hervorbringen könne, müssen wir dahingestellt seyn lassen.

Die Wilden wissen sich der Armadillschilde auf manigfaltige Art zu bedienen, Sackeln u. d. m. zu bedienen. Auch rühmen nicht nur sie, sondern auch Europäer, die in diese Gegenden gekommen sind, von gewissen Theilen dieser Thiere große, medicinische Kräfte. So sollen die pulverisirten Schilder, auch in einer kleinen Dosis, ein mächtiges Schweißtreibendes Mittel seyn; das Hüftbein in gewissen Krankheiten die Stelle des Mercurialmittel vertreten; das erste Schwanzbein aufs Ohr gelegt, die Tauben hörend machen u. d. m. Nur schade, daß nicht auch eins darunter ist, das als Nießwurz gegen wunderliche Einbildungen und alberne Wundererzählungen gebraucht werden kann.

## Tab. XIX — XXII.

### Igel (Hystrix).

Der gemeine Igel 76. Der Kahlrohr 77. Der Lanrec 78. 79. Der Tendrac 80. Der Langohr 81. Das Sta-

Helschwein 82. Das malaccische Stachelschwein 83.  
Der Quandu 84. Der Urjon 85. Das langgeschwänzte  
Stachelschwein 86.

Die Natur, die in allen ihren Werken die größte Mannigfaltigkeit liebt, wollte zeigen, daß sie ausser Schildern, Schuppen, Gürteln und einer festen und durchdringlichen Haut auch noch andere Mittel habe, um Thieren wohlverwahrte Decken zu geben. Auch mit Stacheln konnte sie dieselben versehen, die, zumal wenn sich das Thier seinem Instinct zufolge kugelförmig zusammenrollt, es fast unverletzlich machen. So schützte sie die Igelgattung vor ihren Feinden. Nicht übel sagt daher ein altes griechisches Sprichwort: „Ein Fuchs kann vieles, ein Igel etwas Großes.“ Er kann sich nämlich ohne Kampf vertheidigen, und ohne angriffsweise zu Werk zu gehen, verwunden. Schwer wagt sich daher ein Thier an dieses so gut beschützte Geschöpf. Die nach allen Richtungen gehenden Stacheln bieten denen, die es antasten wollen, eine zu gefährliche Oberfläche dar, als daß sie Lust haben könnten, sich mit ihm einzulassen. Das, was die Igel unter der Säugthier-Classe auszeichnet, ist der mit Stacheln bedeckte Leib. Gemeiniglich werden die Igel- und die Stachelschweinarten von einander getrennt, und bei Linné kommen sie sogar um des Gebisses willen in verschiedenen Ordnungen vor. Allein Blumenbach fand für gut, sie in Eine Ordnung zu vereinigen, wozu ihn ein so auffallender Character, wie der mit Stacheln bedeckte Leib, gewiß berechtigte. In Absicht der Zähne sind sie freilich verschieden, indem die eigentlichen Igel zwei von einander stehende, walzenförmige Vorderzähne oben, und zwei nahe beisammen stehende unten, die jedoch einige auch für einfache Backenzähne ansehen, und vier Backenzähne in beiden Kinnladen auf jeder Seite haben. Den Stachelschweinen aber fehlen die Eckzähne ganz; sie haben zwei schief zugespitzte Vorderzähne und acht Backenzähne oben und unten auf jeder Seite.

Alle Igel haben einen kegelförmigen Kopf, der vorn

in einen abgestutzten Krümel ausgeht. Die stachelfreien Theile des Körpers haben theils Borsten, theils Haare. Ungemein kurz sind die Beine, auch der Schwanz ist sehr kurz. Einigen fehlt er ganz. Daß man in einigen Gegenden zweierlei Igelarten angetroffen haben will, Hundes- und Schweinigel, das beruht auf einem Irrthume. Jene sollen eine Hundsschnauze, diese einen Schweinkrümel haben. Allein die sogenannten Schweinigel sind weiter nichts als Weibchen oder auch Junge, die eine etwas längere Schnauze und eine lichtere Farbe haben. Die Männchen sind etwas dunkler und haben einen kürzern mehr zusammengedrückten Kopf.

In allen Gegenden von Europa wird der gemeine Igel (H. Erinaceus, Herisson 76) angetroffen, und sein Stachelrücken macht ihn unter allen Thieren Deutschlands kenntlich genug. In eine abgestumpfte, eingekerbte schwarze Hundsschnauze endigt sich der kegelförmige Kopf. Seitwärts liegen die länglichen Nasenlöcher, aus denen auf der untern oder äussern Seite der umgebogene Rand wie ein gefalteter Kamm hervorragt, was nebst den kurzen Ohren den gemeinen Igel vorzüglich auszeichnet. Die letztern stehen aufgerichtet, sind dünne behart und liegen unter den Stacheln verborgen. Aus 36 Zähnen besteht das Gebiß, und weit hervor ragen die kleinen, schwarzbraunen Augen. Die Gränze des Halses ist schwer zu unterscheiden, weil die Stacheln von der Stirn anfangen, und von da an alles bis zum stumpfen herabhängenden Schwanz fast in einer Dicke und Richtung fortläuft. Fünf mit schwarzen, scharfen Nägeln versehene getrennte Zehen befinden sich an den sehr kurzen Beinen, von denen die vordern stärker, als die Hintern sind. Er geht auf der ganzen Ferse und schleicht fast wie der Dachs. Seine Fahrte gleicht auch wirklich der Dachsfahrte, nur ist sie kleiner. Er spreizt seine Zehen weit auseinander, und seine Vorderfüße machen eine größere und breitere Spur, als die hintern, von denen sie lang und schmal ist. Uebrigens bildet diese Fahrte ein Zickzack. Hornartig sind die Stacheln, die den ganzen obern Theil des Körpers bedecken und aus dem Fette hervorkom-

men, und dicht beisammen stehen. Sie sind oben und unten spitzig, weiß, braun und schwärzlich gesprenkt. Graugelbe, nach der Stirn zu lichtere Haare hat der Kopf. An den Seiten läuft ein schwarzer Streif hin, und bildet um die Augen einen Ring. Die rothgelben Beine enden sich in schwarze Füße. Rothgelb sind die stacheligen Seitenhaare, weißgelb die wolligen Haare des Unterleibes, eisen schwarzen Flecken an der Brust ausgenommen, und oben schwarz, unten rothgelb sind die Schwanzhaare. Den spitzigeren Kopf und die hellere Farbe ausgenommen, gleicht das Weibchen dem Männchen sehr. Es hat zehn schwarze Saugwarzen, wovon sich sechs an der Brust und vier am Bauche befinden. Sein Alter kann ein Igel auf acht bis zehn Jahre bringen. Ein heiseres Quäcken ist seine Stimme, oder auch ein gewisses Murren, das er in der Gattungszeit, oder auch wenn er sehr im Gedränge ist, hören läßt.

Man sollte glauben, ein so vortrefflich bewaffnetes Thier müsse voll Selbstvertrauen, und also kühn und muthig seyn. Allein nichts weniger als dieses. Im Gegentheile gleichen dem Igel wenige Thiere an Verzagtheit. Beim allergeringsten Geräusche zieht er sich in eine Kugel zusammen, und erwartet in diesem Zustande, ob seine Furcht gegründet oder nicht gegründet war. Alle Gegenstände, die ihm aufstoßen, beriecht er wie ein Hund. Auch riecht er gerade wie die Hunde riechen, und aus Mund und Nase läuft ihm beständig helles Wasser. Er ist im Grunde ein dummes Thier, doch kann er auch munter seyn. Zuweilen spielt eine Igelgesellschaft im abgefallnen Laube; sie jagen, necken, verstecken sich unter einander.

Die Igel haben im Sommer ihren Aufenthalt, wenn sie in Laubhölzern sind, an der Wurzel ausgehöhlter Bäume oder auch unter Büschen; in Gärten wohnen sie unter Hecken, in Löchern der Gartenmauern oder auch in zusammengeharkten Mist- und Laubhaufen. Auch in den Saaten halten sich Igel gern auf. Finden sie nicht schon eine Höhle, die ihnen zum Lager tauglich ist, so graben sie sich mittelst ihres Rüssels und ihrer Klauen eine, und tra-

gen altes Stroh, Laub und Gras zusammen, um ihr Lager weich zu machen. In ihrer Wohnung suchen sie zwei Deffnungen, eine gegen Mitternacht, die andere gegen Mittag anzubringen, wobei sie sich nach dem Zuge der Luft richten. Aber das ist nur ihr Sommerlager. Für den Winter wird noch besser gesorgt. Jede Familie gräbt sich unter Baumwurzeln, dichten Gesträuchen, auch wohl Gartenmauern, eine geräumige Höhle. In sie wird während des Herbstes eine Menge Moos, Heu, Laub, Stroh zusammengetragen. Beim Eintritte des ersten starken Frostes verscharren sie sich in dasselbe, nehmen nun eine gekrümmte Stellung an, und bringen so den Winter in einer glücklichen Betäubung hin, bis die warme Frühlingssonne sie aus derselben wieder erweckt. Sie zehren dann von dem Fette, das sie im Herbst gesammelt haben. Welch' eine mütterliche Sorge der Natur! Welch' eine weise Sparsamkeit, ohne daß die Geschöpfe, die sie betrifft, sich dadurch im geringsten elend fühlten! Verjagt man die Igel nicht, so kann ihnen einerlei Lager mehrere Jahre hintereinander dienen.

Nur wenn es recht stille ist, am liebsten aber bei Nacht, schleicht der Igel seiner Nahrung nach. Dann begibt er sich aus seiner Höhle aufs Feld, wo er Maulwürfe, Feldmäuse, Frösche, Kröten, Käfer u. d. m. fängt. Auch abgefallenes Obst, Getreide, Wurzeln, gelbe Rüben und alle Arten von Insecten und Würmern, die er bekommen kann, frisst er. Sehr merkwürdig ist es, daß dem Igel die spanischen Fliegen eine angenehme und zuträgliche Speise sind, indeß andere Thiere von ihrem Genuße Zuckungen bekommen, ja wohl gar daran sterben können. Wer vermag dieses Geheimniß der Natur zu enthüllen, durch welches eine besondere Einrichtung der Natur der Igel dieses Vorrecht genießen, oder welches Gegengift sich in seinem Innern befinden möge; und welches ein Licht würde nicht diese Entdeckung über manche Dunkelheiten des thierischen Lebens verbreiten! Wenn die Art, wie der Igel Weinlese halten soll, gegründet ist, so verräth sie einen sehr guten Instinct. Er soll die Trauben abreißen, die Beeren ab-

reißen und herumstreuen, und dann sich so lange in ihnen herumwälzen, bis die Stacheln voll Beeren hängen. Jetzt eilt er in seine Wohnung, schüttelt seine Ladung ab, und sammelt nun, so viel er zu sammeln vermag, für die Zukunft. Daß er dabei auf den Winter keine Rücksicht nehmen dürfe, wissen wir schon. Denn in ihm bedarf er während des tiefen Schlummers, in den er versunken bleibt, nicht das Geringste. Ungeheuer ist die Summe von Lebensmitteln, die durch die so vortreffliche Einrichtung der Natur, in Absicht des Winterschlummers, erspart wird. Wäre sie nicht, so müßte für sie und ihre Nahrung gesorgt seyn, wenn sie nicht unausbleiblich zu Grunde gehen sollten. Nur ein falsches Mitleiden und Kurzsichtigkeit könnte hier den Wunsch hervorrufen, es möchte auch um der ärmern Menschheit willen, auf die im harten, nahrungselosen Winter so viele Drangsale losstürmen, auch bei den Menschen eine ähnliche Einrichtung statt finden, auch sie möchten ihrer Kummer verschlafen, und aller Nahrungsmittel und der Erwärmung ihrer ärmlichen Wohnungen entbehren können. Man müßte vergessen, daß für die sittliche Auszubildung des Menschen die Zeit das edelste Gut sey, daß die im Winter steigende Noth unserer bedürftigern Mitmenschen auch mannigfaltigere Gelegenheiten zu den edelsten Handlungen des Wohlthuns und der Milde herbeiführe, daß sie manche schlummernde Kraft entwickle und zu gemeinnütziger Thätigkeit belebe, daß wenn der Menschenkörper die natürliche Anlage zu einem Winterschlummer hätte, dann auch der Weise, der Verdienstvolle, der im Ueberflusse Lebende eben so gut, wie der Ärmste, in diesen Schlaf versinken müßte, das alles müßte man vergessen können, um einen so unbesonnenen Wunsch im Ernste zu thun. Wir wollen also immer dem Igel seinem ihm so wohlthätigen Winterschlaf unbeneidet lassen, und uns freuen, daß wir Menschen sind.

In der Mitte des Aprils und im Mai sorgen die Igel, für ihre Nachkommenschaft. Ihr stachelvoller Rücken macht es aber sehr begreiflich, daß sie sich dabei anders benehmen, als andere Säugthiere. Sieben Wochen trägt das

Weibchen, und wirft vier bis sechs junge. Ihre Wiege sind Laub und Mooshaufen in Gärten, doch auch Zäune, dicke Gesträuche, selbst zuweilen das Getraide. Ein wohlthätiger Instinct lehrt die Mutter, ehe noch ihre Jungen ans Tageslicht kommen, das ihnen bestimmte Lager mit dünnem, zartgebissem Gras auszufüttern, damit sie einst sanft und weich liegen. Aber darauf ist die rührende Sorgfalt für ihr Wohl nicht allein beschränkt. Sie säugt sie nicht nur vier Wochen lang, sondern trägt ihnen auch manchen guten Bissen, den sie wohl selbst gern verzehren würde, zu, als Schnecken, Regenwürmer, Trauben, Obst u. d. m. Das Jugendkleid der Igel ist weiß; nur schwache Spuren von Stacheln bemerkt man auf demselben. Im zweiten Jahre sind sie ausgewachsen und zur Fortpflanzung tüchtig. Wenige Thiere können größere Qualen ausstehen, ohne einen Laut von sich zu geben, als der Igel. So ließ einst einer, der lebendig zergliedert werden sollte, seine Füße amageln, und das anatomische Messer einen Schnitt nach dem andern machen, ohne daß man auch nur einen Ton von ihm hörte; ein Versuch, der nur dann gebilligt werden kann, wenn es dabei auf Belehrung über thierische Natur abgesehen ist; der aber wahre Graufamkeit zu heißen verdient, wenn bloße Neugierde seine Triebfeder war.

Einen sehr nachtheiligen Einfluß scheint es auf die Mutterliebe der Igelinn zu haben, wenn man ihr ihre Jungen aus dem Lager nimmt, um sie im Hause aufzuziehen. Buffon versuchte es zum öftern, und ließ ihnen hinreichendes Futter geben. Aber allemal zerriß die Mutter die Jungen, statt sie zu säugen. Der Verlust der Freiheit muß sie offenbar ganz wild gemacht haben. Denn daß sie ihre Kinder lieber todt als zu Sklaverei verdammt wissen wollte, möchte Verschönerung dieser unnatürlichen Handlung heißen. Ueberhaupt aber ist der Igel, so still und unschuldig er durch die Welt zu schleichen scheint, doch von Bosheit nicht ganz frei. So erzählt Buffon Einem, der sich heimlich in die Küche schlich, das Fleisch aus dem Topfe holte, und dafür seinen Urath in ihm zurückließ.

Man kann die Igel als Hausthiere halten, und mit

Milch und Brod füttern. Sie vergüten diese Wohlthat damit, daß sie fleißig die Mäuse wegfangen. In Scheunen und Kornböden läßt man ihnen den freien Lauf, und stellt ihnen bloß Wasser zu Löschung ihres Durstes hin. Im Hause selbst würde zwar immer ein Igel die Stelle einer Raze recht gut vertreten. Aber seine Unreinlichkeit, sein widerlicher Geruch, und das die nächtliche Ruhe störende Geräusche seines Ganges empfehlen ihn nicht besonders zu diesem Gebrauche. Die Kalmücken achten dieses weniger. Bei ihnen ist er als Hausthier sehr gemein. Er ist nicht schwer zu fangen. Man darf nur in den Gegenden, wo sie sich aufhalten, in der Abenddämmerung, da wo man ein Geräusch hört, mit dem Stocke an die Hecke schlagen. Der erschrockne Igel ballt sich nun kugelförmig zusammen, so daß man ihn leicht nehmen und in seinem Schnupstuche nach Hause tragen kann. Da er sich nun aber eher zerreißen ließe, als daß er sich ausstreckte, so darf man nur Wasser zu Hilfe nehmen, um ihn dazu zu zwingen. Das Bedürfniß, Athem zu holen, wird ihn nun sogleich dazu nöthigen. Läßt man einen Igel statt der Milch Wein saufen, so wird er berauscht, und er macht äußerst comische Gebarden und Sprünge. So gut er übrigens verwahrt und bewaffnet ist, so hat er doch im Thierreiche mehrere Feinde, die ihm das Leben verbittern, jawohl auch nehmen. Eine Art gelber Flöbe wohnt auf ihm und plagt ihn sehr; der Holzbock säugt sich an ihm ein, und er hat an einer Wandwürmerart viel zu leiden. Der listige Fuchs weiß sein Winterlager auszuwintern, und verzehrt ihn als eine Delicatsse. Mag auch die stachelige Kugelform den Angriff fast unmdglich zu machen schienen; über solche Dinge ist ein Fuchs nie verlegen. Er bespritzt ihn mit seinem stinkenden Harn, worauf sich der Igel sogleich ausstrecken, und seine schwache Seite bloß geben muß. Die Hunde scheinen ihm sehr gram zu seyn, und bellen ihn heftig an. Aber nur ein sehr guter, muthiger Hund wagt es, ihn zu packen und zu zerreißen.

Man darf kein Bedenken tragen, den Igel zu den nützlichen Thieren zu rechnen. Sein Fleisch kann man

essen. Im Herbst ist es sehr fett und vorzüglich dann, wenn er sich mit Obst genährt hat, ungemein wohlschmeckend. Die Senegambier rechnen es daher zu den besten Gerichten. Das unter der Haut liegende Fett ist ein gutes, erweichendes Mittel, und als Arznei für Menschen und Thiere brauchbar. Aber was den Igel für uns noch viel wichtiger macht, ist seine entschiedene Feindschaft gegen die uns so schädlichen Feldmäuse. Durch ihre Verminderung wird er ein wahrer Wohlthäter der Menschen, und ist's auch jetzt noch, wenn auch gleich sein zu Asche verbrannter Körper die Wunder nicht mehr thut, die man sonst von ihm rühmte, und wenn man auch gleich in unsern Tagen bessere Instrumente zum Hans- und Flachsheckeln kennt, als Igelhäute, die sonst dazu dienten. Unsere Gärten hält er von Kröten, Käfern u. d. m. ziemlich rein.

Durchaus kein Ohr sieht man an dem Kahlohr (*H. mauris*, *Herisson de l'ameriqae blanc* 77). Ihn erhielt Seba aus Surinam. Seine große Aehnlichkeit mit dem bei uns einheimischen Igel ist nicht zu verkennen. Doch unterscheidet er sich von ihm durch den gänzlichen Mangel an äußerlichen Ohren, indem nur eine Oeffnung dem Schalle den Eingang gestattet. Sein Kopf ist etwas dicker und kürzer und fast ohne allen Hals. Auf dem Rücken hat er zwar etwas kürzere, doch dickere und härtere Stacheln als jener, und länger und weicher sind die Haare an seinem Bauche. Ueber dem Auge befinden sich dunkelröthliche Haare; an den Seiten und nach hinten zu fallen sie ins Schwarze. Nur wenige hat der sehr kurze Schwanz. Fast wie ein Kaninchen läuft diese Igelart und hält sich dabei auf den Hinterbeinen.

Ohne Schwanz erscheint der *Tanrec* (*H. Ecaudata*, *le Tanrec*), den wir in seinem Jugendkleide (78) und in seinem reifen Alter (79) vor uns sehen. Sehr lang und spizig ist die Schnauze. Nicht sein ganzer Körper ist mit Stacheln bedeckt, sondern nur die Scheitel, das Hinterhaupt, der Hals und die Schultern haben dergleichen. Oben und unten sind sie gemeiniglich gelblich, in der Mitte aber schwarz. Lange, bald stärkere bald schwächere,

ganz weiße und ganz schwarze Borsten sind diesen beige-mischt. Schnauze, Kehle, Brust, Bauch und Beine haben gelbliches, die Füße ein rothgelbes Haar. Der junge Lanrec hat drei nach der Länge laufende Streifen. Sein Rüßel ist von dem, den wir an dem alten bemerken, an Länge und Form so unterschieden, daß man geneigt seyn möchte, ihn für eine ganz andre Art zu halten. Vielleicht sind sie es wirklich, und es liegt dabei eine irrige Vermuthung zum Grunde, die erst die Zukunft berichtigen muß. So viel ist gewiß, daß man diese beiden Igel in Madagascar findet. Um ihr Maul herum bemerkt man längere Barthhaare, als der gemeine Igel hat.

Aber noch weit länger sind diese bei dem *Tendrac* (H. *Setosa*, *le Tendrac* 80). Er ist stärker als der vorige, und tiefer gegen den Bauch herab mit Stacheln besetzt und selbst an seinem fast unsichtbaren Schwanz hat er welche. Seine Farbe ist heller. Oval sind seine Ohren und nackt seine Füße. Man findet auch ihn in Madagascar. Die Einwohner essen ihn gern und sein ganzer Körper soll fast nur ein Fettklumpen seyn.

Waren bei dem Kahlohr gar keine und bei dem *Tendrac* nur kleine, runde, äußerliche Ohren wahrzunehmen, so erhielt dafür der langohrige Igel (H. *Aurita* II) desto größere aus den Händen der Natur. Sie sind es, wodurch er sich vorzüglich von dem gemeinen Igel unterscheidet. Ganz aufrecht stehen diese Ohren; sie sind oval, am Rande etwas umgebogen, braun gerändert und mit weißen Haaren innen bekleidet. Dem Buchse nach ist dieser Igel etwas feiner und schlanker, als der gemeine, auch hat er längere und dünnere Beiner, die unten fast kahl sind. Ziemlich spizig ist der vorn tief eingekerbte Rüßel, und die Nasenlöcher umgibt ein gezähnter Rand, wie bei dem gemeinen. In vier Reihen stehen die Barthborsten, deren hinterste bis über die Ohren hinaus reichen. Der kurze Schwanz verdient kaum diesen Namen und ist fast so kahl, wie ein Mäuseschwanz. In der Farbe der Stacheln und Haare kommt dieser Igel dem gemeinen fast ganz gleich; doch ist sein Haar weicher und

reinlicher. In der Wolga, dem Jaik und in diesen Gegenden findet man ihn nicht selten. Auch bringt er den Winter schlummernd hin. In Astracan hält man ihn als Hausthier, um die Mäuse zu fangen, und ernährt ihn mit Milch.

So drohend bewaffnet das Stachelschwein (H. *Cristata*, *le Porc-epic* 82) ausieht, und so gefürchtet es durch das Vorgeben wurde, es schieße seine Stacheln wie Pfeile um sich her, so ist es doch nicht so furchtbar. Mit welchem Grunde die Igel und die Stachelschweine von den Lehrern der Naturgeschichte von einander getrennt und als ganz verschiedene Gattung betrachtet wurden, ist hier der Ort nicht, auseinander zu setzen. Denn wenn wir nur sonst von diesem Thiere und seinen Sitten richtige Vorstellungen haben, so kann es uns ziemlich gleichgiltig seyn, wer seine nächsten Nachbarn seyen. Nur das dürfen wir wohl erinnern, daß, wenn bei Thieren das äußerliche Ansehen bei der Stelle, die man ihnen anweist, in Anschlag kommt und kommen soll, der Igel und die Stachelschweine gewiß sehr nahe bei einander stehen müssen. Was zu dem Namen Stachelschwein Veranlassung gegeben habe, ist schwer zu errathen. Man könnte dabei an ein mit Stacheln bedecktes Schwein denken. Und doch hat es von diesem nichts, als eine Art von Grunzen, das aber auch andern Thieren gemein ist.

Das Stachelschwein hat einen langen, zusammengedrückten Kopf, mit einer warzigen, schmutzig fleischfarbigen Haut bedeckt, und voll schwarzer, glänzender, spiziger Borsten stehende Backen, eine kurze, stumpfe Schnauze, eine dicke, bis an die Nasenlöcher gespaltne Oberlippe mit einigen Reihen glänzend schwarzer Borsten, und kleine Augen, über und unter denen sich Warzen mit Borsten befinden. Nicht ganz unähnlich den Menschenohren sind die ovalen, an den Kopf angebrückten Ohren, um welche kurze, graue Haare stehen. Auf dem Nacken befindet sich eine starke Mähne aus weißen und grauen Borsten, die das Thier aufrichten und zurücklegen kann. Der Hals ist dick, der Rücken platt, der conische Schwanz sehr kurz.

An den kurzen dicken Beinen sind die Vorderfüße mit vier Zehen und einem kleinen Knollen, statt des Daumens versehen; die Hinterfüße aber haben fünf Zehen, an denen sich kurze, stumpfe Nägel befinden. Sehr merkwürdig sind die Stacheln. Sie gleichen Federkielen ohne Bart, die die Classe der vierfüßigen Thiere mit der Vogelclasse zu verbinden scheinen. Oben und unten sind sie zugespitzt, lang, glatt und schön schwarz und weiß gerin-gelt. Zuweilen findet man sie auch mit braunen und gelben Ringen. Die an den Seiten sind kleiner und zweischneidig. Zwischen den Stacheln befinden sich graue Haare. Am Schwanz sieht man Stachelähnliche, aber abgestutzte, inwendig hohle Kiele, die auf langen, dünnen Stielen gerade aus stehen. Die übrigen Gegenden seines Leibes haben schwarze Borsten.

Das feste Land und die größern Inseln Indiens, ferner China, die Bucharey, Persien, Africa, und in Europa, Spanien und Italien sind die Gegenden, wo man das Stachelschwein findet. Es gräbt sich zu seinem Aufenthalt einen weitläufigen, mit vielen Kammern versehenen Bau mit einem einzigen Eingange. Hier liegt es den Tag über ruhig und verborgen, verläßt ihn aber mit dem Einbruche der Nacht, um seine Nahrung, Wurzeln und Kräuter zu suchen. Vorzüglich soll es den Buchsbaum lieben. Im Frühjahr wirft es zwei bis vier Junge, die man aufziehen und zahm machen kann. Doch bleibt ihnen immer eine gewisse Furchtsamkeit eigen, und stets bewegen sich ihre Stacheln nach der Seite hin, von welcher sie sich nicht ganz sicher zu seyn glauben. Zu diesen verschiedenen Richtungen ihrer Stacheln dient ihnen eine starke unter der Haut liegende Muskelschicht. Zuweilen verlieren sie auch wohl einige davon. Daß sie sie aber nach Willkür losmachen und wie Pfeile nach einem Gegenstande schleudern können, ja daß, wenn einmal ein Stachel in einen thierischen Körper fährt, er durch eine geheime, innere Kraft immer tiefer dringe, das sind lächerliche naturhistorische Fabeln. Im Falle der Noth zieht es sich wie der Igel kuglich zusammen, und dann hat es

auch das geringste Thier nicht zu fürchten. Hat es einen Zorn, so strampft es mit den Hinterfüßen, bewegt den Schwanz und macht durch das Zusammenschlagen seiner Stacheln einen klappernden Laut. Der Zähne bedient es sich, wenn es gefangen wird, bloß in der Rücksicht zu seiner Gegenwehr, um sich aus seinem hölzernen Behältnisse durch Nageln zu befreien, was ihm auch sehr bald gelingt. Obst frißt es sehr gern, und gewöhnt sich, dem, der es damit füttert, wie ein Hund nachzulaufen. Die Speise faßt es, wie uns unsre Abbildung zeigt, mit den Vorderfüßen.

Man kann das Fleisch der Stachelschweine essen. Nach Brydone hat man es in Rom auf dem Markte, wie andres Fleisch feil. Doch soll sein süßlicher Geschmack machen, daß man davon nicht so viel, als von andern Fleischarten essen kann. Auf dem Cap wird es als Gebäck für eine große Delicatesse gehalten. Die Stacheln dienen als Pinselstiele. Die Wilden wissen sie sehr geschickt zu spalten und schön zu färben. Mit diesen bunten Farben sticken sie dann die Körbe und andere Geräthe, die sie aus Baumrinden machen. Auch bei uns hat das schöne Geschlecht diese Stacheln zum Putze zu benutzen gewußt. Man hat sie nämlich mit Steinen besetzt und als Schmucknadeln gebraucht. Zu Zahnstochern schicken sie sich gleichfalls gut und sind dauerhaft. In der Gallenblase findet sich zuweilen ein Stein, der unter dem Namen Schweinstein (*Lapis porcinus*, *ptedra del poreo*), oder eigentlich Bezoar, einen großen Ruf erlangt hat. Doch ist der vom gemeinen Stachelschweine kommende bei weitem nicht so gesucht und kostbar, als der vom malaccischen Stachelschweine (*H. Malaccensis*, *le Porc-epic de Malacca* 85), das wir sammt einem seiner Zungen nebst dem berühmtesten Steine vor uns sehen. Zwar wollte man dieses mit dem vorigen für einerlei halten, und glaubte, es sey bloß unter den Händen eines ungeschickten indianischen Zeichners verunglückt und zu einer eignen Art geworden. Indessen scheint doch die Verschiedenheit, vorzüglich in Absicht der Ohren, zu



groß zu seyn; denn diese haben herabhängende Lappen. Die Stacheln sind sehr stark und der ganze Rücken strotzt davon. Die übrigen Theile sind mit röthlichen, kurzen, dichten Haaren besetzt. Die Schnauze ist schweinsrüßelartig, das Auge groß und hell. In seiner Gallenblase befindet sich der schon erwähnte kostbare Stein, der aber, wie die Gallensteine im Menschen, weiter nichts als eine Krankheit ist. Er mag Kräfte haben, wie fast alles in der Welt, aber den hohen Werth, die Kraft, die man ihm beilegte, gewiß nicht. Sonst machte man von den Bozoarsteinen ein großes Aufheben, und bewahrte sie, aufs prächtigste in Gold gefaßt, so wie wir einen in unsrer Abbildung über dem Stachelschweine hängen sehen, als eine Zierde der Kabinette. In Krankheiten, deren Quelle in der Galle zu suchen ist, will man ihn für eines der kostbarsten und wirksamsten Mittel halten. Man legt ihn dann bloß in Wasser, dem er seine Kraft mittheilen soll. Es bekommt davon einen gewissen Geruch und einen Geschmack, der es eigentlich so heilsam macht. Nur etwas Unmerkliches, andere behaupten gar nichts, soll dann der Stein am Gewicht verlieren, jedoch auf dieses keinen Einfluß haben, ob er eine Stunde oder einen Monat darin liegt. Denn auf einmal soll das Wasser immer nur gleichviel davon annehmen. Läßt man den Stein aber zu lange im Wasser, so zerfällt er endlich. Nur muß man, je öfter man ihn braucht, ihn immer länger darin liegen lassen, und zwar jedes Mal eine halbe Stunde länger. Legt man auch nur ein Stück davon ins Wasser, das sich durch öfteres Brauchen losgemacht hat, so wird ihm dieses eben so geschwind und stark Geschmack und Kraft mittheilen, als es ein ganzer Stein thut. Die Farbe desselben ist fast wie ein Pfirschenkern, ins Röthliche fallend. Wenn man ihn anrührt, so hinterläßt er an den Fingern etwas Deliges, Seifenartiges. Bei seinem Entstehen ist er erst nur wie ein Stecknadelkopf, nach und nach legen sich mehrere Schichten von verschiedner Farbe an, was bis zur Größe des Gelben im Hühnerer steigen kann. Für einen solchen, der etwa zwei Loth hatte, sind wohl schon

über zwei tausend Thaler bezahlt worden. Ein Arzt in Leyden besaß einen solchen Bozoar, für dessen jedesmaligen Gebrauch der Patient allemal zwei Laubthaler bezahlte, und man muß gestehen, daß dieser Stein, wenn auch nicht immer dem Patienten, doch dem Arzte vortreffliche Dienste geleistet habe, was bei einer Menge geheimnißvoller Heilmittel und sonderbarer Curmethoden gemeinlich der Fall ist. Das junge malaccische Stachelschwein, das wir bei dem ältern in unsrer Abbildung sehen, ist am Bauche und an den Füßen nackt. Noch gar kurz sind die Stacheln, die auf dem Rücken hervorzukommen anfangen. Ihre Farbe ist weißlich, ins röthliche gehend. Sehr dünn, kurz und stachellos ist der Schwanz.

Mehr mit Vorsten als mit Stacheln besetzt ist der Cuandu (H. Prehensilis, le Coendu 84). Nur einzelne weiße Stacheln ragen zwischen den rothen Vorsten hervor. Eine dicke Schnauze hat der ziemlich runde Kopf, starke Barborsten umgeben in ungefähr sechs Reihen das Maul, und auch über den sehr kleinen Augen sieht man solche aus gedoppelten Warzen hervorkommen. Die ovalen Ohren sind mit einigen kürzern und einigen längern Haaren bedeckt, und unter den von vorn herkommenden Haaren größtentheils verborgen. Der Hals ist dick und kurz. Vier Zehen mit ziemlichen Klauen haben die Vorderwie die Hinterfüße, nur daß man an diesen einen sehr kurzen Daumen bemerkt. Der Schwanz ist wickelschwanzartig. Im Grunde ist das ganze Thier rothbraun, nur daß einzelne Stacheln und Vorsten bald weiß, bald schwarz sind. Brasilien, Guiana, Mexico sind die Länder, wo man den Cuandu antrifft. Er klettert mit Hilfe seines Wickelschwanzes doch ziemlich langsam, nährt sich von Früchten und von jungen Vögeln, und lebt daher immer in Wäldern. Bei Tage schläft er, bei Nacht geht er seiner Nahrung nach, dabei schnaubt und grunzt er wie ein Schwein. Er kann sich zusammenrollen. Sein weißes, wohlschmeckendes Fleisch, das nach Verhältnis des Ueberflusses an Nahrung sehr fett wird, ist man häufig. Wer sich vom Wohl laut der mexicanischen Sprache einen Begriff machen

will, dem darf man wohl sagen, daß dieses Stachelschwein in seiner Heimath Hoislaquazin heißt. Wie der Cuandu der Fischotter etwas ähnelt, so könnte man bei dem Urson (H. Dorsata, I Urson 85) an den Biber denken, so daß man ihn, wenn man bloß auf die Gestalt sieht, den Stachelbiber nennen möchte. Jahrtausende giengen hin, ehe der Mensch diesen Unterthanen seines Reichs kennen lernte. Zwischen den weichen, dunkelbraunen Wollhaaren, mit denen dieses Thier bedeckt ist, befinden sich steife spitzige Stacheln von brauner und weißlicher Farbe. Außer den Haaren hat er eine Menge Borsten. Sehr kurz ist der Schwanz. Canada, Hudsonsbay, Neuengland sind die Heimath dieses Thieres. Hier gräbt es sich unter die Wurzeln der Bäume sein Lager, steigt aber auch, um ihre Früchte zu hohlen, auf dieselben hinauf; doch begnügt er sich oft genug, wenn keine Früchte zu haben sind, mit bloßer Baumrinde. Zumal vom Wachholderbaume. Das Wasser trinkt er eben so leckend wie der Hund, und statt desselben frisst er im Winter Schnee, woran im strengen Winter seiner Heimath ein Mangel ist. Dann lebt er gemeinlich von Fichtenborke, deren Genuß seine Knochen grünlich färbt. In Wasser mag er nicht gehen, und dieß beweist wohl hinlänglich, daß er, außer einiger Aehnlichkeit in der Gestalt, sonst keine Aehnlichkeit mit dem Biber habe. Sein Fleisch ist essbar, wenigstens finden es die Wilden schmackhaft, und seiner Stacheln bedienen sie sich als Nähnadeln.

Auf den ostindischen Inseln, in Wäldern, lebt das Langgeschwänzte Stachelschwein (H. Macroura, le Porc-epic à longue queue 86). Sein langer Schwanz ist ringsherum mit Stacheln besetzt, die am Ende einen ziemlich dicken Busch bilden. Dieser soll nach Seba's Beschreibung dadurch entstehen, daß auf dünnern Haaren oder Stacheln etwas dickere mit ihren spitzigen Enden wie in einer Hülse stecken. Alle diese Haare sind durchscheinend und geben einen Silberglanz. Der ganze Leib, welcher kurz und dick ist, hat steife, stechende Borsten, die, je nachdem das Licht auf sie fällt, auch eine andre Farbe

haben. Die Augen sind ziemlich groß und glänzend; die Ohren haben etwas menschenohrenähnliches und sind innen kahl, die Oberlippe hat eine Art von Hasenscharte, und ein ziemlich Schnurbart steht um das Maul herum. Von den Sitten dieses Thieres ist noch nichts bekannt. Mit ihm beschließen wir die ganze Fagelgattung, die wenn sie auch nicht unter die merkwürdigsten der Säugethiere gehört, dennoch der Aufmerksamkeit und Beobachtung des Freundes der Natur nicht unwerth ist.

## V. Ordnung.

### Chiroptera.

Säugethiere mit Flügel-Borderfüßen.

Tab. XXIII. — XXX.

### Fledermaus. (Vespertilio.)

Der Vampyr 87. Der Blutsauger 88. Die Brillnase 89. Die Spornnase 90. Die Kleeblattnase 91. Die Herznase 92. Die mit der Hasenscharte 93. Die Gemeine 94. Die Langohrige 95. Die Speckmaus 96. Der Spätling 97. Die Zwergfledermaus 98. Das Kurzmaul 99. Die Bartfledermaus 100. Die mit bunten Fittigen 101. Die Spitzohrige 102. Die Hundsmaulige 103. Die Großohrige 104. Die Beutelfledermaus 105. Die Hufeisennase 106. Die Nordamerikanische 107. Eine in ihren Mantel gehüllte Fledermaus 107\*. Fledermaus-Physiognomien 108—113.

So auffallend der gemeinschaftliche Charakter aller der Säugethiere war, die wir als Mitglieder der vierten Classe Säugethiere 1.

menbachischen Ordnung dieser Thierklasse kennen lernten, wir meinen die sonderbaren Decken, in die sie die mütterlich sorgende Natur hüllte; eben so auffallend ist auch der Charakter derjenigen Ordnung, die uns nun beschäftigen wird. Sie haben ungeheure Finger oder Zehen, wenn man den Daumen ausnimmt, an ihren Vorderhänden oder Vorderfüßen, ja länger als ihr ganzer Leib ist. Zwischen ihnen ist eine florähnliche Haut ausgespannt, so daß ihnen nun diese Hände als Flügel dienen. Doch sind in die Flughaut nicht bloß die Hände oder Vorderfüße, sondern auch die Hinterfüße verwebt, an denen aber die Zehen frey bleiben. Nur eine einzige Gattung kennt man bis jetzt in der Ordnung, der dieser gemeinschaftliche Charakter zukommt. Dieß sind die Fledermäuse, deren bis jetzt 25 Arten entdeckt sind. Will man sie in zwei Familien theilen, so kann man den Besitz oder den Mangel eines Schwanzes zum Familiencharakter annehmen; betrachtet man aber die Verschiedenheit des Gebisses als einen solchen, so erhält man neun Familien.

Unter allen Säugethieren besitzt nur die Fledermaus den Vorzug, fliegen zu können. Aber ihr Flug hat doch immer etwas Mattes, Mühsames, und bei weitem nicht die Leichtigkeit des Vogelfluges. Zwar könnten uns hier bei der fliegende Maki, oder auch die fliegenden Eichhörnchen beifallen; allein von diesen möchte man noch weniger rühmen, daß sie wirklich fliegen können. An einen anhaltenden Flug ist bei ihnen gar nicht zu denken; denn sie machen im Grunde bloß sehr weite Sprünge, wobei ihnen die weite Haut, womit ihr Körper umhangen ist, zu statten kommt. Sey aber auch die Gabe, fliegen zu können, immer etwas, das ganz besonders der Vogelclasse eigen ist, so kann doch darum das Recht der Fledermäuse auf ihren Platz unter den Säugethieren keinen Augenblick zweifelhaft seyn. Denn wollte man das, was sie mit den Vögeln und mit den Säugethieren gemein haben, gegeneinander abwägen, wie wenig wiegt nicht der kleine Umstand, daß ihre Vorderfüße Flügeln ähneln, und daß sie wirklich ziemlich anhaltend fliegen können, gegen das

Viele, was man von Seiten der Säugethiere in die andre Wagschale legen kann. Haben die Fledermäuse nicht wahre vier Füße mit wirklichen Zehen und Gelenken? Fehlen ihnen nicht die Federn und Schnäbel, die den Vögeln allgemein angehören? und sind sie nicht dagegen mit Haaren zu ihrer Bedeckung, Zähnen, äußerlichen Ohren u. d. m. versehen, was die Vögel alles nicht haben? Gebären sie nicht lebendige Junge, die sie an ihren Brüsten säugen? Und ist so das Uebergewicht nicht entschieden für ihr Recht, Säugethiere zu heißen. Ein ungemein auffallender Umstand ist bei den Fledermäusen die Verschiedenheit ihres Gebisses, die den Systematiker, der die Zähne zum Grunde seiner Eintheilungen legte, in nicht geringe Verlegenheit setzte. Denn er sah sich nun genöthiget, die Fledermäuse, trotz ihren übrigen Ähnlichkeiten, drei verschiednen Ordnungen von Säugethieren zuzutheilen, und Thiere zu trennen, die die Natur so offenbar zu Gattungsverwandten geschaffen hatte.

So groß auch die Hochachtung, die uns alle Werke der Natur einflößen müssen, und so gerecht die Bewunderung ist, die wir ihnen widmen; so könnte uns doch der Anblick einer Fledermaus einen Augenblick darin irre machen. Möge die Verschiedenheit der menschlichen Urtheile über das, was schön und geschmackvoll ist, noch so unendlich groß seyn; so ist doch wohl der Sonderling noch nicht geboren, der eine Fledermaus anders, als häßlich finden könnte. Wüßten wir nicht, daß Mannigfaltigkeit und stufenweise Vollkommenheit das große Gesetz der schaffenden Natur war; so könnten wir uns fast wundern, wie sie einem so abscheulichen Geschöpfe das Daseyn geben konnte, und wir sind von Herzen froh, daß sie ihm von Menschen verlassne Ruinen, unbesuchte Gebäude und unterirdische Höhlen zum Wohnplatze angewiesen, und nur in Dämmerung und Nacht seinen finstern Aufenthalt zu verlassen erlaubt habe. Scheint doch die Fledermaus eher ein besonderer Einfall der Natur, als eine regelmäßige Hervorbringung derselben zu seyn? Vereint sie nicht Eigenschaften höchst verschiedner Thiere, läßt uns einmal

Dinge beisammen sehen, die die Natur sonst gewöhnlich getrennt hat, und stellt uns immer etwas Unvollkommenes dar, wir mögen bei ihr an einen Vogel oder an ein vierfüßiges Thier denken? Ist auch gleich das Letztere, wie wir schon gehört haben, nicht dem geringsten Zweifel unterworfen, sobald wir die innern und äußern Eigenschaften dieser Thiere betrachten, und wollten wir auch den Flug nicht gerade als Unregelmäßigkeit in Anschlag bringen, weil es ja auch in andern sonst ungeflügelten Thierclassen Mitglieder gibt, die fliegen können, wie die fliegenden Fische und gewisse Eidechsen; so haben ja doch die Vorderfüße selbst etwas so Regelloses, daß man schon über ihren Namen ungewiß ist und kaum weiß, ob man sie Füße oder Hände nennen soll. Sind nicht, nach dem Verhältnisse der Fußzehen, die Finger wahrhaft ungeheuer, von denen nur der Daumen eine sonst gewöhnliche Länge hat, die übrigen aber das Maß, das wir uns sonst als das natürliche denken, weit überschreiten. Nur sagen darf man dem, der einmal einen allgemeinen Begriff von Thieren durch den Anblick mehrerer derselben erlangt hat, nur sagen darf man ihm, es gebe ein Thier, dessen Zehen oder Finger wohl viermal länger würden, als das ganze Thier selbst; und er wird sich der Vorstellung von etwas höchst Unförmlichen und Ungeheuren dabei nicht erwehren können. Aber das ist nicht allein, was die Fledermäuse häßlich macht. Die seltsame Haut, die zwischen den Zehen, gerade wie eine Schwimnhaut bald ausgespannt ist, bald faltig sich zusammenlegt, mit der Haut der Körpers sich vereinigt, und die Beine und den Schwanz so umwickelt, daß der Letztere gleichsam zur Zehe wird, und die Unförmlichkeiten des Kopfs sind Dinge, die alle Fledermäuse gemein haben. Aber in Manchem scheinen wirklich die Arten um den Preis der Häßlichkeit zu streiten. Bei einigen liegen die Augen so tief, daß sie sich gleichsam hinter den Backen verbergen; bei andern stehen sie hervor; bei einigen sieht man kaum eine Nase; bei andern ist sie mit einem gewaltigen Kamme besetzt; bei einigen sind die Ohren ziemlich klein, oder wenigstens von ge-

wöhnlicher Größe; bei andern so ungeheuer, daß sie dem Körper an Länge übertreffen; bei einigen ist das Maul, wie man es von solchen Thieren erwarten kann; bei andern so abscheulich weit, daß es von einem Ohre zum andern reicht. Das sind doch wohl Unregelmäßigkeiten, die dem, der die vollendete Schönheit aller Werke der Natur retten möchte, manche mühsame Wendung kosten würde, um seinen Satz auszuführen. Aber unsern Dank verdient der Urheber der Natur, der diesen Unholden, die nie, wie so manche andre Thiere, Gesellschafter der Menschen werden konnten, einen Instinct einpflanzte, der ihrer Häßlichkeit vollkommen gemäß ist. Den Tag über hängen sie an einsamen Mauern, in verborgenen Winkeln, in ihren dunkeln Höhlen; sie scheinen es zu fühlen, daß sie sich dem Auge des Menschen entziehen müssen, und beides, ihr Aufenthalt wie die Zeit ihres Flugs, war ihnen so angewiesen, daß uns ihr Anblick nur selten zu Theil wird. Nur die Nacht und Dämmerung ist ihr Element. Da kommen sie hervor und flattern herum, daher ihr ursprünglicher Name Flattermäuse war. Es ist ein wahres Flattern, kein Auf- und Absteigen, kein leichtes Durchziehen der Lüfte, wie bei den Vögeln. In ungewissen Schwingungen bewegen sie sich nicht ohne Anstrengung in schräger Richtung, heben sich mühsam von der Erde empor, können nie zu einer beträchtlichen Höhe steigen, und lassen sich eben so schwer wieder herab. Ihre Schwanzhaut dient ihnen zu den nöthigen Wendungen im Fluge, und die weit stärkern Brustmuskeln, als sonst die vierfüßigen Thiere zu haben pflegen, geben ihnen die nöthige Kraft dazu. Indessen fehlt es ihnen nicht an Geschicklichkeit, gewisse Insecten im Fluge zu fangen, die gleichfalls nur bei Nacht ihrer Nahrung nachgehen. Ihr bei Nacht so scharfes Gesicht kommt ihnen dabei vortrefflich zu statten. Zuweilen täuscht es sie, und sie stürzen auf ein Licht, auf helle Farben mit blinder Hefrigkeit los, ja wohl auch auf blinkende Degen.

Ihre Zungen bringen die Fledermäuse lebendig zur Welt. Sie säugen sie und nehmen sie in ihrem Fluge mit

sich, wobei sie ihnen in ihrem räuberischen Gewerbe, das uns aber oft sehr nützlich wird, Unterricht geben. Dieß geschieht in den Sommermonaten. Im Herbst begeben sie sich zu ihrem langen Winterschlaf, aus dem sie nur die milden Strahlen der Frühlingswärme wieder erwecken können. Da ihnen die Kälte sehr empfindlich und weit unerträglicher ist, als der Hunger, so thun sie alles, um sich vor ihr so viel als möglich zu schützen. Sie versammeln sich, um zu überwintern, in zahlreicher Menge, damit die stärkere Ausdünstung so vieler eine gewisse Wärme verbreite. Doch überwintern sie nicht in Einer Stellung. Die Einen wickeln sich in ihre Flügelhäute wie in Mäntel ein; Andre hängen sich an Gewölbe auf; Andre hängen sich an Wänden ein, und Andre verkriechen sich in Höhlen. In welcher Menge sich zuweilen Fledermäuse in unterirdischen Höhlen aufhalten mögen, davon überzeugte sich einst der unsterbliche Geschichtschreiber der Natur, Buffon, als er in die Höhlen von Arzy stieg, um ihre Tropfsteine genau zu betrachten. Er fand eine beträchtliche Stelle des Bodens derselben viele Fuß hoch mit einer ganz besondern Art von schwärzlicher Erde bedeckt. Eine nähere Untersuchung belehrte ihn, daß dieß lauter Trümmer von Schmetterlings- und Fliegen-Füßen und Flügeln waren, als hätte sich hier eine unsäglich Menge derselben versammelt, um gemeinschaftlich zu sterben und zu verfaulen. Allein es war Fledermausmist, der sich hier, wo sich sehr viele Fledermäuse eine Zeitlang aufgehalten haben mochten, gesammelt hatte. Denn ob sie gleich Fliegen und Schmetterlinge ganz verschlingen, so sind sie doch nicht im Stande, diese Theile zu verdauen, sondern sie gehen unverdaut von ihnen ab.

Fast bei allen Fledermäusen steckt der Kopf hart am Rumpfe. Nase, Mund, Maul und Ohren sind höchst verschieden, und das zweite Lappchen, das die letztern meistens haben, gab Veranlassung, einigen vier Ohren zuzuschreiben. Die Zahl ihrer Zähne ist ungleich, und steigt von 26 auf 38. An ihren Füßen kann man durchaus fünf Zehen ausnehmen. Denn die an den Vorderen haben

ordentliche Gelenke, die in die Flügelhaut eingewebt sind. Sehr wohlthätig ist ihnen die kurze Klaue des Daumens, um sich anzuhängen und im Gehen fortzuhelfen. Ueberhaupt aber ist ihr Gang schleppend und mühsam. Zwar kann die Fledermaus vor- und rückwärts gehen, allein das ganze Gewicht des Körpers ruht auf der Brust und dem Bauche, wobei ihr die Füße als Stützen dienen, um dem Schwanken und Seitwärtsfallen vorzubeugen. Ihr Benehmen dabei verdient, daß wir es etwas genauer beobachten. Will sie einen Schritt thun, so hebt sie beide Vorderfüße auf einmal in die Höhe, setzt sie eine kleine Strecke vorwärts, häckelt sich mit dem Daumen an, stützt sich auf die Zehen und Klauen der Hinterfüße, hebt so den Leib auf die Vorderfüße, und schiebt und zieht demnach den Körper vorwärts. Finden die Vorderfüße nichts zum Anhängeln, die hintern nichts zum Anstemmen, ist der Boden entweder zu weich oder zu hart dazu, so gleitet sie oft aus, thut Fehlritte und kommt hart von der Stelle. Will sie seitwärts, so setzt sie einen Vorderfuß nach der Seite hin, nach welcher sie will, und schiebt nun mit den Hinterfüßen, so daß sich der Körper nach der Gegend heben muß. Auf eine ähnliche Weise geht sie rückwärts. Man sieht leicht ein, daß dieß ein mühsamer, schlechter Gang sey. Auch gehen die Fledermäuse wirklich nur im Nothfalle, wenn sie zum Fluge zu matt sind, oder das sie blendende Tageslicht den lichtscheuen Geschöpfen nicht aufzusteigen erlaubt. So geschmeidig und floränlich ihre Flügelhaut ist, so kann man sie doch nur mit großer Mühe zerreißen. Sie ist ein treffliches Gewebe, in dem man viele Muskelfasern und Blutgefäße entdeckt.

Auf der ganzen Erde trifft man dieses Thiergeschlecht an. In heißen Ländern hängen sie den Tag über mit ihren Hinterfüßen an den Bäumen, so daß man sie für eine Baumfrucht halten könnte. In kältern wählen sie Kirchen, alte Mauern, einsame verlassne Häuser, Ruinen zu ihrem Aufenthalt. Die todte Stille ist ihnen weit lieber, als das laute Geräusch froher Geschöpfe. Ihr häßli-

der Halbbruder, die Eule, ist ihr gefährlichster Feind. Glücklicher Weise für die Fledermaus, tritt die Eule ihre nächtlichen Streifereyen etwas später an, als die Fledermaus, und diese ist schon auf dem Wege nach Hause, wenn jene ihr Lager erst verläßt. In Absicht auf Verminderung der Mäuse, Käfer, Fliegen macht sich die Fledermaus um uns verdient. Allein daß sie sich in die Speise- und Rauchkammern, wenn jene offen gelassen und diese nicht oben am Eingange mit stacheligen Gesträuchen verwahrt werden, hineinstehlen, Lichter fressen, sich an Speckseiten anklammern, Schinken benagen, das ist freilich weniger lobenswürdig. Indessen wollen wir einen Instinct nicht tadeln, gegen den wir uns verwahren können. In einigen Gegenden wird ihr Fleisch sehr gern gegessen. Uns möchte freilich ein unüberwindlicher Ekel davon abhalten. Einige wollten sie für giftig erklären. Sie sind es jedoch nicht. Was aber die Heilkräfte betrifft, die man sonst in ihrem Fleische gegen die Gicht und andre Krankheiten, in ihrer Asche für leidende Augen, in ihrem Harn gegen andre Uebel finden wollte so haben sie in unsern Tagen allen Glauben verloren. Nach der Art, wie man ehemals aus gewissen Eigenschaften der Thiere auf ihre Wirksamkeit in Krankheiten schloß, muß man sich sehr wundern, daß man die Fledermäuse nicht gegen das Schlafwandeln empfohlen hat.

Da sie sich gern auf einsamen Kirchhöfen aufhalten, so mag wohl schon zuweilen das Winseln eines unglücklichen, lebendig Begrabenen, in der Voraussetzung, daß Geräusch komme von einer Fledermaus, ungeachtet und ununtersucht geblieben seyn. Unmöglich können wir die auch schon in der bloßen Vorstellung davon entsetzlichen Qualen, unter denen ein solcher Unglücklicher, Verlassener sein Leben enden mußte, dem armen Thiere zuschreiben, von dem wir ohnehin wenig Gutes zu sagen wußten; wohl aber jenen Unmenschen, die nicht gern auf das leiseste Geräusch hin, Einen, ja hundert vergebliche Gänge und Versuche daran wagen, wo eine Möglichkeit ist, daß ein Mensch so entsetzlich leiden könnte. Doch ist uns

auch ein Fall bekannt, daß man einen sehr verdienten Naturforscher lebendig begraben und sein Winseln zu hören glaubte; bei näherer Untersuchung aber Fledermäuse als Urheber des Winselns entdeckte.

Woher die Meinung der Türken komme, die Fledermäuse seyen nicht mit den übrigen Geschöpfen, sondern erst später von Jesus erschaffen worden, ist schwer zu errathen. Vielleicht wollten sie damit, auf Kosten des Letztern, die Ehre der Gottheit retten, die etwas so Häßliches nicht erschaffen haben könnte. Die Lächerlichkeit dieses Wahnes übertrifft vielleicht nichts, als jene erbauliche Anmerkung, die ein gewisser Ascete dabei macht: Nicht geschaffen, sondern zuerst entdeckt habe Jesus die geistlichen Fledermäuse und Nachtvögel dadurch, daß er versichert hätte: Wer Arges thue, hasse das Licht.

Doch es ist nun Zeit, daß wir nach dieser allgemeinen Unterhaltung über dieses Thiergeschlecht zu der nähern Beschreibung der merkwürdigsten Arten selbst kommen.

Sehr lange mußte sich der Wampyr (V. Vampyrus, la Roussette, Rougette 87), der auch der fliegende Hund von Ternate, Blutsauger genannt wird, alles mögliche Böse nachsagen lassen. Man hält ihn für einen unersättlichen Blutsauger und gab ihm schuld, er überfalle schlafende Menschen und Thiere, und sauge ihnen das Blut aus den Adern. Und doch ist er nichts weniger als dieses, lebt höchst unschuldig und harmlos, und beißt nur dann, wann er gereizt wird. Weder für sich noch für irgend ein Geschöpf hat man vom Wampyr etwas zu besorgen; er ist auf keine Weise zum Fagen gemacht, hat einen elenden Gang, einen plumpen, rauschenden Flug, und nicht das Stille, Schleichende des Raubthiers. Er muß, ehe er in Flug kommt, immer etwas haben, woran er in die Höhe kriecht, und das Ende eines Astes zu erreichen suchen, um Luft mit den Flügeln zu fassen, und so von ihr gleichsam getragen zu werden. Ein Donner Schlag, ein einziger Schuß kann eine Gesellschaft Wampyre, die miteinander fliegen, so aus der Fassung brin-

gen, daß mehrere herabstürzen. Sobald sie wieder zur Besinnung kommen, so suchen sie plöblich etwas Aufrechtstehendes, und sollte es auch ein Mensch seyn, um daran emporzukriechen und sich auf vorerwähnte Weise in Flug zu setzen. Man denke sich einen Reisenden, der diese Thiere noch nicht kennt und durch einen von ihnen bewohnten Wald reist; denke sich sein Entsetzen, wenn auf ein zufällig entstandnes Geräusch nun mehrere um und neben ihm herabstürzen, und an ihm emporzuklimmen suchen. Je ängstlicher er nun die Unholde von sich abwehren will, um desto wilder beißen und kratzen sie. Wie leicht läßt sich so der Ursprung der Erzählung, sie seyen wilde und grimmige Thiere, erklären; und wie geschwind wird er nicht, sobald er einige Ruhe hat, in sein Taschenbuch tragen, in dem oder jenem Walde sey er von geflügelten Ungeheuern überfallen worden, von denen er nur mit harter Mühe sich losgemacht habe. So hat sicher manche naturhistorische Fabel ihre Entstehung weit weniger dem Verlangen, etwas Wunderbares zu erzählen, als einer solchen zufälligen Täuschung zu verdanken. Selbst die Nahrung des Vampyrs beweist, daß er das furchtbare, blutdürstige Geschöpf nicht seyn könne, für das man ihn ausgab. Er ist durchaus kein fleischfressendes Thier, sondern sucht seinen Hunger bloß im Pflanzenreiche zu stillen, frißt gern Früchte, saftiges Obst, Pflanz, Pflirschen n. d. m. Gern trinkt er den Saft der Palmbäume, in dem er sich aber zuweilen so berauscht, daß er wie todt zur Erde stürzt. Oft sieht man ihn hart über der Wasserfläche streichen, aber nicht etwa um Fische zu fangen, sondern um sich zu baden, was das reinliche Thier sehr liebt. In Westafrika, Südastien, auch auf den Inseln des Indischen Südmeers leben die Vampyre in zahlreichen Gesellschaften. Sie ziehen zuweilen in solchen Schaaren durch die Luft, daß man eine Wolke zu sehen glaubt. Doch mag dieß ehemals, da sie noch weit häufiger in ihren heimatlichen Ländern waren, öfter als jetzt, der Fall gewesen seyn. Denn je lichter die Waldungen wurden, je mehr ihrer durch die Niederlassungen der

Menschen verschwanden, um desto mehr mußte auch ihr Aufenthalt beschränkt werden, wozu sie schlechterdings Wälder haben müssen. Ueberall breitet sich der Mensch auf Kosten des Thierreichs aus, und nur bei den Haus- thieren wußte er eine glückliche Ausnahme zu machen. Auch trägt die allgemeine Jagd, die man um ihres Fleisches und Fettes willen auf Vampyre macht, sehr viel bei, daß sie in Madagascar, Bourbon ic. bei weitem nicht mehr so zahlreich sind, als sie noch vor 30—40 Jahren waren. Doch gibt ihrer noch immer genug. Es ist ein eignes Schauspiel, wenn man an einem Baume hundert und mehr solcher Fledermäuse wie Früchte hängen sieht. Man bemerkt dann an ihnen durchaus keine andre Bewegung, als die der Wind den Zweigen mittheilt. Mit den Hinterfüßen halten sie sich dann an ihnen ein. Der Kopf hängt unterwärts, die Flügel sind zusammengefalten und liegen nahe am Körper an. Sie sehen dann bei weitem nicht so häßlich aus, als wenn sie fliegen, und es zeigt sich nichts von ihnen, als der mit einem schönen braunen Pelze bekleidete Körper und der nicht unfein gebildete Kopf, der gegen andre Fledermausköpfe eine Schönheit heißen könnte. Er hat eine Aehnlichkeit mit dem Hundkopfe. Die Ohren sind kurz und die Flügelhaut scheint im Fluge zwischen den Füßen fast bis an den After ausgeschnitten. Seine Größe, wie seine Farbe, ist öfters verschieden. Gewöhnlich gleicht er in jener einer Taube, bald diese ist bald, wie schon erwähnt, schön braun, bald schwarz, bald gefleckt, zuweilen auch strohgelb. Die jungen fetten Vampyre sind für Jedermann eine gesunde, angenehme Speise; die ältern aber riechen unangenehm. Dennoch essen sie auch alsdann die Schwarzen immer noch gern, ziehen ihnen aber die Haut ab, die sie für giftig halten. Die Bewohner von Neucaledonien machen aus den Haaren dieser Fledermaus Stricke und Quasten zur Verzierung ihrer mörderischen Keulen. Sie wissen sie sehr geschickt mit Fäden aus dem Halm einer Grasart zu verweben.

Das viele Böse, was man dem Vampyr unverdient nachgesagt hat, gilt wenigstens zum Theil unläugbar von dem Blutsauger (V. Spectrum, le Vampire 88), den eine häßliche Nase, auf der ein aufgerichtetes Blatt steht, dessen Ränder sich unten trichterförmig zusammenbiegen, hinlänglich auszeichnet. Nicht mit Unrecht heißt er daher auch die Trichternase. Daß er zu den häßlichsten Fledermäusen gehöre, und beim ersten Anblick Entsetzen erregen müsse, darüber läßt schon die Abbildung keinen Zweifel. Auch hat er einen länglichen Hundekopf, und seine weiten, hohen, aufrechtstehenden Ohren sind wie mit einem schmalen Deckel versehen. Sein Schwanz ist in die Flughaut verwachsen. Da wir dieses Geschöpf mit ausgebreiteten Flügeln vor uns haben, so können uns die vier langen Zehen der Vorderfüße, die zum Ausspannen und Halten der Flughaut dienen, und wie Zehen gegliedert sind, mit dem aufwärts stehenden starken Daumen mit einer kurzen Klaue nicht entgehen, auch werden wir die fünf Zehen der Hinterfüße deutlich bemerken.

Seine Heimath ist die neue Welt, Surinam, Guiana, Brasilien u. s. w. Man ist noch nicht ganz einig, auf welche Weise er Menschen und Thieren das Blut aussaugt. Einige sagen, es geschehe nach einem vorhergehenden Biß; Andere durch Lecken mit seiner rauhen, stacheligen Zunge. Am gefährlichsten ist er denen, die im Freyen in ihren Hangmatten liegen und schlafen. Er soll zuerst einen Biß in einen Zehen thun und wegflehen, um zu sehen, ob nicht etwa der Schlummernde davon erwacht ist. Geschieht das nicht, sieht er ihn ruhig fortschlummern, dann erst setzt er sich an den Zehen, wo er die Oeffnung gemacht hat, und saugt sich nun dickvoll mit Blut an. Aber nicht nur Menschenblut hat für die Blutsauger etwas Angenehmes. Pferde, Ochsen, Maulesel haben eben das von ihnen zu fürchten. Oft richten sie unter den Tauben große Verheerungen an, und beißen den Schweinen die Saugwarzen ab, so daß die Schweinezucht in Surinam bei weitem den Fortgang nicht hat, den sie ohne jene abscheulichen Thiere haben würde. Einer Mission am Amazonen-

flüsse sollen sie einst all ihr Rindvieh aufgerieben haben. Sie gehören zu den empfindlichsten Plagen der heißen Länder. Wer auf der Erde oder im Freien schlafen muß, der darf sich wohl bedecken, um nicht von ihnen besucht zu werden. Durch das Wehen ihrer Flügel erquicken sie zufällig den Schlummernden, der dann um desto süßer fortschläft, indem sie vielleicht auf eine Hauptader kommen, aus der nun das Blut in solcher Menge strömt, daß er aus den Armen des Schlummers in die Arme des Todes übergeht. Und wenn auch das nicht immer der Fall ist, wie unbeschreiblich muß nicht der erschrecken, der sich bei seinem Erwachen im Blute liegend und höchst entkräftet findet. Die Cariben halten die Blutsauger beschwören für böse Geister, und haben, wenn dieser Ausdruck, wie das oft geschieht, weiter nichts als ein Urtheil über Schändlichkeit enthält, gewiß nicht Unrecht. Einen spanischen Mönch soll der Biß dieser Fledermaus einmal vom Seitenstich geheilt haben. Ist es wahr, daß der, dessen Blut sie einmal gekostet haben, ihnen so bekannt und werth wird, daß sie ihn am nächsten Abende unter Hunderten heraus zu finden wissen, um ihn abermals auszusaugen, so ist das eine freundschaftliche Erinnerung, die ihnen jeder herzlich gern schenken würde.

Nur von der Seite angesehen, könnte man glauben, die Brillnase (V. Perspicillatus 89) habe ein spitziges Horn auf der Nase. Allein es ist dieser Auswuchs derselben eher etwas schaufelförmig zu nennen, und so erscheint er, wenn man das Thier von vorn sieht. Doch hat die Schaufel eine Spitze. Ueberhaupt aber ist der Bau der Nase und der Schnauze an dieser Fledermaus sehr ausgezeichnet und merkwürdig. Die letztere ist vorn schweinsrüßelartig abgeschnitten. Auf dem Abschnitte stehen die Nasenlöcher. Sie sind unterwärts etwas aufgeworfen; ein schmaler Rand umgibt sie nach außen, und verlängert sich gleichsam nach oben zu in die Schaufel oder das Blatt, das in Absicht auf Größe und Form dem Blatt des Rakentrants (*Teucrium marum*) sehr nahe kommt. Nach unten bemerkt man an diesem Blatte



einen stielartigen Anhang, der zwischen den Nasenlöchern herunterläuft und sich am untern Rande der Nase verliert. Hinter der Nase steht auf jeder Seite der Schnauze ein Wulst von vier bis fünf zusammenfließenden Warzen, die aber durch eine Vertiefung von der Nase abgesondert ist. Auch am Rinne zeigt sich eine Vertiefung, die gleichsam dreieckig ist und in der Mitte eine Erhabenheit hat. Die großen Ohren sind oben abgerundet, und haben einen sehr kurzen, schmalen, stumpfen Deckel. Zwischen ihnen liegt eine dicke Wulst auf der Scheitel. Der kurze Schwanz ist ganz in die Schwanzhaut eingeschlossen, und reicht kaum bis zur Hälfte derselben. Die Haare dieser Fledermaus, die in Südamerica zu Hause ist, sind röthlich.

Ein Vaterland mit ihr gemein hat die Spernase (V. Sorricinus 90,) die eigentlich unter den americanischen die allergemeinste ist. Sie hat eine eben so raube, stachelvolle Zunge, als der Blutsauger, und könnte daher für eine kleinere Blutsaugerart gehalten werden. Die Stacheln sind eigentlich scharfe Warzen, unter denen man drei größere mit Doppelspitzen bemerkt. Sie machen die ziemlich lange, cylindrische, spitzige Zunge zu einem gefährlichen Werkzeug. Die verlängerte, comische Schnauze ist mit einzelnen Haaren besetzt. Ueber den geränderten Nasenlöchern steht gerade auf ein ovales, spitziges Blatt, von dem aus eine Erhöhung, einem Stiele ähnlich, zwischen den Nasenlöchern hinabläuft. Ein halbrunder Deckel befindet sich in den kleinen, weitgeöffneten und oben abgerundeten Ohren. Auch die Vertiefung am Rinne, die die Schaufelnase hatte, läßt sich an unsrer Spernase bemerken. Vom Schwanz bemerkt man fast gar nichts. Ein weiches, am Rücken bräunliches, am Bauche schwärzliches Haar bedeckt diese Fledermaus. Bei den Männchen ist das Braune des Rückens dunkler und das Weiße des Bauches fällt in's Graue. Sie gehrt unter die kleinsten Arten.

Mehr einem Kleeblatte, als einem Speer oder einer Schaufel, gleicht der Schmuck, der die Kleeblattnase

(V. Hastatus, la Chauve souris. fer de lance 91) auf der Nase trägt. Das Hauptblatt in der Mitte scheint zwei Seitenblättchen zu haben. Es steht aufrecht und geht sehr spitzig zu. Die Ohren sind nicht so lang als der Kopf, aber ziemlich breit und mit langen, spitzigen Ohrendeckeln versehen. Die Farbe ist dunkelbraun, auch schwärzlich, und Südamerica die Heimath. Fast noch einmal so groß, als die Vorige, ist diese Fledermaus.

Als hätte die Natur Nase und Ohren recht mannigfaltig verzieren wollen, so sieht die Herznase (V. Spasma 92) aus. Man könnte sagen, sie habe eine Doppelnase und Doppelohren. Gern möchte man wissen, was die Natur, die doch in allen ihren Werken immer die weitesten Absichten hat, für einen Grund gehabt haben möge, diesen Theilen so sonderbare Anhänge und Auswüchse zu geben. Zwar finden wir im Thierreiche Manches, wobei wir nichts anders denken können, als sie habe Schönheit der Form, zum Vergnügen des Erdenbewohners ihrer mütterlichen Sorgfalt nicht unwerth gefunden. Allein von Schönheit kann wohl bei einer Fledermaus die Rede nicht seyn; dagegen aber ist es eine große Frage, ob nicht bei einem Thiere, das so oft mit dem Kopfe nach unten sich aufhängt, jene uns so abenteuerlichen Anhänge eine sehr wohlthätige Vorkehrung, eine nützliche Bedeckung seyen, oder ob sie nicht vielleicht auf ihren nächtlichen Wanderungen und bei der Insectenjagd zur Schärfung des Gesichts und zu sicherer Witterung dienen? Doch, dem sey wie ihm wolle, auf der Nase der Fledermaus, von der wir jetzt reden, steht gleichsam ein doppeltes Herz. Die weiten, auf der Scheitel zusammengewachsenen Ohren verschließt ein Deckel, der sich in Falten legen läßt und zwei Lappen hat. Die Flughaut ist nach vorn her glatt, nach hinten zu mit dünnen Haaren besetzt und gleichsam marmorirt. Von einem Schwanz ist keine Spur zu sehen, doch verbindet die gewöhnliche Schwanzhaut die Hinterbeine. Schwärzlich, auch röthlich, mit bleichrother Stirne, ist dieses Thier,

das aus Ostindien kommt, und zumal auf Ceylon und den Molukken gefunden wird.

Sobald man den Namen der Fledermaus mit der Hasenscharte (V. Leporinus, *la Chauve souris de la vallée d'Ylo* 95) hört, so kann man sich auch ihren ausgezeichneten Character vorstellen. Dieser besteht in der getheilten Oberlippe und dem mit drei Kerben gezeichneten Unterkinne. Der runde Kopf hat eine Woppschnauze und sonderbare vorwärts hängende Schlappohren. Der Schwanz ist kürzer als die Schwanzhaut. Sie lebt in Südamerica von Baumfrüchten.

Von den bisherigen Fledermäusen mußten wir uns begnügen, ihre merkwürdige Gestalt unsern Lesern vor Augen zu legen, und in kurzen Zügen anzudeuten. Sie gehöret Gegenden an, die noch wenig genaue Beobachter zu besitzen so glücklich waren, oder deren Beobachtungen wenigstens nicht bis zu uns gekommen sind. Aber Dank sey es dem Fleiße unsrer einheimischen, zumal deutschen Naturforscher, die mit ächt deutscher Gründlichkeit und Beharrlichkeit, sich das wirklich zurückschreckende Außerliche und die schauerlichen Wohnungen der unter uns lebenden Fledermäuse nicht abhalten ließen, diese Kinder der Nacht zu beobachten und uns eine treue Geschichte derselben zu geben. Dieß ist bei der großen gemeinen Fledermaus (V. Murinus, *la Chauve souris*, Nachtschatten, großes Mäuseohr 94) der Fall, die auch in Deutschland häufig gefunden wird. Man kennt eine größere und eine kleinere Art derselben, und es scheint nicht, daß, so viel sie auch sonst miteinander gemein haben, sie ganz eine und dieselbe Art seyen, wobei etwa bloß Alter, Nahrung u. d. m. eine Verschiedenheit in der Größe hervorgebracht hätte. Denn man findet von beiden Junge, auch sieht man schon im Frühlinge die kleinere Art, wo es doch keine jüngern noch völlig ausgewachsen geben kann. Inzwischen kommen sie doch in ihrer Bildung, Sitten u. d. m. so sehr miteinander überein, daß wir nicht nöthig haben, sie voneinander zu trennen.

Die gemeine Fledermaus hat einen breiten Kopf, eine dicke Schnauze, ein bis hinter die Augen sich öffnendes Maul, eine breite Nase mit halbmondförmigen Nasenlöchern; ihr zu den Seiten sind die Backen sehr dick und gleichsam aufgeblasen, und wie der Länge nach getheilt. Die dicken Lippen und die faltige Haut um den Mund geben dem Gesicht etwas Bullenbeißerartiges. In ihm sind viel Haare. Große, schwarzblaue Augen liegen in dicken Augenliedern, mitten zwischen der Nase und den Ohren. Diese sind groß, eyrund und mit einem schmalen, lanzettförmigen Blättchen versehen. Das Gebiß ist scharf und stark, der Körper ziemlich dick, der Schwanz lang und an der Wurzel dick behaart. Arme, Beine und Zehen haben eine ziemliche Stärke; auch sind die Flügel im Verhältniß breiter, als bei andern Arten. Dem rötlichen Kopf und die schwärzlichen Achseln ausgenommen, hat diese Fledermaus eine mausfahle Farbe, die am Unterleib in's Weiße übergeht, daher man sie auch die weiße Fledermaus genannt hat. Das Weibchen spielt mehr in's Rötliche. Gewöhnlich wirft es nur ein Junges, das in vier Wochen schon die Größe einer alten gemeinen Fledermaus hat. So wenig unsere gemeine Fledermaus auf Schönheit Ansprüche macht, so gab ihr doch die Natur etwas, das man in der schönen Welt durch künstliche Mittel zu erlangen sucht, wir meinen, einen starken Bisamgeruch, der von ihrer Nahrung, zumal dem Weidenschwärmer, den sie sehr liebt, herrühren mag, und oft ihren Aufenthalt in Gebäuden verräth. Vielleicht lockt dieser Geruch manches Insect herbei, das ihr zur Speise bestimmt ist, vielleicht warnt er aber auch manches, das die gütige Natur schützen wollte.

Die große gemeine Fledermaus ist ein sehr zornmüthiges, bissiges Thier. Wehe der kleinen Fledermaus, die in ihrem Revier, das sie alle Abende in mannigfaltigen, schwerfälligen Schwingungen und mit einem schmerzenden Tone durchstreift, zu jagen wagt. Der geringste Käfer, den sie dem größern Räuber wegzuschnappen sich untersteht, kann ihr eine Wunde, einen Biß von ihm

eintragen, so daß sie zur Erde niederstürzt. Seine größere Stärke ist sein Recht, wie im Walde, so in der Welt. Aber nicht nur gegen sie verräth diese Fledermaus Muth und Stärke. Auch gegen Hunde und Katzen setzt sie sich zur Wehre, und zernagt unter Knurren und Zischen alles, was man ihr vorhält. Und doch kann sie mit all' ihrem Zorn es nicht verhindern, daß nicht die Milbe vom Fett ihrer Flügel zehre und gelbe Fldhe von ihrem Blute saugen. Durch Helle und Lichter kann man sie leicht in ein Zimmer locken. Welch' ein Alter sie erreiche, ist unbekannt. In gewisser Rücksicht lebt sie aber unlängbar länger, als andere Fledermäuse, weil sie nicht einen so großen Theil von ihrer Lebenszeit, wie jene, verschläft und einen sehr oft unterbrochenen Winterschlaf hat. Sie ist nicht so gesellig, als viele ihres Geschlechtes sind, wozu ihr zornmüthiges, bissiges Wesen, die Pest des geselligen Umganges, beitragen mag. Nur paarweise findet man diese Art in hohlen Bäumen, Wetterverschlägen, einsamen Gebäuden, Höden u. dgl. Sie fressen Insecten, vorzüglich die zum Theil so schädlichen Dämmerungschmetterlinge und Käfer, je nachdem sie die Jahreszeit gibt. Auch die starken Flügelschellen der letztern können sie nicht abhalten, die letztern zu fressen, und wenn sie gerade in diesem Geschäfte über einem hinfliegen, so hört man das Knistern und Zerbersten derselben ganz deutlich. Fettigkeiten, Speck u. d. m. gehen sie nur dann nach, wenn ihnen ihre eigentliche Nahrung fehlt, und so verdienen sie durch die emsige Vertilgung vieler Insecten eher nützliche, als schädliche Thiere zu heißen. Bei weitem das allermeiste, was wir bisher von der großen gemeinen Fledermaus sagten, das gilt auch von den kleinen. Nur sind sie häufiger, und leben in zahlreicher Gesellschaft ziemlich verträglich. Sie vertreiben sich dann die Zeit den Tag über mit allerlei Späßen, necken und jagen sich, und halten ein zischen- des Concert. Da jeder nur einiger Maßen gelinde Tag sie aus ihrem Winterschlummer weckt, und dann für ihren Hunger keine Insecten vorhanden sind, so darf man

seine Speisekammern wohl vor ihnen verwahren. Allen Fette gehen sie nach, fressen tüchtige Lächer in den Speck, ja man hat wohl schon Beispiele, daß eine Mutter ihre Jungen in ein solches Speckloch geworfen habe. Sonst aber fressen sie Insecten, besonders Maykäfer in großer Menge. Will man diese Fledermäuse in seiner Speisekammer fangen, so darf man nur mit Mehl bepuderte Kletten an den Fleischstangen anbringen. Sie sehen diese alsdann für Schmetterlinge an, und bleiben an ihnen hängen. Hingegen ist Niemand zu rathen, sie, wie man schon gethan hat, durch mit Arsenik besreute Speckschwarten zu tödten, weil sie dann gar leicht ihren vergifteten Speichel auf das bringen können, was noch zum Genuße der Speisen bestimmt ist. Es ist nicht einzusehen, warum man so viele, und noch dazu so gefährliche Mittel erdenken sollte, sie zu vertilgen. Verwahren kann man ja sein Eigenthum vor ihnen, und dann hat diese Fledermaus, als Speise größerer Raubthiere und als Insectenwürger, Ansprüche an unsern Dank. Zweimal im Jahre wirft die Mutter zwei Junge auf ein ziemlich hartes Lager, säugt sie drei Wochen, und überläßt sie dann ihrem Instinct, der sie mütterlich führt. Wenn man sie Abends häufig fliegen sieht, so bedeutet das schönes Wetter. Ein noch weit abenteuerlicheres Aussehen, als die gemeine Fledermaus, hat die Langohrige (V. Auriditus, l'Oreillar 95), die sich durch ihre ungeheuren Ohren auszeichnet. Auch sie ist unsre Landsmännin, und wird in eben den Gegenden gefunden, wo jene lebt. Nur bekommt man sie, was aber bei den Fledermäusen immer der Fall ist, selten zu sehen, und es gehen vielleicht Hunderte aus der Welt, ohne eine Fledermaus recht in der Nähe betrachtet zu haben. Denn da sie ja gemeinlich stille, unbesuchte Derter bewohnen, und erst dann, wenn die meisten Menschen sich zur Ruhe begeben, ja auch das nur während der Sommermonate, auf ihre Jagd ausgehen, so läßt sich leicht begreifen, wie es kommen könne, daß man Jahre lang sie in seiner Nähe haben könne, ohne etwas von ihnen zu erfahren. Betrachten wir an unserer langohrigen Fleder-

maus zuerst das, was am meisten in die Augen fällt, die zumal an einem so fast im Körper steckenden kleine Kopfe eine sonderbare Wirkung machen; so sehen wir pergamentartige, durchsichtige, eyrunde, stark gewölbte Ohrlappen, die an der innern Seite mit einem Rande versehen sind, der sich oberhalb auswärts und nahe am Kopfe schneckenförmig einwärts krümmt, an der Stirn aber eine spitzige Vorrangung macht. Der Gehörgang hat drei horizontale Bedeckungen. Vor ihm steht ein Ohrendeckel in Gestalt eines lanzettförmigen Blättchens, wodurch die Ohren doppelt zu seyn scheinen. Im Fluge und im Gehen trägt die Fledermaus ihre Ohren gerade und vorwärts, sitzend legt sie sie in Falten, und krümmt sie fast wie Widderhörner nach hinten zu, wobei aber die zwei Ohrendeckel und die Hervorragungen wie vier Hörner vorwärts gekehrt stehen. Wenn sie etwas genau hören will, so schlägt sie die Ohren vorwärts und die Ohrendeckel zurück. In unaufhörlicher Bewegung sind diese Gehörwerkzeuge wie die Schnauze, bei dieser, wie bei allen Fledermäusen. Der Körper derselben hat in seinem Baue etwas von einer Maus. So wie wir sie abgebildet sehen, ist sie im Gehen begriffen. Sie kann das besser, als manche ihres Geschlechts, und klettert vorzüglich gut. Das letztere hat sie sogar nöthig, wenn sie fliegen will. Denn da es ihr schwer wird, von der Erde aufzufliegen, so läuft sie immer erst nach einer Wand oder irgend etwas, das senkrecht steht, klettert daran hinauf, läßt, sobald sie hoch genug ist, das, woran sie sich hält, plöblich los, breitet zugleich die Flügel aus, so daß sich die Luft unter ihnen fängt, und nun flattert sie schwankend in der Luft fort. Die Farbe dieses Thieres ist schwärzlichgrau. Untersucht man die Haare einzeln, so findet man, daß sie nach der Wurzel zu schwarz, in der Mitte gelblich weiß sind und zumal am Rücken schwarzgraue Spitzen haben. Auch die langbhrige Fledermaus sucht zu ihrem Aufenthalte die Ritzen und Klüfte steinerne und hölzerner Gebäude, verbirgt sich in Dachwinkeln, in Leimwänden, in Schwalbennestern, hohlen Bäumen und Felsenritzen. Hier erwartet auch sie ihren Winterschlaf, der aber durch mildere Lage

zum öftern unterbrochen wird, wo diese Thiere dann ziemlich taumelnd herumfliegen. Sie hängen sich, um zu schlafen, mit ihren Hinterfüßen auf und wickeln sich dabei in ihre Flughaut, wie in einen Mantel, so daß nur die Spitze ihrer Schnauze hervorsieht, die die zusammengelegten Flügel lassen. Im Sommer hängen sich um die heiße Mittagszeit die, die in den Häusern wohnen, an die erwärmten Dachziegel, spielen auch auf den dunkeln Wänden gern mit einander, so wie sie überhaupt in ihrem gesellschaftlichen Leben muntere Thiere sind, sich oft in ihren Höhlen necken, im Ausfliegen sich in den sonderbarsten Schwenkungen herumjagen, und sich in ihren zahlreichen Versammlungen die Zeit friedlich vertreiben. Später als die andern Fledermäuse geht die langbhrige ihrer Nahrung nach. Diese besteht in allerlei Abend- und Nachtinsecten, Käfern, Fliegen, Mücken, kleinen Schmetterlingen. In einer solchen Menge strömen ihr diese zu, daß sie in einer halben Stunde und in dem kleinen Kreise, den sie unaufhörlich durchfliegt, sich auf hier und zwanzig Stunden vollkommen satt fressen kann. Doch kann sie auch lange fasten und muß es oft, wenn kalte, regnige Tage jene Insecten in ihrer Verborgenheit zurückhalten. Sehr geschickt weiß sie an den Wänden der Gebäude die Fliegen wegzufangen. Wirft man Abends, während sie auf ihrer Jagd begriffen ist, kleine Steinchen in die Luft, so sieht man sie in drolligen Schwenkungen darnach schnappen, weil sie dieselben für Insecten hält. Wie alle Fledermäuse in der Monogamie leben, und nur einen Gatten oder eine Gattin haben, so beobachtet man auch unter den langbhrigen Fledermäusen die eheliche Treue. Vier Wochen trägt das Weibchen, und wirft zwei Junge in Ritzen und Höhlen, die es entweder schon vorfindet, oder mit ihrem scharfen Gebisse erst in Leim- und Kalkwände nagt. Die Jungen bringen die Daumennägel schon mit auf die Welt, und bedürfen sie auch, weil, wenn die Mutter aus ihrem Lager verjagt wird, sie sich an ihr anklammern, und so an einen andern Ort tragen lassen müssen.

Im Grunde ist diese Fledermaus nicht nur unschädlich,

sondern durch ihre fleißige Insectenjagd eher nützlich. Und doch muß auch sie unter dem ewigen Kriege leiden, der im Thierreiche herrscht. Eulen und Katzen stellen ihr nach, Milben quälen sie in ihren Flügelfalten, und Eingeweidewürmer in ihrem Innern. Der schnelle Wechsel der Witterung kann ihr tödlich werden. Auch ihr wurden große Heilkräfte zugeschrieben; zu Asche verbrannt soll sie das Podagra heilen, und ihr Blut der Kahtheit des Kopfs abhelfen. Wundern muß man sich, daß nach jener alten Methode, Heilmittel aus dem Thierreiche anzupreisen, ein so großohriges Thier bei Ohrenschmerzen und Taubheit verzeßsen werden konnte.

Unter die in Deutschland einheimischen Fledermäuse gehört auch die Speckmaus (V. Noctula, *la Noctule*, nächtliche Fledermaus, Fledermaus mit dem Mauskopfe 96). Man kann sie zu den größten Fledermausarten rechnen, da sie mit ausgespannten Flügeln anderthalb Schuh mißt. Ihre Ohren sind kürzer als der Kopf, breit, nach außen umgebogen, halb durchsichtig, oben bald halbkugelförmig geründet, bald spitziger zulaufend. Nahe am Auge befindet sich am untern Theile des innern Randes der Ohren etwas, das einem Lappchen ähnlich sieht; der äußere Rand läuft bis zum Mundwinkel herab. Der Mund ist ziemlich weit, die Zunge lang, dick und glatt, das eine Auge weit vom andern entfernt, und tief liegen beide in ihren Höhlen. Arme, Beine und Schwanz sind sehr stark. Ein graubrauner Pelz umgibt diese Fledermaus. Flughaut, Beine, Rinn und Schnauze sind schön schwarz, die Nägel, wie fast bei allen Fledermäusen, weiß. Lieber in Holzhäusern, in Wäldern und in Baumhöhlen, zumal in der Nähe von Teichen, als in Gebäuden, wohnt diese ungesellige Fledermaus. Ihr Winterschlaf scheint fester, als bei andern Arten zu seyn, und erst die ganz warmen Frühlingstage erwecken sie aus ihm, um ihrer Nahrung nachzugehen. Diese besteht in den in Dämmerung und nächtlicher Stille herumschwärmenden Insecten, zumal auch Mücken und Schnaken. Um der Letztern willen sieht man die Speckmaus fleißig über den Teichen schweben. Nur dann, wenn

unser Unvorsichtigkeit den Zugang zu den Speisekammern nicht hinlänglich verwahrt, und ihnen freien Zutritt zum Speckvorrathe gestattet, können sie mit Recht Speckmäuse heißen. Dieß kann ihnen aber ihren Ruhm, zur Verminderung schädlicher und beschwerlicher Insecten an ihrem Theile redlich beigetragen zu haben, nicht schmälern. Man sollte sie daher weder schießen, noch auch, wenn man sie den Tag über schlaftrunken an einer Wand hängen sieht, wegfangen. Denn ihre Vermehrung ist nie so stark, daß sie uns lästig fallen könnten. Auch sorgt der Uhu dafür, daß ihrer nicht zu viele werden. Er allein ist's, der sich an diese bissigen Thiere wagt. Auch haben sie von weißen, durchsichtigen Läusen, die fast wie unsere Bücherläuse aussehn, viel auszustehen. Ein unangenehmer, süßlicher Geruch ist ihnen eigen, und sie lassen zuweilen eine stark-pfeifende Stimme von sich hören.

Weniger bekannt und beobachtet, als diese Speckmaus, ist der Spätling (V. Serotinus, *la Serotine*, blaße Fledermaus 97). Er wurde in Frankreich zuerst entdeckt, später fand man ihn auch in Deutschland. Seine nicht anzulangen, aber breiten Ohren haben unterhalb der Abrundung auswendig einen kleinen Ausschnitt und einen kleinen ründlichen Ohrendeckel. Die Schnauze geht ziemlich spitzig zu. Der Rücken spielt aus dem Lichtbraunen ins Rothfahle, der Bauch aus dem Hellgrauen ins Gelbliche, die Flughaut ist schwärzlich. Weinaher so lang als der Leib ist der Schwanz. Noch weiß man von seinen Sitten nichts Genauers.

Viel von der Speckmaus hat die Zwergfledermaus (V. Pipistrellus, *la Pipistrelle* 98), daher sie auch die kleine Speckmaus genannt wird. In hohlen Bäumen, in alten Bretterverschlägen, die sie, wenn sie morsch sind, gern zernagt, findet man sie in Deutschland häufig, wo sie von Käfern und kleinen Mücken lebt. Sehr geschwind und niedrig fliegt sie, gibt dabei oft einen heisern Ton von sich, und läßt sich zu Zeiten sehen, wo andre noch in tiefem Schlummer versunken sind, indem sie wenig schläft, und für Regen und Frost nicht so empfindlich ist, als andre Fled-

dermäuse. Ihr häufigeres Herumflattern läßt auf den andern Tag schönes Wetter hoffen. Sie ist äusserst klein, indem ihr Körper nur anderthalb und die Flügelweite acht Zoll hat. Das Männchen ist von caffèbrauner, das Weibchen von blaulichschwarzer Farbe; am Unterleibe sind beide blässer. Die Ohren mit den drei Nähten und dem schmalen Deckel, die aufgeworfene Schnauze mit den dicken Lippen, die Flughaut und die Beine sind kohlschwarz. Sie wird oft eine Beute der lichtscheuen Eule, und verbreitet einen unangenehmen, doch nicht allzustarken Geruch.

Ungefähr so groß, als die langohrige Fledermaus, ist die kurzmaulige oder das Kurzmaul (V. Barbastellus, *la Barbastelle* 99) das seinen lateinischen Namen von dem Knebelbarte führt, den es zu haben scheint. Dieser ist aber nur die Folge der aufgeblasenen Backen, die einen dicken Rand um die Lippen bilden. Die Schnauze ist sehr kurz. Eine kleine Erhöhung macht die Oberlippe; hinter ihrem obern Rande gehen die Nasenlöcher hervor. Sonderbar stoßen die langen und breiten Ohren am untern Theile ihres innern Randes so zusammen, daß man von vorn weder Stirn noch Kopf rechtlich sieht. Doppelt scheinen die Ohrmuscheln zu seyn wegen des Ohrläppchens, das sich in der Mitte befindet. Der Schwanz ragt ein wenig über die Schwanzhaut heraus, und ist nicht so lang als der Leib. Diese Fledermaus hat eine braunschwarze Farbe, der an der Brust etwas grau beigemischt ist. Sie gehört unter die Seltneren, und wurde von Daubenton in einem alten Gemäuer in Burgund gefunden. In Deutschland hat man sie noch nicht angetroffen. Doch kann, wie unsre Leser wissen, ein solches Thier sich gar lange dem Auge des Beobachters entziehen.

Die sonderbar zottige Bartfledermaus (V. *Hispidus, le Campagnol volant* 100) mit den aufrechterehenden Ohren, die, um weidmännisch zu sprechen, fast Hasenlöffeln gleichen, fand Adanson am Senegal. Sie hat unterwärts eine ziemlich eingedrückte Stirn, von wo aus die lange Schnauze anfängt, und von besonderer Bauart ist die Nase, und weicht von tausend Nasen des Thierreichs

auffallend ab. Denn bei ihr trennt nicht, wie es sonst der Fall ist, eine Scheidewand die beiden Nasenlöcher, sondern jedes Nasenloch befindet sich an der Spitze einer kleinen Rinne, die von einem Ende zum andern oben offen ist. Sehr klein ist der innere Rand der Rinne, stärker der äussere und nach seinem hintern Ende in eine Wulst ausgehend. Ueber der Oberlippe vereinigen sich die äussern Ränder der beiden Rinnen, und bilden hier eine starke Furchung, die sich von da bis zur Stirne erstreckt, wo sich die eine mit langen Haaren besetzte Vertiefung befindet. Auch unter dem Rinnne befindet sich ein starker Haarbüschel, wie ein Bart. Diese Fledermaus ist am Rücken rothbräunlich, übrigens gelbbraun mit aschgrauer Spielung. Eine röthliche, auch schwärzlich braune Farbe haben die Ohren und Flughaut. Der lange Schwanz liegt ganz in der Flughaut.

Auf der Insel Ceylan ist die Fledermaus mit buntem Fittigen (V. *Pictus, le Muscardin volant* 101) entdeckt worden. Auch sie bietet uns durch ihre Ohren wieder ein neues Schauspiel dar. Denn die ziemlich weiten, aber nicht allzulangen Ohrlappen, die am Rande ausgeschweift sind, hängen vorwärts und bilden einen Trichter. Der innere Ohrendeckel ist sehr schmal und mehr einem Faden ähnlich. Ueber die kurze Schnauze ragt die einfache Nase etwas hervor. Der ganz in die Haut verwebte Schwanz gleicht an Länge dem Leibe. Die bräunliche Farbe des Rückens geht am Bauche in weißlich über, das ganz schwachbraun überlaufen ist. Die dunkelbraune Flughaut hat eine hellbraune Einfassung. Nur zwei Zoll beträgt die Länge ihres Leibes.

Noch einmal so groß, als sie, ist hingegen die spitzohrige Fledermaus (V. *Nigrita, la Marmotte volante* 102), die Adanson am Senegal entdeckt hat. Ihre ziemlich lange Schnauze ist vorn dick; ihre starken Ohren gehen spitzig zu, und auch die schmalen, halb so langen Ohrendeckel, als die Ohren selbst sind, haben ein zugespitztes Ende. Vom Schwanz ragen die zwei letzten Wirbelbeine über die Haut hervor, mit der er verbunden ist. Oben hat diese Fledermaus eine gelblich braune mit Asch-

grau vermischte, unten an Brust und Bauch eben diese jedoch bleichere Farbe.

Weit auffallender ragen einige Schwanzwirbel an der hundsmauligen Fledermaus (V. Molossus, *le Mulot volant* 105) hervor. Man sieht ein volles Drittel desselben. Die Schnauze ist dick, und die Oberlippe hängt, fast wie bei einem Bullenbeißer, etwas herunter. Die runden, breiten, vorwärts geneigten Ohren stoßen über der Stirne aneinander. Man kennt zweierlei Arten dieser Fledermaus, eine größere und eine kleinere. Jene, die bei uns abgebildet, ist aschgraubraun, am Bauche aschgrau und mitten am Bauche braun; diese sieht bräunlicher aus. Beide kommen aus Westindien.

In vollem Gange sehen wir die großköpfige Fledermaus (V. Cephalotes 104), indessen eine andere von der nämlichen Art, vielleicht die schönere Gehälft des so eifrig fortschreitenden Gatten, gerade aus der nächtlichen Höhle herauskommt, und uns ihr Angesicht en face zeigt, das alle die Schönheiten, die uns ferner nur im Profil sehen läßt, uns nun im Ganzen darbietet. Könnte ein unverhältnißmäßig großer Kopf, könnte ein weitaußgesperretes dickes Maul mit herabhängenden Lippen, wovon die obere einen Einschnitt hat, könnten aufgeworfne schneckenförmige Nasenlöcher, und mit Vorsten gezierte Warzen über und unter dem Auge ein Thiergesicht schön machen, so hätte unsre Fledermaus Ansprüche daran. Ihre kleinen ovalen Ohren haben keinen Deckel, und es wäre der Mühe werth, zu untersuchen, ob sich nicht in ihrer Lebensart ein Grund entdecken ließe, warum sie desselben entbehren konnte. Der erste Finger ihrer Fittige hat eine Krallen, und sie kommt darin, wie in den kleinen Ohren und der stacheligen Zunge, mit den Vampyren überein. Ihr kurzer aufwärts gebogener Schwanz ist bis auf die hervorragende Spitze an der Schwanzhaut angewachsen. Oben hat diese Fledermaus, die eine Bewohnerin der molukkischen Inseln ist, eine graue, unten eine weißliche Farbe; die Flughaut ist dunkel braunröthlich.

Nicht umsonst führt die Beutelfledermaus (V.

Lepturus 105) ihren Namen. Denn an jedem ihrer Fittige zeigt sich, wenn er ausgehnt wird, in dem über dem Arme ausgespannten Stücke der Flughaut unweit dem Ellenbogen ein kleiner, faltiger Beutel in schiefer Richtung. Legt man das Thier auf den Rücken, dann sieht man die erhabene Seite dieses Beutels. Mittelmäßig lang ist die Schnauze dieser Fledermaus, vorn etwas breit und mit zarten Vorsten besetzt. Eine Vertiefung theilt das Kinn in zwei Theile. Eine aneinander gränzende doppelte Röhre bildet die Nase, deren Oeffnungen nahe beisammen liegen. Die langen Ohren sind oben abgerundet, die Ohrendeckel kurz und stumpf. Nicht ganz mit der Schwanzhaut ist der Schwanz verbunden. Die Spitze ragt aus ihr hervor und steht frey. Der Leib ist länger als die Schwanzhaut. Die Farbe ist am Rücken bräunlichgrau, am Bauche blässer. Dunkelbraun sind ihre Ohren und die Flughaut. Sie gehört zu den kleinsten Fledermäusen.

Aber was wir auch von sonderbaren Fledermausnasen gesagt haben, wie seltsame Anhänge und Auswüchse wir zu beschreiben genöthigt gewesen seyn mögen, keine kommt an abenteuerlicher Gestalt derjenigen gleich, die wir an hier bemerken, die deswegen den Namen Hufeisennase (V. Ferrum equinum, *le Fer à cheval*, Wundernase, Maske 106) führt. Sie verdient um desto mehr unsre Aufmerksamkeit, da sie unsre Landsmännin ist und in Deutschland gar nicht selten gefunden wird. Es gibt eine größere und eine kleinere Art, die ganz zuverlässig unterschieden werden müssen, so daß nicht etwa bloß Alter, Jahreszeit, Nahrung u. d. m. eine Verschiedenheit der Größe hervorgebracht haben kann. Denn man findet zu allen Zeiten Männchen und Weibchen von der größern Art, wie von der kleinern; auch haben die von der erstern immer eine rothgraue, die von der andern Art eine hellaschgraue Rückenfarbe. Ueberdas weicht diese noch in einigen andern Dingen und in der Bildung der Nase etwas von der größern ab. Doch wir wollen uns jetzt mit dieser beschäftigen, und vorzüglich die sonderbare Nase

untersuchen. Sie bildet über dem Maule ein häutiges Hufeisen, dessen offner Theil aufwärts gegen die Stirn hinsieht. Oder man könnte auch sagen, es befinden sich am Rande zwei Halbmonde, die eigentlich die zwei Hälften des Hufeisens ausmachen, mitten über der Oberlippe zusammenstoßen, und da, wo dieß geschieht, eine kleine Kerbe bilden. In der Oeffnung des Hufeisens liegen die eyrunden kleinen Nasenlöcher; hinter ihnen befindet sich eine kleine Muschel horizontal; am Ende des Hufeisens erhebt sich ein kleiner Sattel oder Hühnerkamm, dessen hinteres Ende wieder etwas einwärts gebogen heruntergeht, zu beiden Seiten eine kleine Höhle bildet, wovon die obren Enden in einer schief liegenden Stirnbinde zusammenlaufen. In der Mitte über dieser, gerade zwischen den Ohren, bemerkt man eine dreieckige Pyramide. Die halben Monde scheinen in der Mitte durch eine Naht getheilt; ihre Spitzen senken sich etwas, und schließen sich mit einer kleinen Ausbeugung an das hintere Ende des Sattels. Alles das ist mit einer hell aschgrauen Haut bedeckt, auf der man einzelne, ziemlich lange weiße Haare wahrnimmt. Was die gütige Natur bei diesem so wunderbaren, höchst zusammengesetzten Nasenbau für Absichten gehabt habe, ist bis auf diese Stunde noch unentschieden. Ohne Zweck ist einmal nichts in der ganzen Natur. Vielleicht daß ihr häufiges Eintauschen des Kopfs in das Wasser, um die Larven des Uferaaes und die so kurze Zeit lebenden Eintagsfliegen wegzusaugen, eine solche Einrichtung nothwendig machte. Allein wir kennen jetzt erst die Nase; auch andere Theile unsrer Fledermaus müssen wir noch beschreiben. Ihr Kopf ist ziemlich dick, die Schnauze breit und oben und unten eingekerbt, und hat eine sehr weite Oeffnung. Die breiten Ohren sind so lang als der Kopf und spitzig. Ihr vorderer Rand ist weniger gebogen, als der hintere, der sich unterwärts an die Hinterecke des Ohres mit einer Schweifung anschließt. Ohrendeckel hat diese Fledermausart gar nicht, man müßte denn jene Einbeugung des Randes dafür ansehen. Mehrere Warzen, mit langen weißen Haaren be-

setzt, bemerkt man in ihrem Gesicht, zumal um den Rand des Hufeisens herum und der Lippengegend. Die kleinen, schwarzen Augen liegen zur Seite der Stirnbinde, und haben dicke, weißgeränderte Augenlieder. Im untern Augenlied ist eine Ritze, vor der eine dünne Haut sich befindet, durch die man das Auge erkennen kann. Diese Ritze kommt zum Vorschein, so oft diese Fledermaus das untere Augenlied in die Höhe zieht. Hat sie das Auge geschlossen, so könnte man daher glauben, sie habe auf jeder Seite zwei Augen, weil man auf jeder zwei Ritzen bemerkt. Vielleicht ist das für sie eine wohlthätige Einrichtung, um das Tageslicht etwas zu mildern, weil sie mehr als andre Fledermäuse am Tage auf Wänden herumfliehet. Sie darf denn bloß das untere Augenlied aufziehen, und sieht nun wie durch einen Flor. Die Vorderzehen sind ziemlich stark; das Achselgelenke der zusammengelegten Flügel ragt über den Kopf hervor. Die fünf gleich langen Zehen der Hinterfüße haben einzelne harte Härchen, und sehr scharfe, glänzend weiße Krallen, vermittelst deren sich die Fledermaus nicht nur an den innern Dachziegelu, sondern auch an den glättesten Wänden anhängen kann. Der dünne kahle Schwanz ist nicht länger als die Haut. Die Farbe des Rückens ist rothgrau, des Bauches gelblich weiß; so sind nämlich die Spitzen der Haare, die sie bekleiden, denn tiefer gegen die Wurzel hin sind alle Haare, ohne Unterschied, weißlich. Füße und Flügel sind schwärzlich.

Die langen Flügel dieser Fledermaus verschaffen ihr den Vortheil, daß sie schneller fliegen und sich leichter vom Boden in die Höhe heben kann, als andre Arten. Wir wissen schon, wie diese sich behelfen und immer etwas suchen müssen, woran sie, um in Flug zu kommen, hinaufklettern können. Dieß hat die Hufeisennase nicht nöthig. Sie spreizt bloß die langen Finger ihrer Hände aus, entfaltet erst ihre Flughaut, richtet sich dann auf die Füße, und schwingt sich so in die Luft. Wenn sie untereinander spielen, oder wenn sie im Gedränge ist, so läßt sie einen hellzischenden Laut von sich hören. Seltner



in Wäldern und Gärten, als in Gebäuden hinter Bretterverschlägen und in den Klüften der Leimenwände, wird sie angetroffen. Häufig sieht man sie in Gesellschaft der langohrigen und der gemeinen Fledermaus, und fast immer in größerer Anzahl als diese. Sie schläft im Winter bei weitem nicht so fest als andre Arten, flattert bei gelinder Bitterung herum, ist sehr munter, wenn die andern noch im tiefsten Schlaf versunken sind, erwacht im Frühjahr weit baldere als sie, und scheint die Kälte weniger zu achten. Ihr von andern Fledermäusen abweichendes Gebiß, ihr oft unterbrochener Winterschlaf und ihr, wie es scheint, sehr feiner Geruch lassen vermuthen, daß sie, außer der gewöhnlichen Fledermauskost, noch andere Nahrungsmittel genießen möge; doch sind sie unbekannt. Da sie übrigens nie in Rauchkammern gefunden werden, die Spinnen sehr lieben und über Teichen schweben, um Wasserlarven und Insecten zu fangen, ist gewiß.

Drei Wochen trägt das Fledermausweibchen dieser Art seine gemeinlich zwei Junge, und wirft sie dann am liebsten in die Ritzen einer Leimenwand. Diese darf eben nicht gar tief seyn, da sie gleich nach der Geburt sich anhängen können, was für sie keine unbequeme Lage ist, ob es gleich so scheinen möchte. Die Eulen, Wieseln und Katzen stellen diesen Fledermäusen nach, besonders scheint die letztere ihr Fleisch sehr zu lieben. Von den Holzböcken haben sie viel zu leiden, deren viele unverschämt genug sind, an ihnen ihren Winterschlaf zu halten. Ihnen nachzustellen, hat der Mensch keine Ursache; denn die Verminderung schädlicher Insecten durch sie überwiegt doch wohl den Schaden, den sie stiften, wenn sie etwa in eine alte Leimenwand ein Loch nagen. Will man sie aber doch fangen, so darf man nur da, wo man ihre Gegenwart merkt, an niedrigen Dachziegeln in warmen Tagen suchen, wo man zumal Männchen den ganzen Tag schlafend hängen sieht. Berührt man sie mit einem Besen auch nur ziemlich leicht, so fallen sie zur Erde und sind todt.

Wir haben schon oben erinnert, wie sich zum öftern

die Fledermäuse, zumal für ihren Winterschlaf aufhängen, und sich in ihre Flügel, wie in einen Mantel, hüllen, um sich vor der Kälte zu schützen. Wir sehen unsere Hufeisennase in dieser Stellung (107\*), und kaum würde es Jemand beifallen, daß sie es wäre. Denn nur sehr wenig sieht von ihrer Nase zwischen dem Mantel hervor, und kaum kenntlich genug, um sie daran zu unterscheiden.

Noch eine Fledermaus, die Nordamericanische (V. Lasiurus 107), verdient den Vorigen beigelegt zu werden. Sie zeichnet sich durch einen ziemlich langen ganz behaarten Schwanz aus. Sie hat eine hellbraune Farbe, die am Bauche noch lichter ist, und eine schwarzliche Flughaut. Ihre Heimath entdeckt ihr Name.

Es ist der Mühe werth, ehe wir dieses Thiergeschlecht ganz verlassen, noch einen Blick auf die physiognomische Tafel zu werfen, die wir zum Vergnügen unsrer Leser beigelegt haben. Denn unmöglich war es, bei der nöthigen Kleinheit, die der Kopf in unsern Abbildungen haben mußte, indem das Thier in einem so beschränkten Raume, wie der unsrige war, ganz dargestellt werden sollte, ihm den Ausdruck ganz zu geben, den er in der Natur hat. Allein so wie wir jetzt auf Tab. XXX. die Fledermausköpfe vor uns sehen, können wir schon an den sechs abgebildeten deutlich wahrnehmen, welche Verschiedenheit hier dem Urheber der Natur beliebte. Wie sehr sticht nicht der Kopf der langohrigen (108) von dem unsrer Gemeinen (109) ab, wie zugespitzt, wie in die Länge geht alles an jenem, wie in die Breite an diesem! Wie eng ist nicht die Schnauzenöffnung der Einen, gegen die Weite der Andern! Welche dumme Selbstgeuigkeit scheint nicht aus dem Kopfe der Speckmaus (110) hervorzuleuchten, und wie tragen die schiefstehenden Augenhöhlen zur Verschönerung gewiß nichts bei! Ja wem wird nicht die Wahl wehe thun, wenn er den Vorzug geben sollte, wenn man ihm den Kopf des Spätlings (111), des Kurzmauls (112), und der Hufeisennase (113) miteinander vergleichen läßt? Er wird zwar über die Mannigfaltigkeit der Bildungen, des Ausdrucks in einer und

derselben Thiergattung erstaunen, aber von der Schönheit, Anmuth, Gefälligkeit, die sonst die Werke der Natur bezeichnet, keine Spur entdecken können.

## VI. Ordnung.

### Glir es.

Kleinere vierzehige Säugethiere.

Tab. XXXI. — XXXIII.

### Eichhorn. (Sciurus.)

Das Europäische fliegende 114. Der Laguan 115. Das Gemeine 116. Das Schwarze 117. Der Virginische graue 118. Das Langgeschwänzte 119. Das Labradorische 120. Das Americanische gestreifte 121. Das Palmenhorn 122. Das Malabarische 123. Das Fuchseichhorn 124. Das Javaische 125.

Eine reich bevölkerte, für den Menschen nicht unwichtige Ordnung der Säugethiere ist es, zu der uns unsre Unterhaltungen jetzt führen. Sie faßt lauter ziemlich kleine Säugethiere in sich, die alle vielzeitig sind, gemeinlich auf den ganzen Hinterfüßen einhergehen, und im Laufen, Springen und Klettern eine große Fertigkeit haben. Unübersehbar ist zwar der Schaden, den einige Mitglieder dieser Ordnung stiften, und wahrhaft ins Große gehen die Räubereien, die sie, zahlreichen Diebsbanden ähnlich, unternehmen; aber von Bedeutung ist auch der Nutzen, den uns die Einen durch ihr wohlgeschmeckendes Fleisch, die

Andern durch ihren vortrefflichen Pelz leisten, und leicht möchte jener von diesem überwogen werden, zumal dann, wenn der verständige Mensch, vermöge seiner Würde als sichtbarer Herr der Natur, alle die Mittel ergreift, die in seiner Gewalt sind, um der Vermehrung schädlicher Thiere Schranken zu setzen, und die der nützlichen zu befördern. Blumenbach hat in dieser Säugethier-Ordnung manche vereinigt, oder wenigstens einander genähert, die sonst getrennt werden; dagegen aber auch andere, die sonst in sie aufgenommen waren, aus ihr verwiesen. Zur leichtern Uebersicht theilt er die vielzeitigen Säugethiere in mehrere Familien ab: die eichhornartigen, die mäuseartigen, die hasenartigen, und die wieselartigen. Zwar werden unter ihnen unsern Lesern manche vorkommen, deren Bekanntschaft sie schon längst zu machen Gelegenheit hatten, indem Mäuse und Ratten vielleicht nur zu oft sich vor ihnen sehen, und Marder die Spuren ihrer Gegenwart unter ihren Hühnern und Tauben zurückließen; indessen werden wir doch von der Naturgeschichte dieser Thiere theils Manches zu erwähnen haben, was ihnen neu ist; theils aber auch manches Mitglied dieser Ordnung in einer treuen Abbildung und Beschreibung ihnen vorführen, von dem sie noch wenig oder nichts gehört haben. Dieß wird schon bei der ersten Gattung, dem Eichhorn, der Fall seyn, von der wir gemeinlich bloß das Gemeine kennen, da doch außer ihm noch dreißig zum Theil sehr merkwürdige Arten bekannt sind. Alle haben zwei keilförmige Vorderzähne, die im untern Kiefer etwas zusammengedrückt und beweglich sind. Auf jeder Seite stehen vier Backenzähne. Die Vorderfüße haben vier, die hintern fünf Zehen. Ein sehr zottiger Schwanz, dessen längste Haare nach zwei Seiten hinausstehen, unterscheidet die Eichhörner fast von allen andern Thieren mit behaartem Schwanz. Der Schöpfer gab ihnen Bäume zum Wohnplatze; schenkte ihnen aber auch dazu alles, was zum Klettern im vorzüglichsten Grade nöthig war, leichte, nervige Springfüße, einen Schwanz, der in flugähnlichem Sprunge, bald als ein Segel, bald als eine

Hand dient, und breite feuchte Fußsohlen, die auch auf der glättesten Oberfläche den Tritt sicher machen. Früchte, Nüsse, Gesäme sind ihre liebste Nahrung. Sie verzehren sie mit einer so drolligen Geschäftigkeit, daß man ihnen gut seyn muß, auch wenn sie zuweilen ihre Zähne nicht allzufreundschaftlich brauchen.

Wer ein Freund einer Gliedweise ineinander greifenden Kette der Natur und ihrer Geschöpfe ist, der wird in Absicht der Verbindung der Fledermäuse mit den Eichhörnern keinen Augenblick verlegen seyn, indem er unter fünf fliegenden Eichhörnern die Wahl hat, welches von ihnen er an die Gränze des Ueberganges stellen will. Zwei von ihnen mögen einen Platz in unsern Unterhaltungen finden, und zwar, wie billig, ein Ausländer und ein Inländer. Der letztere ist das Europäische fliegende Eichhorn (S. Volans, *le Polatnche* 114), von dem wir aber nicht etwa darum, weil wir es einen Inländer nennen, glauben dürfen, es werde in Deutschland gefunden. Nur einen Welttheil hat es mit uns gemein, und auch da ist sein Aufenthalt auf die Birkenwälder Sibiriens und der uralischen Gebirge beschränkt, wo diese fliegenden Eichhörner in zahlreicher Menge leben. Sehr selten hat man in Polen, Litthauen und auch in Kurland und Lappland eines gefunden. In Absicht seiner Größe gleicht es dem gemeinen Eichhorn. Es hat einen runden Kopf, eine breite, tiefgefurchte Nase, eine kurze Schnauze mit fünf Reihen langer Hartborsten, dergleichen auch über den Augen stehen, kurze runzliche Ohren. Seine oben und unten dichtbehaarte dicke Flughaut, die sich wie ein Segel ausbreitet, fängt an den Vorderfüßen unterhalb der Pfoten an, wo sie sich in ein Flügelchen verlängert, das durch ein eignes Knöchelchen der Fußwurzel gespannt und bewegt wird. Von da erstreckt sie sich bis zum Hinterschenkel, woran sie nach hinten befestigt ist. Die Zehen, deren vier an den Vorfüßen und fünf an den hintern sind, und die alle weißliche Klauen haben, sind unten behaart. Kürzer als der Körper ist der langhaarige Schwanz. Das ganze, dicke, weiche Fell hat

eine weißgraue Farbe, der übrigens manche braune Schattirung beigemischt ist; auch sieht man um die ganze Flughaut eine graubraune Einfassung. Die Wirken- und Fichtenknospen, die Käzchen und zarten Sprossen sind ihre liebste Nahrung. Daher auch ihre Excremente so harzig sind, daß sie getrocknet hellaufbrennen und einen starken Harzgeruch verbreiten. Aber eben diese werden ihre Verräther, und der Jäger, der sie unter einem Baume findet, kann sicher seyn, auf ihm das Thier selbst gleichfalls anzutreffen; Mühe wird es ihn aber immer kosten, bis er es sieht, indem seine Farbe es von der Birkenrinde wenig unterscheidet, und erst in der Abenddämmerung seine Thätigkeit beginnt. Ihre Begattungszeit ausgenommen, leben diese Eichhörner einzeln. In hohle Bäume und so hoch als möglich über die Erde erhaben, bereiten sie ihren Nachkommen ein weiches, bequemes Nest aus zartem Moose. Sie werfen zwei, drei, auch wohl, doch selten, vier Junge, die sechs Tage nackt und vierzehn Tage blind bleiben. Ihre gute Mutter breitet ihre Flughaut wie eine Decke über sie aus, und sie wird, wann sie der Nahrung wegen sie verlassen muß, nie vergessen, ihre lieben Kleinen sorgfältig mit Moos zuzudecken. Im Laufen und Sitzen krümmen sie den Rücken, und drücken an diesen gern den aufwärts gerichteten Schwanz. Auf den Hinterbeinen aufrecht sitzend, bringen sie mit ihren Vorderpfoten die Nahrung zum Munde, und waschen sich auch mit diesen sehr drollig. Sie sind keine sehr fertigen Fußgänger, daher sie auch selten, und gewöhnlich nur um sich auszuleeren, von ihren geliebten Bäumen herabsteigen; desto geschickter aber sind sie im Klettern. Ihr Flug ist nicht außerordentlich. Sie werfen sich mit ausgestreckten Füßen in die Luft, spannen so ihre Flughaut aus, und schweben vom Gipfel eines Baumes nach einem andern herab, wobei sie sich mit dem Schwanz die gehdrige Richtung geben. So können sie, wie Pallas versichert, auf eine Weite von 20 Klastern springen und fliegen, immer muß es aber etwas schief herabgehen, dann aufwärts oder gerade aus vermögen sie wenig oder nichts.

Im Winter schlafen sie nicht unausgesetzt; an gelindern Tagen gehen sie ihrer Nahrung nach. Sie haben eine pfeifende, auch brummende Stimme. Die Erstere lassen sie hören, wenn sie etwas schmerzt, die Andre, wenn sie zornig sind. Das Letztere werden sie sehr leicht, dann beißen sie um sich, und sind eben deswegen in der Gefangenschaft des häuslichen Zustandes etwas schwer zu halten.

Das Fell dieses Eichhorns ist von keinem besondern Werth, weil die Haut zu dünne und das Haar zu weich ist. Die Chineser nehmen es daher im Handel nur um die Hälfte des Preises, den ein gemeines weißes Eichhornfell hat. Doch wissen betrügerische Jäger den Nichtkennner zuweilen damit zu täuschen, und eins für das andere anzubringen.

Wie ein fliegendes Eichhorn liegend aussieht, wie sich seine Flughaut faltet und an den Leib anlegt, so daß sie nicht sehr sichtbar wird, das zeigt uns der *Public des Taguan's* (S. *Petaurista, le Taguan, grand Ecureuil volant, indianisches fliegendes Eichhorn* 115). Er hat einen kleinern, zugespitztern Kopf, als andre fliegende Eichhörner, und kleine spitzige Ohren, hinter denen ein Busch langer Haare steht. Die Flughaut ist gerade so befestiget, wie bei dem europäischen fliegenden Eichhorn; gegen die Füße zu wird sie etwas dicker und polstriger, als sie an ihren breiteren Theilen ist, auch hat sie eine fransenartige Einfassung von etwas längern Haaren. Der lange Schwanz ist voll langer Haare, aber nicht so flach und breit, wie bei andern Eichhörnern, sondern mehr rund. Ziemlich starke Haare bedecken den Rücken. Man findet dieses Eichhorn nicht immer von gleicher Farbe, und bald oben schön kastanienbraun, bald mehr schwarz, unten aber schmutzig grau oder weiß. Zuweilen weichen sie so auffallend voneinander ab, daß man sie für verschiedene Arten halten könnte. Mehrere ostindische Inseln, auch das feste Land Indiens sind die Heimath dieses merkwürdigen Eichhorns, dem seine Flughaut zu außerordentlich weiten Sprüngen ungemein nützlich wird. Es ist sehr schüchtern und wild zu gleicher Zeit, Eigen-

schaften, die gar oft, ja gemeinlich bei Thieren mit einander verbunden sind, so daß nicht selten das, was man für Loben der unbändigsten Wuth und einer natürlichen Wildheit hält, weiter nichts, als die Folge der Schüchternheit ist, die sich durch Gegenwehr und ängstliche Flucht vor der vermeinten Gefahr zu retten sucht. Ungern erträgt dieses Eichhorn die Gefangenschaft, und weiß sich in einer einzigen Nacht aus der hölzernen Hütte, in die man es eingesperrt hat, herauszunagen. Unter allen bis jetzt bekannten seiner Gattung ist es das Größte, und es verdiente wohl eine genauere Beobachtung, als in jenen Gegenden, wo bisher nur Golddurst und Herrschsucht die Europäer beschäftigte, in Absicht desselben noch nicht Statt finden konnte. Indessen läßt sich in einem Zeitalter, wo Macintosh in Bombay eine gelehrte Gesellschaft gestiftet hat, von deren gelehrten Arbeiten (*Bombay Transactions*) man jetzt wirklich dem ersten Band in Europa mit Verlangen entgegen sieht, auch für die Thiergeschichte Indiens viel Gutes erwarten.

Doch wir wollen jetzt die indianischen Wälder, in denen so manches Thier lebt, von dem bis jetzt noch außer seiner Gestalt wenig bekannt ist, verlassen, und in unsre einheimischen Wälder treten, über deren zum Theil so schönen Bewohner der beharrliche Fleiß unsrer zumal deutschen Beobachter fast nichts zu wünschen übrig gelassen hat. Unsrer Leser errathen schon, daß wir jetzt von dem muntern, unsrer Jugend so werthen gemeinen Eichhorn (S. *Vulgaris, l'Ecureuil* 116) reden wollen, das in der ganzen nördlichen und gemäßigten alten Welt, und zumal auch in Deutschland zu Hause ist, und die Einsamkeit der Wälder durch seine Munterkeit belebt. Die Haarbüschel an den Spitzen der Ohren zeichnen es unter seinem Geschlechte aus. Im Sommer trägt es ein fuchsrothes Kleid, dessen Grundfarbe aschgrau ist, am Kopfe, dem Rücken und an den Füßen; im Winter ein grauliches, auch grau-rothes, das ihm auch im Alter bleibt. Doch gilt das nicht von allen gemeinen Eichhörnern durchaus. Bauch und Brust sind immer weiß. Der

Schwanz hat die Farbe des Rückens; wie bekannt, krümmt ihn das Eichhorn in sitzender Stellung sehr gern längs des Rückens aufwärts, wo es ungemein drollig aussieht. Aber eben diese gemeinen Eichhörner findet man in manchen Gegenden häufiger ganz schwarz; um den Baikal bräunlich, oder auch schwärzlich in Roth spielend, die im Winter bleifarbig werden; an der Wolga weißlich auch weißgrau; ja selbst blauliche und scheckige hat man schon gesehen. Die ganz weißen sind vielleicht als eine krankhafte Ausartung der schwarzen Spielart, als Kakerlaken anzusehen, eine Vermuthung, die ihre rothen Augen bestärken. Durch Wanderungen vermischen sich diese verschiedenen Eichhörner, und geben so neue Spielarten.

Das gemeine Eichhorn hat einen zusammengedrückten Kopf mit erhabner Scheitel und hervorstehender Schnauze, eine stark zurückgezogene, etwas gespaltene Oberlippe und sehr kurze Unterlippen, große, hervorragende, schwarze Augen, ein Paar Borsten über den Augenlidern, und lange Bartborsten an der Schnauze, vollkommen gerade aufstehende Ohren, die durch die langen, straffen Haarbüschel an der Spitze länger scheinen, als sie wirklich sind. Der Rücken ist gewölbt, der haarige Schwanz fast so lang als der Körper. Die zwei beweglichen Schneidezähne seiner internen Rinne dienen ihm zur Benagung harter Dinge; sie müssen aber am noch lebenden, oder dem so eben getödteten, noch warmen Eichhorn beobachtet werden, weil sie sonst so fest wie die andern Zähne im Kiefer sitzen und am erstarrten Thiere ihre Beweglichkeit verlieren. Die Vorderfüße haben vier, die hintern fünf Zehen mit spitzigen krummen Klauen. Mit diesen klettert es so fertig, daß es ihm wenige Thiere darin zuvorthun werden. Diese Geschicklichkeit war ihm um desto nothwendiger, da es wenig auf ebener Erde lebt, nur selten ausserhalb den Wäldern angetroffen wird, und die höchsten Stellen der Bäume vorzüglich liebt. Nur seine Nahrung und sein Getränk nöthigt es, zuweilen seinen erhabenen Wohnsitz zu verlassen, und auf ebener Erde zu wandeln; dann macht es wohl auch ziemliche Wege. Das Trinken ist kein besonders starkes Be-

dürfnis für dasselbe, und im Winter frist es lieber Schnee, als daß es Wasser trinke. Ist es auf der Erde, so kann kaum ein Pfeil schneller vom Bogen fliegen, als das erschreckte Eichhorn in die Höhe eilt und sich in dicken Zweigen verbirgt, auch springt es fast flugähnlich von einem Baum zu einem ziemlich entfernten andern. Es wohnt in einem aus Moos, Reispig u. d. m. selbstgebauten, ziemlich dauerhaften Neste, das geräumig genug ist, eine ganze Familie, oder mehrere Eichhörner zu beherbergen. Die Form desselben ist rund und es hat oben eine dem Winde entgegenstehende Oeffnung mit einem konischen Deckel, fast wie ein Elsternest, um es gegen schlimme Witterung zu verwahren. Auf der andern Seite ist noch ein Ausgang, der im Nothfall gebraucht wird, wenn schleunige Flucht vor einem Feinde nöthig ist. Die Eichhörner begnügen sich aber nicht mit einer Wohnung, sondern haben deren wenigstens vier, worunter eine immer etwas größer seyn muß. Gibt ihnen vielleicht ihr Instinct zu ihrer Sicherheit eben das ein, was einen Tyrannen sein böses Gewissen thun ließ, der bald da bald dort schlief, um den Dolschen seiner Feinde zu entgehen? Auch Raben- und Elsternester eignen sich die Eichhörner zuweilen zu, richten sie aber erst nach ihren Bedürfnissen ein. Regnet und stürmt es um sie her, dann verschließen sie alle Fenster ihrer Wohnung. Alles, wobei es etwas zu knacken und abzuschälen gibt, ist ihnen eine werthe Speise, und sie sind Meister im Aufknacken. Eicheln, Nüsse, Bucheckern, Nadelholzsamen, den sie sehr geschickt aus den Zapfen zu bekommen wissen, indem sie diese zermalmen, sind ihre gemeinste Nahrung. Haben sie nur daran keinen Mangel, so werden sie sich an Knospen und Baumrinden nie vergreifen. Den Früchten scheinen sie vorzüglich um des Kerns willen nachzugehen, wenigstens sah man sie oft das Fleisch derselben wegwerfen, nur um diese zu verzehren. Dggleich sie aber alles, was Kern heißt, sehr lieben, so sind ihnen doch die Pfirschen- und Apriosenkerne wahres Gift. Wo sie in Menge sind, so können sie durch ihre Geschäftigkeit im Abreeren der Fruchtbäume und ihre Vorsicht im Einsammeln für regnichte Herbst- und

Wintertage äusserst schädlich werden, indem ein Paar mit einem Wallnußbaume an Einem Tage fertig wird. Für die Holzsaat sind sie vollends eine wahre Pest; denn in Gesellschaft der Mäuse scharren sie den Saamen aus der Erde, und fressen ihn. So lieb ihnen alles Harte ist, so fressen sie doch in der Gefangenschaft Kuchen ungemein gern, und ziehen ihn härtern Dingen vor. Durch den häufigen Genuß weicher Speisen wachsen ihnen zuweilen, wiewohl nicht immer, ihre Zähne zu einer monströsen Länge, daß die armen Thiere sie zum Fressen nicht mehr gebrauchen können. Drollig ist ihre Stellung, wenn sie fressen, wobei sie die Vorderpfoten völlig als Hände zum Halten, Umwenden ꝛc. brauchen, und die Schalen mit den Zähnen ungemein geschickt hinwegschaffen. Hohle Bäume und sichere Höhlen sind die Magazine, wo sie ihren Vorrath aufbewahren, und sie sind klug genug, dazu nur die besten, gesündesten Früchte auszuwählen. Aber diese Klugheit wird zuweilen durch ihre Vergesslichkeit fruchtlos gemacht, indem sie nicht mehr wissen, wo sie ihren Vorrath versteckt haben, ein Schicksal, das sie mit einigen Mäusen theilen. Die sibirischen Jäger haben die Bemerkung gemacht, daß die Eichhörner allerlei Erdschwämme sammeln, sie in Baumrinden oder an die Spitzen abgebrochener Aeste stecken, und so für den Winter dörren. In Lappland ist die Schwammliebhaberei so bekannt, daß man die Eichhörner mit einer Art von Blätterchwamm in Fallen lockt. Man kann kaum lebhaftere, gelenkigere Thiere sehen, als sie. Doch ist ihnen unaufhörlich eine ins Possirliche fallende Unruhe eigen. So wie ihnen etwas entgegen kommt, schießen sie pfeilschnell von Ast zu Ast, gucken von Zeit zu Zeit unter Klatschen und Zischen nach ihrem vermeinten Feinde herab, und täuschen den, der sie nun auf diesem Baume sucht, an dem sie hinaufsprangen, indem sie ganz leise von seinem Gipfel auf einen andern Baum springen, und sich da verbergen. Sich selbst und ihre Wohnungen halten sie äusserst reinlich, waschen sich oft mit ihren Vorderpfoten, wobei man einen milchartigen Speichel aus ihrem Munde kommend gesehen haben will, und kämmen sich den Schwanz öfters aus. Im Gehen hüpfen sie mehr,

als sie schreiten, und nicht ohne Bewunderung kann man es sehen, wie ein an der Kette liegendes Eichhorn hundert- und tausendmal an Einem ort so weit hin und her hüpfet, als ihm seine Kette erlaubt, ohne sich darin stören zu lassen, zu einer andern Zeit aber, sobald es ein Geräusch hört, plötzlich inhält und aufrecht sitzend mit allen Zeichen der Aufmerksamkeit horcht. Ihr Vorgefühl der Witterung ist scharf und richtig. Sie rennen, ehe eine stürmische eintritt, wie rasend herum, und pfeifen und schmazen hellauf. Im Schlafe liegen sie kugelförmig, gleichsam eingehüllt, oder auch ganz platt auf den Boden ausgestreckt, wobei sie ihren Schwanz wie ein Sonnendach über sich halten. Bei aller Wildheit und Schüchternheit, die sie im Freyen verrathen, nehmen sie doch im häuslichen Zustande eine Art von Erziehung an, folgen dem Rufe ihres Ernährers, und kehren aus einer ziemlich weiten Entfernung in ihre Wohnung zurück. Sie würden als Hausthier noch angenehmer seyn, wenn nur nicht ihr unüberwindlicher Hang zum Nagen wäre, und wenn sie nicht bald im Scherze, bald im Ernste zuweilen empfindlich zwicken, ja wohl im Alter bissig würden. Wenn im Frühjahr mit der ganzen Natur auch die Triebe erwachen und sich stärker als sonst regen, so sind die Eichhörner wilder, und ihr Biß wirkt giftartig. Haben doch schon vollkommen Zahne so gebissen, daß kein andres Mittel als Ablösung des Fingers war. Selbst gegen ihre Camaraden sind sie dann sehr heftig, und sie leiden keinen Nebenbuhler in ihrer Nähe. Freude geben sie durch Pfeifen, Furcht durch Klatschen, und Schmerz durch Knurren und Zischen zu erkennen, im zahmen, wie im wilden Zustande. In magern, schlecht angebauten Ländern stellen sie, wenn Nahrungsmangel eintritt, in großen Schaaren Wanderungen an, nehmen unterwegs von Gebäuden Besitz und setzen über Flüsse. Ob sie sich wirklich zuweilen dabei eines Holzes, oder der Baumrinden als eines Floßes, und ihres Schwanzes als eines Segels oder auch als eines Ruders bedienen, müssen wir dahingestellt seyn lassen. Denn wenn auch auf einer Seite nicht ganz verwerfliche Zeugen dieses

versichern, so scheint auf der andern Seite die Geschicklichkeit der Eichhörner im Schwimmen einen solchen Instinct überflüssig zu machen.

Im März und April begatten sich die Eichhörner. Blutige Kämpfe erheben sich dann unter ihnen. Sie sehen dabei nicht auf die Farbe, und es begatten sich schwarze und rothe, obgleich man, was sehr merkwürdig ist, von ganz rothen Paaren völlig schwarze Jungen kommen sah. Einen Monat nach der Begattung wirft das Weibchen ihre drei bis sieben Jungen, für deren Ankunft es ein weiches, gutes Mooslager zubereitet hat. Noch einmal im nämlichen Jahre hat es Nachkommenschaft, ohne daß vorher so blutige Kämpfe unter den Männchen entständen. Vier Wochen säugt die Mutter ihre die ersten acht Tage hindurch blinde Junge; sie klettern nun schon ziemlich fertig, und geben, wenn man sie ihre Sprünge machen und Nüsse aufknacken sieht, und mit dem vier Wochen alten, hilflosen Menschen vergleicht, der in seiner Wiege liegt und mit Brei oder Muttermilch genährt wird, einen schneidenden Contrast. Will man innerhalb dieser Zeit ein Eichhornest aufnehmen, so muß man ja nicht erst das Nest aufsuchen, mit dem Vorsatze, in einigen Tagen wieder zu kommen. Sicher findet man sie dann nicht wieder, weil die vorsichtigen Eltern die Absicht geahndet, und ihre liebe kleine Familie wohl auf tausend und mehr Schritte weit in ein anderes Nest gebracht haben. Im Herbst und Winter verändern, wie gedacht, einige Eichhörner ihre Farbe allmählig in grau, schwarz, weißlich, bekommen aber, wenn sie sich mit dem Ausgange des Winters mausern, ihre rothe Farbe wieder. Doch ist die Farbenänderung nur auf gewisse nördliche Gegenden eingeschränkt. Der Baummarder ist den Eichhörnern sehr gefährlich, er jagt sie so lange, bis sie sich ergeben müssen, und bringt ihre Jungen den Seignigen zur Speise. Der Fuchs, so listig er ist, erschleicht selten ein Eichhorn. Aber die Haselmaus, die Weihe u. a. plündern oft ihre Nester. Große Kälte und tiefer Schnee kosten vielen Tausenden das Leben.

Das Fleisch der Eichhörner kann gegessen werden und

soll nicht unangenehm, doch etwas süßlich schmecken. Gebraten oder auch in einer Zwiebelbrühe rühmt man es sehr. Der Balg der europäischen ist von keinem großen Werth. Aus ihren Schwanzhaaren können Pinsel gemacht werden. Die Winterbälge der sibirischen aber werden, je schner und grauer sie sind, desto höher geschätzt, und geben unter dem Namen Grauwerk, Behe, (Petit gris) einen weit verbreiteten Handelsartikel ab. Die Chineser ziehen die weißlichen oder silberfarbigen Bälge allen andern vor. Die hellern Felle nennen die Kirchner weißes, die dunklern schwarzes Grauwerk, obgleich diese weder schwarz noch jene weiß sind. Der Rücken, der ganz eigentlich Grauwerk heißt, wird zu Pelzfuttern, der Bauch aber, der den Namen Behwamme führt, mehr zu Aufschlägen, und die Ohren werden, wie Hermelinschwänze, zur Auszierung gebraucht. Wer sie als Hauthiere halten will, der muß ihnen so grausam es übrigens ist, die Zähne ausbrechen. Daß sie nicht ganz ungelehrig seyen, daß, wer dazu hinreichende Geduld hat, sie zu manchen Künsten abrichten könnte, sah man an dem Eichhorn, das eine Russin besaß. Es biß die Nüsse auf, und reichte ihr die Kerne mit seinen Pfoten, zählte ungemein drollig Geld, sammelte jedes Stück, das er auf der Erde liegen sah, und brachte es seiner Gebieterin. Dieser war es so ergeben, daß wenn sie nicht wohl war, auch keine Spur seiner natürlichen Munterkeit sich zeigte. Still und unbeweglich lag es dann in einem Winkel. Ja es verstand sogar die Kunst, die Dame zu kämmen und zu pudern. Wie die Frisur ausgefallen sey, und ob das gute Thier bei diesem Geschäfte nicht noch andere Liebesdienste leistete, deren die russischen Damen zuweilen nöthig haben sollen, wissen wir nicht.

Das niedliche schwarze Eichhorn (S. Niger, *l'Ecureuil noir* 117), das wir dem gemeinen gegenüber erblicken, ist nicht etwa jene schwarze Spielart, deren wir schon gedacht haben, und die auch in Deutschland einheimisch ist. Die fast nackten Ohren, ohne jene charakteristischen Haarbüschel, beweisen schon die Verschiedenheit zwischen beiden. Das weiße Halsband und die weißliche Nase

thun bei dem übrigen ganz schwarzen Pelze eine angenehme Wirkung. In der alten Welt ist dieses Eichhorn gar nicht zu finden, sondern bloß in der neuen, und zwar vorzüglich in Nordamerica und Mexico, wo es in großer Menge angetroffen wird und den Maispflanzungen den empfindlichsten Schaden thut.

Mehr verwandt scheint das schwarze Eichhorn mit dem virginischen grauen (S. Cinereus, *l'Ecureuil gris de Virgine*, Canada 118) zu seyn, so daß manche das Eine bloß für eine Spielart des Andern halten wollten. Der würdige Schreiber, dessen Verdienste um die Naturgeschichte der Säugethiere unsterblich sind, hatte das Glück, das virginische graue Eichhorn lebendig aus America zu bekommen. Dieß setzte ihn in Stand, es genauer beobachten und beschreiben zu können, als bei ausländischen Geschöpfen nicht immer geschehen kann, und es als eine eigne, für sich bestehende Art anzuerkennen. In so manchen Eigenschaften auch dieses Eichhorn mit dem gemeinen übereinkommt, so entscheidet es doch von ihm durch seine beträchtliche Größe und Stärke, seine kleinern Ohren, seinen längern Schwanz, seine stärkern Schenkel und die schön graue Farbe seines Rückens, der aber hie und da wie eine Einfassung fahlgelber Haare beigemischt ist. Auch schwarze, weiße, braune Haare findet man in ihrem Pelze. Da die braunen im Schwanz häufiger als andre sind, so erscheint er fast ganz braun, und je nachdem ihn das Thier hält, so sieht er streifig, auch geflammt aus. Das ganze Nordamerica ist von diesen Eichhörnern bewohnt. Wesentlich verschieden müssen sie von den grauen des nördlichen Europa seyn, denn unter der großen Menge von Fellen, die man unter diesem Namen aus demselben erhält, gleicht keines dem unsern virginischen Eichhorn. Es ist, wie das gemeine, ein Bewohner hoher Waldbäume, baut aber kein Nest, sondern wählt seinen Aufenthalt in hohlen Bäumen, wo es auch seine Junge hat. Sobald es Menschen erblickt, so erhebt es seine Stimme und unterbricht dadurch die Stille der Wälder, die der Vogelschütze so sehr um sich her wünscht, auf eine ihm ärgerliche Weise. Wenn es

Gefahr wittert, dann verbirgt es sich zwischen Nesten oder auch in verlassenem Nestern. Nicht so leicht, wie andre Eichhörner, springt es von einem Baume zum andern, sondern es läuft mit dem Kopfe voran am Baumstamme, an dem es hinaufgeklettert ist, wieder hinab. Obgleich es die nämlichen posierlichen Stellungen annimmt, wie das gemeine Eichhorn, sich eben so pukt, die Nahrung mit den Vorderpfoten zum Munde bringt, und gerade wie dieses oft mit ausgestreckten Beinen auf dem Bauche liegt, und sich mit dem Schwanz zudeckt, oder auch an den Hinterfüßen sich aufhängt, um sich auszudehnen, so scheint es doch weder so außerordentlich munter zu seyn, noch so weite Sprünge machen zu können, wie das bei uns lebende. Seine Nahrung ist ebendieselbe, und es vergräbt einen ansehnlichen Vorrath der besten Eicheln und Nüsse, zu dem es im Winter an kalten Tagen seine Zuflucht nimmt und nach in sein Nest holt. Das feine Vergefühl von einer nahen Aenderung des Wetters macht es an dem Tage, der ihr vorausgeht, ungemein thätig, um seine Vorrathskammer oder sein Nest mit dem Nöthigen auf die Zeit zu versorgen, da es nicht wohl ausgehen kann. Oft entdecken aber die Schweine, oder auch der Landmann ihre Magazine, und man kann sich dann vorstellen, daß sie geplündert werden. Was aber diese Eichhörner in ihrer Heimath vorzüglich verderblich macht, ist die Begierde nach dem süßen, innern Kern der Maispflanze, weswegen man ihnen auch in den americanischen Freistadten sehr nachstellt, und für eine gewisse Anzahl eingelieferter Köpfe eine Belohnung erhält. Auch ist ihre Unart, die Eichenkästchen abzubeißen, die sie doch nicht fressen, sehr nachtheilig. So wie sich durch Ansiedlung mehrerer Pflanzler der Maisbau weiter verbreitet hat, so haben sich auch diese Eichhörner stärker vermehrt. Im Herbst wandern sie zuweilen aus den höhern Gegenden in die Niederungen herab, kehren aber im Frühlinge wieder nach jenen zurück. Meistens ist das ein Zeichen eines bevorstehenden harten Winters. Der Hunger, der oft viele unter ihnen aufreibt, scheint die Veranlassung zu solchen Auswanderungen zu



sey. Zahllose Schaaren sah einst Dr. Schöpf, während seines Aufenthalts zu Pittsburg, am Ohio, aus den abendlichen Gegenden, wo die Eicheln und Nüsse nicht gerathen waren, über die Gebirge nach der Seeseite zuziehen. Die Jagd derselben war damals sehr ergiebig, und ein junger Mensch soll in zwei Tagen über hundert erlegt haben. Man schloß daraus auf einen sehr harten Winter, und der Erfolg bestätigte die Vermuthung.

Bekommt man diese Eichhörner jung, so kann man sie leicht zahm machen, und ihnen besser trauen, als dem gemeinen. Nur reizen muß man sie nicht, sonst brauchen sie ihre scharfen Zähne nachdrücklich genug. Selbst Fremde dürfen sie ohne Bedenken anrühren. Sah man sie doch schon mit Kindern, an die sie gewohnt waren, in den Wald und wieder heim mit ihnen gehen. Wie sehr müssen sie da nicht wahre Hausthiere geworden seyn, um ihres heimatlichen Waldes so ganz vergessen zu können! Aber auch bei ihnen sieht man recht, welch' ein großer Unterschied zwischen Instinct und Vernunft sey. Sie sammeln, in häuslichem Ueberflusse lebend, einen Vorrath, als hätten sie einen nahrunglosen Winter, wie im Walde, zu besorgen. Ihr ganzes Haus füllen sie mit Nüssen an, und jede Ecke des Zimmers muß eine Vorrathskammer für sie abgeben. Sie drücken die Nüsse, die sie dahin legen, so in die Ecke, als ob sie sie vergraben, und ihre Vorderpfoten machen gerade solche Bewegungen dabei, als ob sie dieselben mit etwas bedeckten, und wenn auch gleich nichts dazu vorhanden ist. Finden sie übrigens Sand, Sägespäne u. d. so decken sie den Vorrath wirklich damit zu. Es ist schwer, ein Beispiel im Thierreiche zu finden, das deutlicher zeugte, welch' ein blinder Trieb, ohne Prüfung, ohne Rücksicht auf die Umstände, der Instinct sey. Wäre hier nur ein Strahl von Vernunft, diesem theueren Geschenke, womit der Allgütige den Menschen beglückt hat, vorhanden, würde sich dieses Thier nicht ganz anders in der häuslichen Slaverei, und ganz anders in der Freiheit benehmen? Gern liegen diese Eichhörner weich, und man darf Betten, Kleider u. d. m. wohl von ihnen entfernen, weil sie sonst ihr Lager

darauf nehmen. Ihr Fell ist von keinem großen Werth. Vortreflich finden Einige ihr Fleisch. Die Klapperschlangen sind sehr begierig darauf. Daß sie durch ihre Zauberkräft die armen Eichhörner bannen und es ihnen unmbglich machen, zu entfliehen, oder daß vielmehr der Schrecken die Thiere so lähmt, wie er zuweilen Menschen gleichsam eingewurzelt stehen läßt, ist ohne alles Wunder zu begreifen.

Durch einen außerordentlich, ja zweimal so langen Schwanz, als der Körper ist, zeichnet sich das lauggeschwänzte Eichhorn (S. *Macrourus*, *l'Ecureuil à longue queue* 119) aus, das aus Ceylan kommt. Kurze schwarze Borsten zieren seine Ohren, fleischfarbig ist die die Nase. Ein schwarzer, gabelförmiger Streif läuft von der Stirn gegen die Backen herab, und zwischen den Ohren steht ein gelber Fleck. Bläßgelb ist der Kopf, die Brust, der Bauch und der größte Theil der Beine. Scharf davon abgeschnitten, und nicht sich in die Bauchfarbe an den Grenzen verlierend, ist das Schwarz, das den Rücken deckt und ein Stück, das in die Beine hineinläuft; aschgrau aber der Schwanz dieses Eichhorns, das man dreimal so groß als das gemeine findet.

Merklich kleiner, als das letztere, ist das Labradorische Eichhorn (S. *Hudsonius*, eisenfarbiges Eichhorn 120) und auch sein Schwanz ist kleiner und weniger haarig, von rdthlicher Eisenfarbe mit Schwarz eingefast. Doch wird er auch hellbraun mit weißgelber Einfassung und schwarzen Flämmchen beschrieben. Der Rücken hat eine Eisenfarbe, die am Bauche in Grau übergeht. Um das Auge herum sieht man einen schönen weißen Ring, der über demselben etwas breiter ist. Die kurzen runden Ohren haben auswendig schwarze, mit Braun untermengte Haare, die nur wenig über den Rand hervorgehen, und also keine eigentliche Bürste machen. Ein schwärzlicher Streif scheidet zwischen den Vorder- und den Hinterfüßen die Farbe des Rückens von der des Bauches. Die Jahreszeiten haben auf den Anzug dieses Thieres keinen Einfluß. Sein Haar ist fast so weich,

als das des gemeinen. Die kältern Theile von Nordamerica, die Hudsonsbay, Labrador sind seine Heimath. Man könnte es vielleicht als eine Spielart des gemeinen, oder auch des grauen virginischen halten; allein Manches an ihm läßt es doch für eine eigne Art ansehen.

Für ein sehr niedliches Eichhorn wird man wohl allgemein das americanische gestreifte (S. Striatus, *l'Ecureuil Suisse* 121) erklären. Sein Kopf geht etwas länger zu, als bei dem gemeinen. Die Nase ragt hervor und ist vorn fast platt, mit feinen Härchen bewachsen; die abgerundeten Ohren haben innen und auswendig Haare. Die Hauptfarbe ist ein ziemlich dunkles Rothbraun mit Schwarz gemischt. Angenehm fällt das schwarze und das unter ihm befindliche gelbe Querband ins Auge. Sie laufen an den Seiten hin, über den Rücken aber geht ein schwarzer Streif. Kehle und Brust sind weißlich, die Schwanzhaare aber an ihrer Wurzel hellbraun, in der Mitte schwarz und an der Spitze weiß. Was aber am meisten Aufmerksamkeit verdient, ist der Umstand, daß sowohl dieses, als auch das mit ihm nahe verwandte asiatische gestreifte Eichhorn wahre Backentaschen haben, die sich, um Vorrath einzutragen, ziemlich stark erweitern lassen. Auch ihre Gewohnheit, sich Höhlen in die Erde zu graben, ja selbst gewisser Maßen ihre Form nähert sie den Hamstern und mehreren Mäusearten so ziemlich, doch bei weitem nicht genug, um sie aus der Eichhörnergattung unter diese zu verweisen.

Die gemäßigtern Gegenden von Nordamerica, zumal nach der Küste hin, sind der Aufenthalt dieser gestreiften americanischen Eichhörner. Selbst in Mexico und auf den dem festen Lande nahe liegenden Inseln findet man sie, und zuweilen ziemlich tief landeinwärts. Nicht ohne Kunst graben sie sich in den Wäldern, die sie bewohnen, Höhlen, machen einen vier Fuß schräg hinablaufenden Eingang und verschiedene Nebengänge, von denen sich einige in eine Röhre endigen, die wieder herausführt. Mag denn auch durch Zufall, z. B. durch abgefallnes Laub, ein Loch verstopft seyn, so findet sich wohl ein an-

drer Weg, um bei Annäherung einer Gefahr sich in die Höhle zu retten, oder aus ihr zu entfliehen. Nur dann, wenn es ihnen nicht mehr gelingt, diese zu erreichen, retten sie sich auf einen Baum, den sie sonst nie zu ihrem Aufenthalte wählen. Denn außerdem ist dieser immer auf der Erde. Auch sind Erdfrüchte, Mais, Getreide ihre liebste Nahrung, obgleich sie zum Wintervorrath Eicheln und Nüsse einsammeln, wobei sie nur das Beste aussuchen. Wenn sie dieses thun, so stoßen ihre Backentaschen. Beim Einsammeln bemerkt man deutlich, daß sie flug und leckerhaft genug sind, die Getreidearten zu unterscheiden. Haben sie etwa gerade ihre Taschen mit Korn gefüllt, und es bietet sich ihnen eine Gelegenheit an, Weizen zu bekommen, so leeren sie jenes sogleich aus und füllen sie mit diesem. Höchst schädlich werden sie durch dieses Magazinhalten den Früchten überhaupt. Tand doch einst ein Schwede in Pensylvanien, da er im Graben auf eine Röhre stieß, die nach einem solchen Eichhornbau führte, am Ende einer Nebenröhre einen großen Haufen schöner Weizen, am Ende einer zweiten einen beträchtlichen Maisvorrath, eine dritte voll weißer Ballnüsse, und in einer vierten ein Paar Hüte voll schöner Zwergkastanien. Man denke sich nun, wenn viele eben so fleißig eingeheimst haben, welch' ein Nachtheil für die Ernte das sey. Im Winter können sie dann freilich an trüben unangenehmen Tagen ganz ruhig zu Hause bleiben, so wie sie überhaupt nur bei ganz guter Witterung ihre Höhlen verlassen. Zuweilen graben sie sich wohl bis in die Keller, in denen sie die Keffelvorräthe auffressen. Sie können ihre nicht unbedeutlichen Verwüstungen um so ungehinderter fortsetzen, da weder ihr Fleisch, noch ihre dünnen Bälge so werth gehalten werden, daß man ihnen nachzusetzen oder nachzugraben der Mühe werth hielte. Indessen sollte hier der Schaden eben das vermögen, was bei andern ihr Nutzen vermag. Denn ist nicht auch Verminderung des Schadens wahrer Nutzen? Schwer sind sie zu zähmen, auch wenn sie ganz jung gefangen werden. Sie zernagen gern ihren Käfig oder auch das Band, woran man sie halten

will. In den Wohnungen der asiatischen gestreiften Eichhörnchen, die einen Zickzackeingang, eine eigentliche Nesthöhle und mehrere Vorrathskammern haben, trifft man zuweilen ungeheuerere Vorräthe von Zirbelnüssen und Nadelholzsamen, auch mehrere Pflanzen an. Ihre Sorgfalt im Sammeln geht so weit, daß sie auch im Pferdemitte die unverdauten Körner zusammensuchen. Diejenigen, die man in Zimmern hält, beißen sich zuweilen die Schwänze ab, und fressen überhaupt gern Fleisch. Ihr dünner, durchaus nicht dauerhafter Balg gibt eben so wenig ein gutes Pelzwerk, als der, der von den americanischen kommt; er reizt daher nicht sehr zur Jagd, im Gegentheil läßt man sie darum leben, weil der geschätztere Zobel und Marder sie sehr gern frisst. Doch kaufen die Chineser diese Bälge, und man fängt sie daher mit Fallen, oder erlegt sie mit stumpfen Pfeilen. Die Jakutischen Knaben wissen mit Zirkeln die Stimmen dieser Eichhörnchenweibchen so täuschend nachzuahmen, daß die Männchen herbeikommen, die nun von ihnen erschlagen werden. Das ganze nördliche Asien bis an Europa hin, ja selbst bis an die Gränze desselben, ist ihre Heimath.

Von seinem Lieblingsaufenthalt, den Palmen, erhielt das Palmenreichhorn (S. Palmatum, *le Palmiste* 122) seinen Namen. Besonders liebt es die Kokospalme und den Palmenwein, der Sury genannt wird. In seiner Lebensart, seinen Sitten und seiner Stimme kommt es mit dem gemeinen sehr überein, nimmt seine Nahrung, Früchte, auch mit den Vorderpfoten zu sich, ist eben so gelenkig und munter, ja wird sogar noch zahmer als dasselbe, indem man es frei herumlaufen lassen kann, ohne daß es in die ihm angewiesene Wohnung zurückzukehren versäumt. In seinem Aeußerlichen aber hat es einen Vorzug vor ihm, da es noch weit angenehmer aussieht. Der zugespitzte Kopf ist etwas kraushaarig, die Ohren sind kurz und weit. Der graue und braune Schwanz hat die Länge des Körpers, den Kopf mit eingerechnet. Zwar aufrecht, aber nie am Rücken anliegend trägt ihn dieses Eichhorn, dessen Hauptfarbe röthlich braun mit

etwas Grau beigemischt ist. Drei schöne weiße Bänder laufen längs dem Leibe hin.

So groß wie eine Katze, und von den größten unter seiner Gattung, ist das malabarische Eichhorn (S. Maximus, *le Grand Ecureuil de la Malabar* 123). Es scheint für den ersten Anblick wild zu seyn; doch ist es dieses nicht, sondern vielmehr von sanften Sitten. Nur Früchte dienen ihm zur Nahrung, besonders liebt es die Milch der Kokosnüsse, die es auf den Bäumen, sobald sie reif sind, geschickt öffnet, um jene herauszufangen. Eine kurze Haarbürste steht am Rande seiner kurzen Ohren. Die langen Haare, die es bedecken, haben vom Hinterkopfe bis zum Schwanze eine braune Farbe. Von eben dieser sieht man einen kleinen Streif bei den Ohren anfangen und nach hinterwärts sich krümmen. Einige Stellen sind ganz schwarz, Gesicht, Brust, Bauch und innere Seiten der Füße aber lichter Rossgelb. Eine durchdringende Stimme hat dieses Eichhorn.

In Pensylvanien und Maryland findet man, jedoch etwas selten, ein Eichhorn, das auch dort den Namen Fuchseichhorn (S. Vulpinus 124) trägt, und sich durch die ganz eigne, fuchsrothe Spitze seiner Ohren und seines Schwanzes auszeichnet, zu gewissen Zeiten aber ganz röthlich aussieht. An dem, das Schreber untersuchte, fand er eine Mischung von weißen, schwarzen, braunen, auch gelben Haaren, die gleichsam ineinander fließen, und dadurch eine röthliche Spielung geben. Der ungemein haarreiche und lange Schwanz ist größtentheils bräunlich und schwarz gestammt. Mit dem grauen hat es so viele Ähnlichkeit, daß man es für eine Spielart von demselben halten könnte, nur ist es noch einmal so groß. Es muß äußerst selten seyn, denn wenn auch die größten Züge von grauen Eichhörnern und mit ihnen manche von verschiedner Farbe ankommen, so ist doch nicht leicht ein Fuchseichhorn darunter.

Zweierlei Farben hat das Javaische Eichhorn (S. Javensis 125), nämlich hellbraunröthlich und schwarz. Jene Farbe nimmt das Kinn, die Brust, den Bauch, die

innere Seite der Füße und zwei Drittel des Schwanzes ein; diese, die schwarze, den obern und äussern des Thieres vom Kopfe bis zum Schwanz, ein Drittel desselben miteingerechnet. Schwedische Ostindienfahrer haben dieses schöne Eichhorn in Java lebendig gefangen. Es sey das Letzte dieser angenehmen Thiergattung.

---

Tab. XXXIV.

Winterschläfer (Glis.)

Der Siebenschläfer 126. Die kleine Haselmaus 127.  
Der Eichschläfer 128.

Durch einen runden Schwanz, der gegen sein Ende hin dicker wird, und wie in einen Büschel ausgeht, zeichnen sich die Winterschläfer aus. Sie bringen ihre Lebenszeit, nicht wie die Eichhörner auf Bäumen, sondern auf der Erde hin, und bereiten sich ihre Nester unter ihr. Einige Lehrer der Naturgeschichte betrachten sie als eine Mäusefamilie; Blumenbach wies ihnen eine eigne Gattung an, und nahm in sie diejenigen Säugethiere auf, die von andern mit dem Gattungsnamen Schläfer (*Myoxus*) bezeichnet werden, und denen sie noch einige aus andern Gattungen zur Gesellschaft geben.

Schon die vielen Namen, die der Siebenschläfer (*G. Esculentus*, *le Loir*, *Billich*, *Kollmaus*, *Haselmaus*, *Schlafraze* 126) hie und da führt, lassen vermuthen, daß er in mehreren Provinzen bekannt seyn müsse. Wirklich ist er auch nicht nur in ganz Deutschland, und zumal dem südlichen, sondern auch in ganz Südeuropa und in einem großen Theile von Asien bis nach China zu finden. Die alten Römer kannten ihn sehr gut, und fanden sein Fleisch

so vortreflich, daß sie große Gehege für die Siebenschläfer hatten, und es dem Varro gewiß Dank wußten, der sie Glirarien bauen lehrte. Zwar hatten es die Censoren seiner Unverdaulichkeit wegen verboten; allein vielleicht schmeckte es eben um deswillen in Rom besser, als den meisten andern Nationen, die ihm bis diese Stunde noch keinen Geschmack abgewinnen konnten. Apicius, dieser große Meister im Kochen und im Essen, der Stifter und Präsident einer förmlichen Esacademie war, und dessen Namen mehrere Kuchen von seiner Erfindung verewigten, widmete seine seltenen Talente auch dem Siebenschläfer, und erfand ein berühmtes Rogout von ihm. Schade, daß ein so verdienstreiches Leben nicht glücklicher endete, obgleich es auf eine ganz seines ungeheuren Appetits würdige Art geschah. Denn nachdem er fand, daß der kleine Rest von 150,000 Gulden, der ihm von seinem unermesslichen Vermögen noch übrig blieb, für seine Bedürfnisse nicht zu reichen mochte, so vergiftete er sich. Doch ist dieser Märtyrer seiner Kunst nicht mit einem andern großen Manne gleiches Namens zu verwechseln, der sich um den Kaiser Trajan dadurch unsterblich verdient machte, daß er — srische Mustern ins parthische Lager zu bringen wußte.

Für den ersten Augenblick könnte man den Siebenschläfer für ein Eichhorn halten; denn daß er etwas kleiner ist, kommt dabei nicht sehr in Betracht. Eine genauere Beobachtung aber läßt uns den Unterschied, der zwischen beiden statt findet, nicht verkennen. Sein gestreckter, hinten gewölbter Kopf läuft nach vorn sehr spizig zu, hat eine kahle Nase, stark hervorragende schwarze Augen, sehr lange aber feine Bartborsten, wohl abgerundete, nur wenig behaarte Ohren, einen kurzen Hals. Auch hat dieses Thier einen dicken Leib, kurze Beine, und einen rundum behaarten Schwanz, der nach vorn zu dicker wird. Seinem oben grauen und unten weißen Pelze sind viele braunliche Haare beigemischt. Es würde ermüdend seyn, die Schattirung jeder Stelle bestimmt anzugeben. Ein Blick auf eine getreue Abbildung leistet in diesem Falle mehr, als tausend Worte nicht vermögen. Vergessen dürfen wir

hiebei nicht, daß ohnehin die Farbe nie ganz beständig ist, daß die Einen mehr, die Andern weniger braun, die Einen dunkler grau, die Andern schön silbergrau gefunden werden. Einen schwarzen Ring um die Augen haben die allermeisten.

In Wäldern, in deren Nähe Obstgärten sind, in gebirgigen Gegenden, die weder zu kalt, noch allzu hoch liegen, jedoch auch Felsenklüfte haben, lebt der Winterschläfer. Er besitzt eine ziemliche Fertigkeit im Klettern, steigt an Bäumen leicht auf und ab, weiß sich an den glättesten Flächen gut anzuhalten, und wagt im Falle der Noth auch wohl einen Sprung von einem Baume zum andern. Den Tag über streckt er in Klüften und hohlen Bäumen verborgen, und schläft da auf seinem Moosneste. Aber in nächtlicher Stille, oder am frühesten Morgens besteigt er die Bäume und holt sich Obst, zumal saftiges, mitunter aber auch Nüsse, Eicheln, Bucheckern, welche letztere ihn ungemein fett machen sollen. So still verzehrt er, wie ein Eichhorn auf den Hinterbeinen sitzend, seine Beute, daß man sich ganz nahe bei ihm befinden kann, ohne das geringste zu hören. Dagegen aber verräth er sich nicht selten durch ein stoßweißes, schwärzendes Röcheln, das er oft sehr anhaltend hören läßt. Zuweilen holt er Vögel aus ihren Nestern. Findet er viel saftreiche Nahrung, so scheint er sehr wenig Wasser zu bedürfen. Furcht vor seinen Feinden kennt er nicht, und er verkauft sein Leben ziemlich theuer. Dem Fuchs entgeht er durch Klettern. Dem Iltis und dem Marter weist er seine starken, scharfen Vorderzähne, und er wehrt sich mit ihnen und seinen Krallen unter heftigem Schnarchen.

Einer Gattin bleibt der Siebenschläfer treu. Im Frühjahr sorgt er für seine Nachkommenschaft, bereitet in einer Höhle, die er dazu tauglich findet, ein weiches Mooslager, und wirft seine vier bis fünf nackte Junge, die zwar bald heranwachsen, ihr Leben aber nicht höher als auf sechs Jahre bringen sollen, und auch davon muß man um ihres Winterschlafes willen viel abrechnen. Die Jüngern sollen ihre Eltern, die Altersschwächen ihrer Nahrung

nachzugehen unfähig machen, treu verpflegen. Waldmarder, Uhus, wilde Katzen verkürzen ihr Leben gar oft. Schon im Herbst beziehen sie ihre Winterquartiere, und legen sich gesellschaftlich, damit sie sich untereinander wärmer machen, kugelrund gekrümmt, auf ihr eingetragenes Moos; sie erstarren nun so, daß nicht das geringste Zeichen von Leben, kein Athemholen, keine Bewegung des Blutes zu bemerken ist, und sie sogar ganz kalt anzufühlen sind. Gelinde, allmähliche Wärme erweckt, plötzliche und starke tödtet sie. Man hat den Versuch gemacht, und die Kugel eines Thermometers in den Leib eines erstarrten Siebenschläfers gebracht, und die Wärme nur 10 Grade über dem Gefrierpunkte gefunden. Da nun dieser bei allen Säugethieren immer über 30 Grade ist; so läßt sich die Erstarrung aus dem geringen Grad von innerer Wärme leicht erklären. Bringt man sie in ein erwärmtes Zimmer, so kommen sie zu sich, und das erste Zeichen ihres Erwachens ist ein Tröpfchen goldgelben Harns, das zum Vorschein kommt. In einem beständig geseuerten Zimmer fallen sie in gar keinen Winterschlaf. So völlig todtscheinend sie in diesem liegen, so schreien sie doch, wenn man sie verwundet, heftig. Bei sehr gelindem Wetter sind sie nur schlafzig, nehmen auch Nahrung zu sich, daher sie einen Vorrath einsammeln. Ein sehr strenger Winter kann vielen das Leben kosten. Daß der Schlaf sie ernähre, so daß sie ihr Winterlager fetter verlassen, als sie es bestiegen haben, möchte sehr schwer zu erweisen seyn, so ernsthaft auch Aristoteles und so wüthig Martial davon sprechen. Vielleicht erwachten unter dem gelinden Himmel Griechenlands die Siebenschläfer öfter, und nahmen dann zu ihren wohlgefüllten Magazinen ihre Zuflucht, so daß sie dadurch, wie durch die Ruhe im Winter, wirklich fetter wurden.

Ganz jung gefangen kann man sie zähmen. Doch bleiben sie immer etwas schüchtern, so daß ihnen nicht viel zu trauen ist. Sie fressen dann, auser dem Obgedachten, Möhren und Backwerk, sonst aber weder Wurzeln noch Blätter. Ihr Appetit ist stark. So munter und unterhaltend, wie die Eichhörner, werden sie nie. Fängt man

sie im Alter ein, so werden sie ihr wildes, bissiges Wesen nicht mehr verlernen. Das Fleisch des Siebenschläfers wird, Italien ausgenommen, nirgends gegessen. Hier macht man Gruben, die man mit Moos bestreut und mit Erroh bedeckt. Auf dieses legt man Bucheckern. Die Siebenschläfer kommen nun in Menge herbei und nehmen endlich wohlgenüßet ihr Winterlager daselbst. Allein, das ist nun auch ihr letzter Schlaf. In Kärnthen und in Krain bekam man ihrer sonst eine zahllose Menge. So angenehm übrigens die Farbe ihres Pelzes ist, so ist doch sein Werth nicht außerordentlich groß. Die Kirschner wissen ihn schwarzfleckig zu beizen. In Slavonien wird davon, mehr als bei uns, Gebrauch gemacht.

Ein unschuldiges, furchtsames Thierchen, dem man es gleich an seiner harmlosen Miene ansieht, daß es, weit entfernt, Jemand zu schaden und zu beleidigen, froh ist, wenn man es in Ruhe läßt, ist die niedliche, kleine Haselmaus (G. Avellanarius, *le Muscardin*, Nüssbeißer, Waldmaus u. 127). Mit Recht wird sie unter die Schläfer gerechnet, denn sie ist gar oft schläfrig. Doch empfehlen sie ihr artiges Aussehen, ihre drollige Stellung, in der sie ihre Nahrung auf den Hinterbeinen sitzend verzehrt, ihre Keinklichkeit, die durchaus keinen unangenehmen Geruch verbreitet, ihre sanfte Gemüthsart, die die hingereichte Hand nie verwundet, ihr munteres Klettern, als Hausthiere, wenn sie auch jezuweilen durch Schläfrigkeit Laugeweile macht. Vorzüglich in England hat man sie gerne, wo man sie auf dem Marke kaufen kann. Ihr Bau ist äußerst zart, und ihre Farbe nicht unangenehm, aber nicht immer dieselbe, bald hell fuchthroth, bald dunkler, bald rothgelb glänzend, unten weiß, auch weißgelb. Im Winter bemerkt man am Bauche einige schwarze Stachelhaare, zumal am Schwanz, der an der Spitze einige schwarze Haare hat. Ihr Kopf ist dick und breit, mit einer stumpfen Schnauze; die blitzenden Augen stehen stark hervor; die rundlichen Ohren sind hart an den Kopf gedrückt, der ensformige und kurz behaarte Körper ist nur drei Zoll lang, die Beine sind sehr kurz, und die

Haare des langen Schwanzes gegen sein Ende zu länger, als am übrigen Körper. An den Zehen befinden sich ungleichmäßig kleine Klauen, die von den Haaren, die sie umgeben, fast bedeckt werden. Die Daumen der Hinterfüße sind ohne Klauen. Wie gut aber die Klauen eingreifen, zeigt die Geschicklichkeit, mit der die Haselmaus auf der glättesten Fläche läuft.

Im gemäßigten Europa findet man die kleine Haselmaus als einheimisch, doch nicht in zahlreicher Menge. Sie liebt vorzüglich Haselgesträuch zu ihrem Aufenthalt, und sucht besonders recht schattige Derter hinter alten Mauern, Felsen und Steinbrüchen. Doch beschränkt sich ihre Nahrung nicht bloß auf Haselnüsse, die sie an den Stauden selbst zu öffnen weiß; sie frisst auch Bucheckern, Baumknochen, Fruchtkerne und andere Sämereien. Von ihnen legt sie sich in Ritzen und Klüfte, auch unter das Laub, ein kleines Magazin an. Dieß ist aber nicht für den Winter bestimmt, indem ihr tiefer Schlaf sie aller Nahrungsmittel entbehren läßt, sondern für den Frühling, wo noch nichts gewachsen ist, das ihren Hunger stillen könnte. Wenn sie sich zu ihrem Winterschlaf, der schon im October herannahet, vorbereitet, so macht sie sich aus Laub, Geniste, Baumadeln, Moos, entweder in Steinklüfte, oder in hohle Bäume, eine kugliche, ziemlich feste Hülse, und legt sich hinein. Sie bleibt den Winter über sehr fett, und schläft ununterbrochen bis in den April hinein. Selbst in temperirten Zimmern bleibt ihr Winterschlaf nicht aus.

Um ihr Wochenbette zu halten, sucht sich die sorgfältige Mutter einen schattigen Platz hinter dichtem Haselgesträuche. Hier baut sie sich ein großes, schnelles Nest, nicht allzu hoch über der Erde, aus Stengeln, Moos, Laub, Reifig, Haaren, überwölbt es mit einem Dache aus eben diesen Materialien, so daß es ganz rund aussteht, und läßt eine Oeffnung an der Seite. Hier wirft sie vier blinde Jungen, die einen Monat an ihr saugen. Im September schlüpfen sie oft aus ihrem Neste, springen auf dem Nüssgesträuche herum, retten sich aber, sobald sich ein Geräusch

erhebt, wieder in dasselbe. Sie sind nun äusserst munter, und sehen glänzend fuchsroth aus. Sehr schwer sind sie zu fangen, auch gehen sie nicht leicht in Fallen. Man muß daher den Nestern nachspüren. Marder und wilde Katzen stellen ihnen sehr nach. Der Schade, den sie uns zufügen, ist unbeträchtlich; denn welch' ein armseliger Egoist müßte der Mensch als Herr der Schöpfung seyn, wie wenig würde er diese Würde verdienen, wenn er der kleinen Haselmaus erliche Nüsse mißgönnen wollte?

Auch der Eichschläfer (*G. Dryas* 128) gehdrt zu den Schläfern. Er hat einen ziemlich langen und sehr haarigen Schwanz. Sein ganzer Körper ist lichtbraun oben, und unten weißgrau. Von der Schnauze bis zu den Ohren sieht man eine längliche und schwarze Stelle unter den Augen liegen. Lange Bartborsten umgeben das Maul. Sie sind theils schwarz und grau, theils ganz grau. Er ist ein Bewohner Rußlands, und hält sich in Eichenhölzern auf.

---

Tab. XXXIV.

Klippschliefer (*Hyrax*.)

Der capische Klippschliefer 129.

Pallas ist der Entdecker dieser neuen Thiergattung. Er rechnete sie zu den Cavien. Andre Lehrer der Naturgeschichte nahmen sie für ein eignes Geschlecht an, wozu sie auch das besondere Gebiß und die Gestalt berechnete. Man kennt bis jetzt nur zwei Arten. Ihre Charactere sind: zwei voneinander abstehende Vorderzähne oben, vier aneinander stoßende unten, vier große Backenzähne auf beiden Seiten oben und unten, vier Zehen an den Vorder- und drei an den Hinterfüßen, und ganz und gar kein Schwanz.

In Felsenklüften des Borgebirgs der guten Hoffnung, auch unter Steinhäufen wohnt der capische Klippschliefer (*H. Capensis*, *le Klippdas* 129), gräbt sich aber nie eine Höhle, indem seine Füße gar nicht dazu gebaut sind. Durch Moos und trockne Blätter macht er sein Lager in seinem Neste weicher. Sein Gang ist ziemlich langsam; mit Klettern gibt er sich nicht ab, aber springen kann er hoch und sicher, und oft wagt er sich auf die Art in Höhen, wohin ihm kein Feind folgen kann. Daher mochte es kommen, daß er so lange unbekannt blieb. Wenn er von einer Höhe herabspringt, so kommt er immer auf seine vier Füße zugleich zu stehen. Für die Waffen, die ihm versagt waren, indem ihm weder scharfe Zähne, noch starke Klauen, noch die Mittel zu einer schnellen Flucht zu Theil wurden, entschädigte ihn die für seine Erhaltung denoch treu sorgende Natur durch das Geschenk sehr scharfer Sinnen und die Geschicklichkeit sich zu verbergen. Seine Nahrung nimmt er aus dem Pflanzenreiche, vorzüglich Obst und Kartoffeln, er wechselt aber gerne damit ab. Nur den Tag über geht er ihr nach, bei Nacht ruht er. Thiere frißt er durchaus nicht. Er trinkt wenig und schlürft das Wasser ein, ohne dabei die Zunge zu gebrauchen. Seine Liebe zur Keuschheit läßt ihn, um sich seines Unraths und Harns zu entledigen, immer einen bestimmten Ort wählen, und noch überdies ihn mit Sand und Erde bedecken. Gerne badet er sich im Sande und kratzt sich oft mit dem langen Nagel am Hinterfuße. Die Wärme liebt er sehr. Zu einem Hausthiere machen ihn seine sanften Sitten und treue Anhänglichkeit an seine Wohlthäter sehr geschickt. Nur wenn man ihn erzürnt, fährt er mit einem grunzenden Laute zu und beißt schmerzhaft. Allein eine Bedrohung hält ihn auch wohl davon ab. Seine Freiheit liebt er sehr. Zwar wird er, wenn er sie verloren hat, keine gewaltsamen Versuche machen, sie wieder zu erlangen, und weder an seinem Behältnisse, noch an seiner Kette nagen; aber er verliert dann seine Munterkeit, verschläft den größten Theil seiner Zeit und wird übermäßig fett. Man wagt auch in der That nicht das geringste, wenn man ihn frei im Hause herum-

gehen läßt. Mit der größten Behutsamkeit springt er dann herum, ohne etwas umzuwerfen oder zu beschädigen. Er kennt die Stimme und den Gang derer, denen er ergeben ist. Ist eine solche Person im Nebenzimmer, so legt sich der Klippschliefer hart an die Thüre, bringt sein Ohr immer näher, je näher sie derselben kommt, steht aber höchst übellaulig und verdrüsslich auf, wenn sie fortgeht, ohne zu ihm in sein Zimmer zu kommen. Ein gewisses nicht ganz unangenehmes Pfeifen scheint bei ihm mit zu den Zeichen des Wohlwollens zu gehdren. Er läßt es sowohl als Antwort hrdren, wenn man ihm ruft, als auch wenn man ihn auf den Schooß lockt, in dem er gar gern liegt. Am Vorgebirg der guten Hoffnung wird dieser Klippschliefer als ein Leckerbissen gegessen.

Doch wir müssen auch noch etwas von seiner Gestalt und Bildung sagen. Er hat gegen anderthalb Fuß Länge, einen kleinen Kopf, eine spitzige Schnauze, eine kahle, in der Mitte gefurchte Nase, große Augen und über ihnen rückwärts stehende Borsten, eysdrnige Ohren. Unter den Backen und an der Kehle sieht man dicke, rückwärtsgehende Borstenbüschel. Der Leib ist dick, der Rücken gewdlt, der Bauch senkt sich herab. Merkwürdig ist der innerste unten gefurchte Nagel an den Hinterfüßen. Ihn trägt das Thier immer aufwärts. Seine Haare sind größtentheils ockergelb mit schwarzen Spizen. Doch sind auch ganz schwarze darunter. Brust und Bauch sind heller, die Backenbärte gelblich. Er ist ungefähr so groß als ein Murmelthier, und schießt sich überhaupt nicht übel zum Uebergange von der eichhornartigen Familie der Gldren, mit der wir uns bisher beschäftigt haben, zur mäuseartigen, zu der wir jetzt kommen.

## Tab. XXXV. XXXVI.

## Marmotte (Marmotta)

Das Murmelthier 130. Der Bobak 131. Das canadische Murmelthier 132. Das Erdzeiselgen 133. Der Hamster 134. 135. Der Leming 136. Die Blindmaus 137. Die Scharmaus 138.

Eine nicht unwichtige Thiergattung ist es, die Blumenbach unter dem Gattungsnamen Marmotten vereinigte, und deren gemeinschaftlichen Charactere sehr kurze Ohren und ein sehr kurzer, starkbehaarter Schwanz sind. Andre rechnen sie zum großen Mäusegeschlecht. Linné nahm eine Gattung für sie und die, die ihnen gleichen, an, die er *Arctomys* nannte.

Mehr durch seine Sitten und Lebensweise, als durch seine Gestalt, verdient das Murmelthier (*M. Alpina*, *la Marmotte* 130) die größte Aufmerksamkeit. Denn die letztere ist sehr anspruchslos. Es hat einen dicken Kopf, den es ziemlich aufwärts trägt, eine dicke, stumpfe Schnauze mit einer gespaltnen, aufwärts gefurchten Oberlippe, abgerundete, pomeranzensfarbige Vorderzähne, dicke, starkbehaarte Backen, kurze Ohren, einen flachen, breiten Rücken, um den die Haut schlaff anliegt und gleichsam sackförmig zu den Füßen herunter geht, einen langhaarigen, gerade aus stehenden Schwanz, kurze Füße mit vier Zehen und kahlen Fußsohlen. Die Farbe des Murmelthiers ist oben vom Kopfe bis über den vordern Theil des Rückens schwärzlich, mit Grau und Weißlich vermischt, mehr nach hinten zu und an den Füßen rdthlich braun; Schnauze, Kehle und Bauch sind gelbroth mit Grau und Schwarz. Das ganze Thier ist sehr langhaarig.

Auch den höchsten Gebirgen, wo man nur noch eine



schwache Vegetation bemerkt, wo kein Holz mehr wächst und weder Menschen noch Heerden hinkommen, wußte die Vorsehung Bewohner zu geben. Mögen die helvetischen und savoyischen Alpen, die tyrolischen und pyrenäischen Eisgebirge für Menschen unzugänglich und für lebende Wesen schlechterdings unbewohnbar scheinen, das Murmelt hier weiß doch hinzukommen und das zu finden, was es um glücklich zu seyn bedarf. Selbst auf ganz isolirten Klippen, die wie Inseln aus dem Eismeere der savoyischen Aletscher hervorragen, hat man, weit von unbewohntem Erdreiche, Murmeltiere angetroffen, und da hier nur sechs Wochen im Jahre die Gegend von Eis und Schnee befreit ist, so muß man fast vermuthen, daß sie mehr als zehn Monate schlafend hinbringen. Sehr steile Felsen und freie, durch Felsen abgeschnittene Plätze sind ihr liebster Aufenthalt. Sie ziehen sonnenreiche Stellen den Schattigen, und trocken den feuchten immer vor, doch suchen sie in ihrer Nähe eine Quelle zu haben. Es scheint aber, daß sie nur in der heißesten Jahreszeit und ehe sie ihre Winterwohnungen beziehen, vielleicht um sich auszureinigen, viel Wasser zu sich nehmen. Sie recken dabei den Kopf wie die Gänse in die Höhe und sehen sich furchtsam nach allen Seiten um. Ihre Nahrung ist das zarteste Gras auf den Bergen, das ihre scharfen Zähne mit großer Geschwindigkeit abmähen, besonders lieben sie das kräftige Muttern, Alpenwegrich und Bärenklau, Pflanzen, deren Genuß auf Fett und Milch stark wirken soll. Jäger wollen bemerkt haben, daß sie den Salzlacken, wie die Gamsen nachziehen. Die gezähmten lernen alles essen, was der Mensch genießt, gedeihen aber dabei nicht so gut, als bei ihrer gewöhnlichen Nahrung in der Freiheit. Sie saufen auch Milch sehr gern, daher sie sich in die Sennhütten eingraben sollen. In einem kalten Zimmer ließ man einst zwei zahme Murmeltiere auf alten Lumpen ihren Winterschlaf halten. Da man im Frühjahr nach ihnen sah, war das andere schon ganz wach und hatte seinen Schlafcameraden beinahe völlig aufgefressen. Gewiß nur der größte Hunger konnte das sonst sanfte Thier,

das keines andern Feind ist, zu einer solchen Grausamkeit reizen. Flucht und Veränderung seiner Wohnung ist sonst alles, was es seinen Feinden entgegen setzt, und nur wenn dieß nicht mehr möglich ist und es sehr in die Enge getrieben wird, kann es auch beißen und kratzen. Stunden lang sonnen sich gesellschaftlich diese guten und friedlichen, aber für ihre Sicherheit äußerst besorgten Thiere. Ehe sie sich niederlegen, stellen sie sich immer erst auf ihre Hinterbeine, um ringsherum zu schauen, ob keine Gefahr sey. So wie eines eine solche bemerkt, so warnt es die andern durch einen Pfiff; jedes antwortet, durch ein ähnliches Pfeifen, so daß der Jäger aus der Zahl der Pfeiffe schließen kann, wie stark die Gesellschaft sey, und nun nimmt alles stillschweigend die Flucht. Auf einer etwas erhabnen Stelle wacht gemeinlich eins zum Besten aller, und das scharfe Gesicht kommt dem Wächter dabei sehr gut zu statten. Auch ehe sie Morgens ihre Höhle verlassen, steckt erst eins der ältern unter der Familie den Kopf hervor, sieht aufmerksam um sich, ob alles sicher sey, und benachrichtigt davon durch einen Pfiff. Sie sind eben daher schwer zu bekommen.

Die Murmeltiere haben eine große Fertigkeit im Graben, und bedürfen ihrer auch, da sie sich eigne Sommer- und Winterwohnungen halten, und sowohl Röhren zum Eingange, als auch andre zur Flucht anbringen. Doch hat die Winterhöhle nur einen Zu- und Ausgang, indeß die Sommerwohnung mit mehreren Röhren versehen ist. Geräumig ist die Winterhöhle, um eine kleine Gesellschaft oder Familie zu fassen. Jede Familie behauptet ihre eigenthümliche, und das Murmelt hier, das sich in eine fremde Höhle schleicht, wird von allen Mitgliedern der Familie erbärmlich zerbissen und aus der Höhle gejagt. Diese hat die Form eines Backofens, wie man auf Obergern zu sehen pflegt. Ihrer hat jede nur eine, der Sommerhöhlen aber mehrere. Die mehrern Seitenröhren, die die letztern haben und die nicht weiter sind, als daß man mit einer Faust durch kann, dienen vorzüglich zur Flucht. Einige wollen sie auch für Abtritte halten, um den Un-

rath nicht in der Höhle zu lassen. In diese tragen sie nie Heu, wohl aber in die Winterhöhle, die eben dadurch, daß vor ihrem Eingange zuweilen Heubüschelchen liegen, welche im Eintragen verloren gegangen seyn müssen, leicht zu erkennen ist. Sobald die Thiere sich, um ihren Winter darin schlummernd und zusammengerollt hinzubringen, hineinbegeben haben, so wird die Eingangsröhre auf eine Strecke von mehrern Schuhen fest verstopft, was man den Zapfen nennt. Sie verstehen die Kunst, die Eingänge ihrer Wohnung so fest mit Erde, Steinen, Sand, Lehm, Gras zu verschließen, daß man an jedem andern Orte leichter als hier die Erde aufgraben kann. Ja so dicht ist nun der Eingang verstopft, daß dadurch auch die Luft abgehalten wird, was zu vollkommener Erstarrung nothwendig ist. Ueber die Länge dieser Röhre, die oft bis zu ihrem Bette mehrere Klaftern beträgt, und eine halbe bis auf zwei Klafter tief in der Erde nach der etwas höher liegenden Höhle hinläuft, muß man wahrhaft erstaunen. Doch findet hier bei weitem die Gleichheit und Ordnung nicht statt, wie bei dem Biberbaue. Zuweilen ist's unmöglich, ihr Lager durch Graben zu erreichen, und der Mensch muß mit allen seinen Werkzeugen es aufgeben, dahin zu gelangen, wohin sich die Murmelthiere bloß mit ihren Pfoten hingearbeitet haben. Man sollte denken, daß da, wo so geräumige Höhlen und so lange Röhren gegraben werden, ziemliche Erdhaufen angetroffen werden müssen. Allein theils werfen sie die losgekrazte Erde hinter sich, theils wissen sie dieselbe so gut zu vertheilen und fest zu schlagen, daß alles ganz glatt und gleichsam gewölbt ist. Stoßen sie im Graben auf einen Stein, so ändern sie die Richtung. Will man sie aus ihren Winterwohnungen heraushehlen und sie sind noch nicht ganz fest eingeschlafen, so graben sie sich mit großer Fertigkeit neue Gänge. Mag man dann auch die Spuren der neuen Mine sehen und selbst das Geräusch hören, das ihre Arbeit verursacht, so erreicht man sie, wenn nur kein Felsen sie aufhält, dennoch nicht leicht, wie fleißig man auch im Graben ihrer Spur folge.

Auch arbeiten sie sich bei dieser Gelegenheit oft tiefer in den Berg hinein. Verloren sind aber die armen Thiere dann doch. Denn eine neue Winterwohnung können sie jetzt nicht mehr graben und so werden sie Opfer der rauhen Jahreszeit. Ungefähr eine Klafter, doch zuweilen auch mehr oder weniger hat die Höhle im Durchschnitt, nach den Bedürfnissen der Familie und der Beschaffenheit des Bodens. In ihr liegen die Murmelthiere hart aneinander, den Kopf gegen den Hintern gekehrt, ohne Spur von Athem und Leben. Selten ist in einer solchen Höhle nur eins, gemeiniglich fünf bis neun, zuweilen zwölff bis vierzehn. Früher oder später, je nachdem Gegend und Bitterung es nöthig machen, beziehen sie ihre Winterquartiere, in denen sie fast ein halbes Jahr bleiben. So fett sind sie dann, daß das Fett allein mehr als alles übrige an ihnen wiegt. Um vieles magerer verlassen sie dieselben im Frühjahr. Das Heu in ihren Höhlen scheint bloß zum weichen Lager, und nicht zur Nahrung, deren sie nicht bedürfen, bestimmt zu seyn, denn ganz leer findet man ihren Magen und wie ausgewaschen, noch ehe sie sich schlafen legen. Im Winter ist er wie zusammengeschrumpft. Alle Jahre erneuern sie ihr Heubette und schaffen das alte fort. Aber jenes berühmte Fuhrwerk, daß ein Murmelthier sich auf den Rücken legt und die Beine in die Höhe recken soll, um eine Ladung Heu aufzunehmen, worauf dann dieser Heuwagen von einem andern Murmelthiere am Schwanz nach der Höhle gezogen werden soll, ist eine bloße Fabel. Weder die Menge des Heues, noch auch der vom Schanzgraben etwas kahlere Rücken beweisen etwas für jenes Vorgeben. Sie tragen das Heu mit dem Maule ein, so daß es wie ein Knebelbart an beiden Seiten heraus steht. Das lockere streichen sie mit den Pfoten sorgfältig ab. Auch hilft bei dieser Zubereitung des Winterlagers alles zusammen. Sie treiben aber dieses Geschäfte nur, wenn sie von Niemand bemerkt werden. Sobald die belebenden Strahlen der Frühlings-Sonne auch in ihr Lager zu dringen anfangen und sie aus ihrem Schlafe erwecken, so stoßen

sie den Zapfen, der den Eingang verstopft, nicht eigentlich heraus, sondern sie schieben ihn vielmehr nur an die Seite, um wieder davon Gebrauch machen zu können. Sobald sie aus ihrem Winterquartiere kommen, eilen sie an eine Quelle, und trinken und erbrechen sich so lange, bis das Wasser ganz rein von ihnen geht. Hiedurch verhüten sie, daß, wenn etwa noch etwas altes in ihrem Magen läge, es nicht in Fäulniß übergehe. Jetzt sind sie wie neugeboren und treiben tausend Possen miteinander. Gräbt man sie mit Vorsicht aus, so findet man sie schlafend, und sie erwachen dann an der Sonne oder in einem warmen Zimmer sehr bald und fangen an zu schnarchen und sich taumelnd hin und her zu bewegen. In warmen Zimmern bleiben sie wachend, doch muß man sie zum Fressen fast zwingen. Versetzt man sie aber in ein kaltes, so tragen sie alles, was sie habhaft werden können, Lumpen, Stroh u. d. m. zusammen und bereiten sich ein Lager. Im April oder May sorgen sie für ihre Nachkommenschaft. Das Weibchen trägt sechs Wochen und wirft zwei bis vier Junge. Die Winterhöhle ist ihre Wochenstube. In kurzer Zeit sind die Jungen schon recht flink auf ihren Beinen. Die Mutter bewacht sie mit großer Sorgfalt. Fängt man sie in diesem Alter, so lassen sie sich zähmen und zu mancherlei Künsten abrichten. Ein solches Thier ist dann der ganze Reichtum eines herumziehenden Savoyarden. Manchem war es die erste Stufe zu seinem künftigen Wohlstande. Er sammelte sich allmählich so viel, um einen kleinen Handel anzufangen. Die Genügsamkeit, die er während des Herumziehens mit seinem guten Thiere gelernt hatte, kam ihm auch jetzt zu statten, und er stieg immer weiter empor. Aus selbst ist ein solcher bekannt, der auf diese Weise Stifter einer angesehenen Familie wurde, und zur Erinnerung an seinen bescheidenen Anfang einen Savoyarden in sein Wappen aufnahm.

Man kann die Murmeltiere auf verschiedne Art fangen. Ein sehr geduldiger Jäger darf oft lange und schon vor Tages Anbruch versteckt harren, bis er eins

zum Schusse bringt. Wird er bemerkt, so warnt ein Pfiff alle, und die Gesellschaft versteckt sich dann in ihrem Baue. Man muß daher vorzüglich die Schildwache zu erlegen suchen. Wenn die Gesellschaft auf diese Art ein Mitglied einbüßt, so hält sie sich lange verborgen. Das Ausgraben ist immer das angenehmste und sicherste, um ihrer habhaft zu werden. Man muß aber schon im Voraus den Gang zu ihrer Winterwohnung sondirt und bezeichnet haben, und ja nicht eher nachzugraben anfangen, als bis sie fest eingeschlafen sind. Sonst graben sie sich neue Ausgänge oder verstecken sich. Doch findet in dem Falle der Gräber einen kleinen Lohn seiner Mühe in dem Heu, das seinen hungrigen Ziegen und Lämmern zu statten kommt. Man stellt auch eiserne Fallen und Steinplatten auf Stellholzern auf; so wie sie diese umstossen, werden sie erschlagen. Leicht verschucht das Geschrei der in Fallen gefangenen die übrigen. Ihr fettes Fleisch ist zwar hart und schwer zu verdauen, doch essen es die Schweizer zumal geräuchert sehr gern. Siedet man es, so gibt es eine milchweiße Brühe. Man empfiehlt es Wädhnerinnen. Das Fett dient als Del in die Lampen, auch soll es sehr heilsam in manchen Krankheiten seyn, und den Balg kann man als Pelzfutter gebrauchen. Auch sie gehdren unter die Thiere, die ein richtiges Vorgefühl von der Aenderung des Wetters haben. Wenn man sie auf den Alpenhöhen nicht spielen sieht, so kann man auf den andern Tag Regen erwarten. Zuweilen sollen sie durch Auswerfen des Schuttes beim Graben verborgene Erzgänge verrathen haben.

Auch Asien besitzt im Bobuk (M. Bobac, le Bobac 151) ein Murmeltier. Es sieht etwas angenehmer aus, als der Alpenbewohner. Die kurzen gelblichen und die längern dunkeln Haare geben dem ganzen Thiere ein gestreiftes Ansehen. Ziemlich weit ist seine Haut und an den Beinen fast sackförmig. Auf sonnigen Abhängen und mäßig hohen Berggrücken des mittlern und gemäßigten Asiens, bis gegen Kamtschatka und China hin, wohnt der Bobuk. Er gräbt sich sehr tiefgehende Höhlen und

mehrere Kammern mit Neben- und Fluchtröhren, und arbeitet sich selbst in hartes Gestein hinein, so daß man oft am Eingange seiner Höhle Kupfererze liegen sieht. Denn alles, was er löswühlt, schafft er heraus, so daß es in kleinen Häufchen an der Mündung seiner Höhle liegen bleibt. In hartem Grunde vereinigen sich mehrere zur Arbeit; in weichem weniger. So scheint demnach das Gefühl des Bedürfnisses vereinigter Kraft und eines gesellschaftlichen Bestandes zu harter, und ihrer Entbehrlichkeit bei leichterer Arbeit diesen Thieren eigen zu seyn. Sie machen sich vom feinsten Grase weiche Nester. Wenn sie bei warmem Sonnenscheine Morgens und Mittags ihrer Nahrung wegen ihren Bau verlassen; so entfernen sie sich nie weit von ihm. Sorgfältig wacht eins von ihnen, ob es sicher in der Gegend ist, und auf einen warnenden Pfiff eilt alles der Höhle zu. Auch sie fressen bloß Pflanzen, in der Gefangenschaft aber, außer Kohl, auch schwarzes Brod und Aepfel. Wasser saufen sie nicht, wohl aber Milch, wenn man ihnen welche gibt, und ihren Harn. Sehr drollig sehen sie auf den Hinterbeinen sitzend aus. Sie wehren sich dann sehr tapfer gegen den sie bedrohenden Stock mit den Vorderfüßen. Mit diesen fassen sie auch ihre Speise in eben dieser Stellung. Uebrigens sind sie ungemein friedliche Thiere und vertragen sich auch mit fremden recht gut. Kommt ein solches in ihren gesellschaftlichen Kreis, so zwicken es alle ganz sanft. Es muß dieß eine Art von Gruß seyn, denn sie gewöhnen sich gleich zusammen. Nie streiten sie sich um das Essen, und wenn auch eins dem andern etwas vor dem Maule wegnimmt. Gewöhnlich trifft man nur ein Junges mit seiner Mutter an, obgleich sie höchst vermuthlich deren mehrere wirft. Man findet immer mehr Weibchen, als Männchen.

Junge Bobuke sind sogleich zahm, ältere werden es bald. Gar gern lassen sie sich vom Menschen kranken, kommen selbst herbei, um ihn gleichsam darum zu ersuchen und kniepen sanft mit den Zähnen, wobei sie grunzen und murren, was ein Zeichen der Freundschaft und des

Wohlbehagens zu seyn scheint. Auf dem Rücken lassen sie sich nicht gern angreifen. Sie laufen dann grunzend davon, oder setzen sich auf die Hinterbeine. Sehr reinlich sind sie und entledigen sich ihres Unraths immer an einem besondern Orte, haben dazu auch in ihrem Baue eine eigne Röhre. Im Fliehen sind sie sehr ungeschickt und stoßen allenthalben an. Im Schlafe nehmen sie, auf den Hinterbeinen sitzend, eine kugliche Stellung an und stecken ihre Schnauze zwischen die Vorderfüße. Sie zwingen ihren Leib durch jedes noch so enge Loch, wenn sie nur erst den Kopf durchgebracht haben. Gern machen sie sich, wenn sie in häuslicher Sklaverei leben, ein Bett von Wolle, Berg u. d. m. zurechte, steigen aber auch in kalten Nächten gern in die Betten der Menschen. Im Herbst bezieht der freie Bobuk sein Winterlager in seinem Baue, und sinkt nun in eine Betäubung, in der er nichts genießt. In warmern Zimmern schläft er im Winter nicht unausgesetzt, nimmt aber doch sehr wenig Speise zu sich. Der Frühling belebt ihn und macht auch den zahmen Bobuk etwas lebhafter und wilder.

Die Kalmucken stellen vor den Höhlen der Bobuke sackförmige Netze auf. Getrost stecken sie ihren Kopf und ihre Füße durch die Maschen, und sind nun gefangen. Wie auch mit Stellhölzern wir in der Abbildung eins sehen, wissen sie ihrer habhaft zu werden, oder sie treiben die armen Thiere mit Wasser aus ihrem Baue heraus. Ihr Fleisch essen sie, des Fettes bedienen sie sich zur Bereitung des Leders, und der Wälge zu Pelzen.

In Canada und so weit die nördlichen Gegenden von America bekannt sind, wird das canadische Marmelthier (*M. Canadensis*, *le Siffleur* 132) angetroffen. Es hat mit dem Bobuk in seiner Gestalt und seinen Sitten manche Aehnlichkeit. Seine Farbe ist oben braun; sie scheint aber durch die hellen Spitzen der Haare gleichsam wellenförmig überlaufen. Unten ist etwas röthlich beigemischt. Indessen wird sie auch von andern anders beschrieben und es ist immer schwer, bei Thieren, die noch nicht genau beobachtet sind, darüber entscheidend zu

sprechen, da ja, wie bekannt, Alter, Fahrzeit, Nahrung u. d. m. darin eine Verschiedenheit hervorbringen können.

Recht in der Mitte zwischen den Marmelthieren und dem Hamster steht das Erdzeiselchen (*M. Citellus*, *le Ziesel*, *Suslik*, *Ziesel*, *Wilgmaus*, polnische Ratte 155), dessen Aussehen angenehm ist. Mit jenen hat es vieles in seinen Sitten, seiner Gestalt, seiner Farbe, mit diesem die Größe und Backentaschen gemein. Die zunehmende Cultur in Europa scheint dieses Thier bald ganz aus diesem Welttheile vollends zu verdrängen, nur selten findet man eins in Oesterreich und Böhmen, desto häufiger aber in Rußland, Sibirien, der Tartarei bis nach Persien und Indien. Hier sieht man auch verschiedne schöne Spielarten desselben. Dürrer, sandiger, thoniger Boden ist das Element der Erdzeiselchen. Wälder und Sümpfe vermeiden sie und suchen freies offnes Feld. Hier bewohnt jedes für sich selbst eine selbstgegrabne oder von andern verlassne Höhle. Die Männchen wohnen nicht so tief in der Erde, als die Weibchen, die die Mutterliebe tiefer, oft anderthalb Klafter, graben lehrte. Drei bis acht blinde, nackte, ziemlich unförmliche Junge werfen sie. Sie wachsen bald heran, verrathen nur durch den größern Kopf und die Ungeschicklichkeit ihre Jugend, werden aber häufig eine Beute der Raubthiere. Schon ein Tag reicht hin, diese zahm zu machen, daß sie sich die Kette und die Nähe der Menschen ohne Zeichen von Furchtsamkeit gefallen lassen.

Die Höhlen der Erdzeiselchen sind länglich, gewölbt, mit trockenem Grase ausgefüllt und halten etwa einen Schuh im Durchschnitte. Nach dem Alter des Thieres haben sie mehr oder weniger Gänge, die aber alle, bis auf Einen, mit Erde verschlossen sind: dieser offne dient ihm im Sommer zu seinem Aus- und Eingange. Begibt es sich zu seiner Winterruhe, so stopft es auch diesen zu, gräbt aber in Vorrath einen neuen bis gegen die Oberfläche hin. Ihn bricht es erst vollends bei seinem Erwachen im Frühlinge durch, und bedient sich für dieses

Fahr seiner zum Aus- und Eingange. Aus der Zahl der verschlossenen Gänge kann man daher schließen, wie viele Jahre ein Erdzeiselchen schon diese Höhle bewohne. So fett es zur Ruhe gehe, so mager erwacht es aus derselben. Weizen, Korn, zarte Kräuter, Beere sind ihre Nahrung. Aber auch thierische verschmähen sie nicht. Nach der Mahlzeit wird der Pelz fleißig gekämmt und gepuzt, wobei sie sich die Vorderpfoten ablecken. Die Zahmen fressen Fleisch, Getreide, Obst, Brod. Um Futterkorn fressen sie in Kornbehältern überwintern und dann nicht erstarren. Sie trinken wenig Wasser, Milch auch desto lieber. Wenn sie aber mit leerem Magen aus ihrer Höhle kommen, so essen sie anfangs sehr wenig, ein trefflicher, wohlthätiger Instinct, den ein gütiger Schöpfer in sie legte. In ihren Backentaschen tragen sie für kühle, regnige Tage Vorrath ein; an diesen thun sie nun weiter nichts, als essen und schlafen. In warmen Tagen sind sie aber sehr lebhaft, springen viel herum, und oft veranlaßt die Eifersucht blutige Kämpfe unter den Männchen. Nach sie blicken, auf den Hinterbeinen sitzend, neugierig um sich, und warnen durch starkes Pfeifen, wenn eine Gefahr die sichere Höhle aufzusuchen anrath. Sie werden sehr leicht zahm; die Weibchen behalten jedoch immer etwas Bissiges. Diese sind — auch unter den Erdzeiselchen weit redseliger, als die Männchen, und lassen ihre pfeifende Stimme viel öfter hören, in der man nach dem verschiedenen Wohnort auch eine Verschiedenheit bemerkt haben will.

Man fängt sie mit Schlingen und Fallen, gießt Wasser in ihre Höhlen, um sie herauszujagen, oder gräbt ihnen nach. Ihr Fleisch ist besonders im Herbst fett und schmackhaft. Die vornehmen Kalmucken lassen es mit ihrem Pferdebranntwein auf eine Art zurechten, daß es wie Ferkel schmeckt. Schon die Alten kannten und aßen es unter dem Namen polnische Ratte. Das Pelzwerk, das sie geben, ist gut, leicht und warm, der Menge wegen aber so wohlfeil, daß tausend Bälge nur acht bis zehn Rubel kosten. Die Korjacken und Kamtschadalen

verbrämen damit ihre Sommerkleider, und die hungarischen Bauern machen Geld- und Tabackbeutel daraus.

Was das Erdzeiselchen sich nur ins Kleine und mit einiger Bescheidenheit erlaubt, nämlich für kalte, regnige Tage, in denen ihm auszugehen beschwerlich wäre, einen kleinen Vorrath an Futter bereit zu halten, das treibt der Hamster (*M. Cricetus*, *Hamster* Kornferkel, Erdwolf, Grutschel) ins Große, und oft in einem Grade, der seine Bedürfnisse weit übersteigt. Wir sehen den eigentlichen Hamster (155), so wie die schwarze Abart (154), in deren Bau und Sitten keine auffallende Verschiedenheit statt findet, so höchst verschieden auch ihre Farbe ist. Denn jener hat blaßgelbe Backen, eine weiße Schnauze, einen hasenfarbigen Rücken. Gegen die Seiten zu ist er etwas fuchsroth. Die ganze untere Fläche des Thieres ist schwarz, nur machen die blaßgelben Stellen zu beiden Seiten eine Unterbrechung dieser Farbe. Am schwarzen Hamster hingegen ist alles schwarz, bis auf die weiße Schnauze, den Rand der Ohren und die Füße, die weiß sind. Man hat aber auch schon fleckige, gelbliche und ganz weiße Hamster gesehen. Der Körperbau des Hamsters ist unproportionirt. Er hat einen kurzen, stumpfen, dicken Kopf, einen kurzen Hals, einen langgestreckten, dicken Körper, der etwas über einen Schuh Länge hat, einen halbnackten, unbedeutenden Schwanz. Die gespaltene Oberlippe macht, daß der Mund stets geöffnet ist und vier Schneidezähne hervorsehen. Die weite Haut, die die Kinnladen überzieht, bildet die dem Hamster so wichtigen und bequemen Backentaschen. Sie bestehen aus zwei eyrunden, häutigen Säcken, die außen glänzend glatt, innen aber mit schleimigen Drüsen besetzt sind. Diese feuchten die Körper, die der Hamster beim Eintragen in diese Säcke preßt, etwas an, so daß sie die Haut nicht beschädigen. Die kleinen Augen stehen hervor, und die Ohren sind groß, zugerundet und fast nackend. Die Vorderfüße haben vier, die etwas höhern Hinterfüße fünf Zehen, die Fußsohlen sind voller Wülste, die Nägel lang und scharf.

Sehr häufig ist der Hamster im südlichen Rußland, in Sibirien, Pohlen, Ungarn, Böhmen, und auch in Deutschland, zumal dem übrlichen, ist er so wenig selten zu nennen, daß man einst allein im Gothaischen 54000 getödtet hat. Ueber den Rhein scheint er sich nicht ausgebreitet zu haben. Er liebt einen mäßig trocknen, festen Boden, am liebsten Ackergrund, so wie er hingegen nasßes, steinigtes, sandiges, sumpfiges Land vermeidet. Sein unterirdischer Bau, den er in einer Tiefe von drei bis fünf, ja wohl auch mehr Fuß sich anlegt, verdient unsre Aufmerksamkeit. Er besteht aus mehrern Kammern, und theils schrägen, theils senkrechten Röhren. Die Kammern sind oben gewölbt und ganz glatt. Eine von ihnen dient zum Wohnzimmer. Zwei Röhren, eine senkrechte und eine schräge mit Biegungen, führen in dasselbe; die schräge heißt der Auslauf. Durch sie geht er ins Freye, scharrt auch mit seinen Pfoten die losgearbeitete Erde und den Urath durch sie hinaus, wozu er sich auch seiner Backentaschen zuweilen bedient. Die senkrechte heißt das Fallloch; durch dasselbe stürzt er sich, wenn er verfolgt wird, oder mit Beute beladen nach Hause kommt, in seine Wohnung hinab. An diesem erscheint er allemal erst, um sich, ehe er ausgeht, umzusehen, ob er trauen darf, und dann, wenn es sicher ist, geht er zurück, und tritt durch die andre Oeffnung seine räuberischen Beschäftigungen an. Andre Röhren verbinden diesen Wohnplatz mit zwei bis fünf größern Vorrathskammern. Vollkommen glatt sind diese Röhren inwendig. Im Winter verstopft sie der Hamster in ihrer Mitte mit Erde. Das Weibchen hat ein niedriges, aber etwas weiteres Wohnzimmer mit einer schrägen Ausgangsröhre und mehrern Fallöchern. Durch diese wird den Jungen die Flucht erleichtert. Bei diesem ist keine Vorrathskammer, weil während der Schwangerschaft und Niederkunft nicht eingetragene wird. Im Winter wohnt jeder Hamster für sich allein, und hat auch seine eignen Vorrathskammern. Dieses bissige und unerträgliche Thier mag Niemand neben sich leiden. Vom allerfeinsten Stroh und den Blattsch-

den des Getreides macht es sich in seiner Wohnung ein Lager; gröberes Stroh dient ihm als Unterlage in seinen Magazinen. In Gärten legt es seine Wohnung unter Wurzeln, auch unter Mauern an.

Der Hamster frisst alles, was er habhaft werden kann, Fleisch, Früchte, Kräuter, Saamen. Im Frühjahr und Sommer nährt er sich mit grünen Kräutern, von denen er wohl auch einige in seine Wohnung trägt, um sie hier mit Gemächlichkeit zu verzehren. Ins Magazin kommt aber davon nichts. Etwas später frisst er Getreide, Bohnen, Erbsen u. d. und besonders Leinknoten. Je näher es dem Winter zugeht, um desto stärker erwacht sein Trieb, sich einen Vorrath einzusammeln. Was er von Körnern auf der Erde findet, das liest er zusammen, weiß unglaublich geschwind das, was noch in Hälsen steckt, auszuhäulen, und von allem Urath zu reinigen. Er fällt seine Backentaschen so, daß sie stroßen, eilt dann in sein Magazin, streift mit den Vorderpfoten die Taschen aus und packt seinen Vorrath so aufeinander, daß man etwas Mühe hat, ihn auseinander zu bringen. In der männlichen Vorrathskammer liegt alles Sortenweise, bei den Weibchen, die etwas später zum Einsammeln kommen, weil ihnen die Sorge für ihre Jungen Zeit wegnimmt, und die daher eilen müssen, herrscht diese Ordnung nicht. Doch scheint diese mehr die Folge der verschiedenen Zeit, zu welcher die Ernte der verschiednen Getreidearten beginnt, wobei der Hamster Machernte hält, als eines besondern Instincts zu seyn. Merkwürdig ist dieser hingegen in der Rücksicht, daß er, sobald der eingetragne Saame zu keimen anfangen will, die Keime abbeißt, oder auch die Magazine tiefer verlegt. Er sammelt mit großer Emsigkeit. Fleischspeise verschmährt er nicht ganz. Er frisst nicht nur Käfer, sondern er fängt auch Vögel und Mäuse. Dem Vögeln lähmt er die Flügel, damit sie ihm nicht mehr entfliehen können. Ganz verzehrt er die Mäuse, fängt mit dem Gehirn an und läßt nichts übrig, als die Haut. Ja die Hamster fressen sich zuweilen untereinander auf. Im Trinken sind sie

sehr mäßig und können es fast ganz entbehren. Zuweilen sollen sie ihren eignen Harn saufen. Für ihren übelriechenden Urath haben sie eine eigne Röhre. Beim Fressen setzt sich der Hamster auf die Hinterbeine, und oft pußt er sich in dieser Stellung mit seinen Vorderpfoten. Vor Anbruch des Tages und nach Sonnenuntergang geht er seiner Nahrung nach. Den Tag über ruht er wie eine Kugel zusammengeballt. Klettern kann er nicht, auch ist er kein besonders fertiger Fußgänger, und sein Gang hat eine Aehnlichkeit mit dem des Igelts. Aber im Graben leistet er desto mehr. Mit den Vorderfüßen scharrt er und nimmt, wo die Erde zu hart ist, seine Zähne zu Hülfe, wirft das, was locker ist, mit den Füßen hinter sich, und schiebt den Haufen, der sich hinter ihm gesammelt hat, rückwärts gehend mit dem Hintern zu seiner Höhle hinaus. Die Backentaschen haben dabei nichts zu thun, wie Einige vermutheten. Nicht immer einerlei Laut läßt der Hamster von sich hören. Wenn er seinem Fraße nachgeht, so vernimmt man von ihm Töne, die mit dem, was man das Poltern in den Gedärmen nennt, Aehnlichkeit haben; quält man ihn, so schreit er wie ein Schwein, das Schmerzen empfindet, und in der Angst und im Unwillen murrer er. Er ist überhaupt sehr grollmüthig und bissig, wehrt sich seiner Haut mit Hestigkeit, und kann in kurzer Zeit wohl ein anderthalbzölliges Brett durchnagen. Nur wenn er gerade seine Backentaschen voll hat, ist er wehrlos. Aber sobald er sie ausgeleert hat, dann stoßt er die Zähne klappernd zusammen, athmet schnell und laut mit einem schnarchenden Wechzen, bläset seine Backen auf, richtet sich auf seine Hinterbeine und springt nach seinem Feinde, um ihn zu verfolgen, selbst wenn es ein Mensch oder ein Pferd wäre. Mit der größten Hestigkeit beißt er sich ein. Unter zwei Hamstern, die sich nicht ausweichen können, entsteht unter durchdringendem Geschrei ein Kampf auf Tod und Leben, der sich nie anders endigt, als daß der schwächere getödtet und aufgefressen wird. Ja, mehrere miteinander eingesperrte Hamster reiben sich untereinander

auf, so daß nur einer übrig bleibt. Selbst dem, der diesem kühnen wilden Thiere in seinem Baue nachgräbt, setzt sich der erwachsne männliche Hamster entschlossen entgegen; die Andern suchen sich in dieser gefährlichen Lage durch Wühlen zu retten. Die Weibchen lassen ihre Jungen, die nun, wenn sie groß und stark genug dazu sind, sich mit Graben helfen müssen, im Stiche, suchen ihr Heil in der Flucht, und verstopfen hinter sich den Eingang, daß die Jungen nicht einmal folgen können. Mit Recht erstannen wir, hier den sonst so rührenden Instinct der mütterlichen Liebe in einem so geringen Maaße zu finden. Ein sonst wohlbewaffnetes und kühnes Thier flieht, indeß der kleine Vogel schützend seine Flügel über die bedrohten Kleinen breitet, und mit seinem Schnabel sich auch gegen den überlegensten Feind zu wehren sucht, und die schwache Heune ihrer Brut zu lieb sich zornig dem grimmigsten Hunde entgegen wirft. Aber gewiß auch dieser geringe Grad von Mutterliebe ward dem Hamsterweibchen nicht ohne weise Absicht eingeplant. Wäre er größer, wüßte er seine Jungen trauer zu schützen, erfindischer zu retten, so würden ihrer zu viele heranwachsen, da schon die, die den Gefahren ihres Jugendalters entgehen, zahlreich genug sind. So mußte hier auch der Grad des Instinctes mit zur Erhaltung des Gleichgewichts beitragen.

Am April ist die Zeit ihrer Begattung, wobei oft die blutigsten Kämpfe unter den Männchen vorkommen, und selbst das Ehepaar trennt sich nach vollzogenem Bewollungsgeschäfte meistens im Zank; auch betragen sich beide Gatten, wenn sie sich hernach begegnen, ziemlich feindselig. Es bleibt aber nicht bei Einem Wurf für jedes Jahr. Sechs bis neun blinde, nackte Junge wirft das Weibchen. Sie bringen alle ihre Zähne schon mit auf die Welt. Nach vierzehn Tagen fangen sie bereits an zu wühlen, und in drei Wochen vermögen sie schon ihren Unterhalt selbst zu suchen. Jetzt leidet sie die Mutter nicht mehr um sich. In einem Jahre sind sie völlig ausgewachsen. Man rechnet das höchste Alter, das ein

Hamster erreichen kann, auf sieben bis acht Jahre. Gewisse Umstände müssen zuweilen ihre Vermehrung mehr als sonst begünstigen, so daß ihrer eine ungewöhnliche Menge gefunden wird. Und doch arbeiten eine Menge Geschöpfe unaufhörlich an ihrer Verminderung. Irtisse, Miesel, Marder, Katzen, Raubvögel stellen ihnen nach, Milben zerbeißen sie so, daß sie räudig werden, Wandwürmer leben in ihrem Innern. Ihr gefährlichster Feind ist der Mensch, der sogar einen Preis auf ihren Kopf gesetzt hat. Die vielerlei Arten, die man erdacht hat, um die Hamster zu tödten, beweisen, für wie schädlich man sie hielt. Am gemeinsten ist das Ausgraben. Der Hamstergräber darf sich aber wohl in Acht nehmen, daß er ihm einen tüchtigen Schlag gibt, ehe das Thier aus seiner Höhle herauspringt; sonst springt es ihm nach Gesicht und Händen, und beißt sich so fest ein, daß es eher sich todschlagen läßt, als daß es auslässe. Oder wenn der Hamster Gefahr merkt, so wühlt es sich in der Geschwindigkeit einen neuen Gang. Mit Löpfen, die man in die Erde gräbt, über denen eine schwere Platte aufgestellt ist, daß bei der Berührung des Stellholzes die Platte fällt und den Topf mit dem Hamster verschließt; durch Einblasen eines starken Schwefeldampfs mittelst eines Blasebalgs in ihre Wohnung, durch Ueberschwemmung derselben; nachdem man zuvor die Fallscher wohl verstopft hat, durch Kügelchen aus Weizenmehl mit pulverisirten, weißen Nießwurzelblättern mit Honig vermischt, oder auch durch mit Arsenik bestreuten Brod- und Rübenwürfelchen, werden viele Tausende getödtet.

Wenn es kalt zu werden beginnt, dann begibt sich der Hamster in seinen Bau und verstopft die Röhren. Jetzt gräbt er sich eine tiefere Winterkammer, und in ihre Nähe die Vorrathskammer. Die ausgeleerten füllt er mit Erde, und seine neue Wohnung füttert er mit feinem Stroh aus. Dabei frist er fleißig von seinem Vorrath, und wird davon sehr fett. Dringt nun die Kälte tiefer in die Erde, so fällt er in den Winterschlaf, wobei er auf der Seite liegt, den Kopf unter den Bauch gezogen und



mit den Vorderfüßen umfaßt, und die Hinterfüße an den Mund hält. Er ist dann eiskalt und ohne Spur von Athemböhlen und Bewegung des Herzens. Es ist erwiesen, daß nicht bloß die Kälte, wie bei andern Winterschläfern, den Hamster in den Winterschlaf bringe, sondern daß dazu der Mangel der frischen Luft beitragen muß. Hat man doch zur Probe Hamster in mit Stroh ausgefüllten Kästen der strengsten Kälte ausgesetzt, und sie schliefen nicht ein; erst nachdem man die Kästen in die Erde grub und so der frischen Luft den Zugang verwehrte, schliefen sie ein. Auch erwachten sie, sobald man sie der Luft aussetzte, wieder, so kalt es übrigens seyn mochte. Im Frühlinge erwacht er früher oder später, je nachdem diese Jahreszeit eintritt oder sein Bau nahe oder weniger tief ist. Er spielt dann ganz die Rolle eines Schlaftrunkenen, fängt an tief Athem zu hohlen, gähnt und öffnet knurrend den Mund, öffnet blinzend die Augen, streckt und dehnt seine Glieder, will sich setzen, fällt bald auf die eine bald auf die andre Seite, und richtet sich mühsam auf seine vier Beine, was ihm unter schwerem Athemböhlen endlich gelingt. Jetzt fängt er an besser zu gehen, er macht seine Toilette, pußt und streicht sich sauber, und es steht nicht lange an, so ist er wieder der zornmüthige, räubische Hamster, der er im vorigen Jahre war. Nun wird der Vorrath vollends aufgefressen, die senkrechte Röhre etwas erweitert, die Stimmwobnung, zu der keine Vorrathskammer nöthig ist, zurecht gemacht, und die alte Lebensweise wieder angefangen.

Daß die Hamster großen Schaden thun, daß man oft im Magazine eines einzigen bis auf einen Centner Erbsen, Wicken, Gerste, Haber, Leinknoten, und zwar die besten, gesündesten Körner, findet; daß sie auch die grüne Saat beschädigen, ist un widersprechlich. Daß aber viele tausend Körner, die sie fleißig auflesen, ohne sie ganz verloren gegangen wären, daß sie oft das sammeln, was beim Binden, Aufladen u. d. m. auf die Erde fiel, das muß man auch nicht vergessen, um die Vorstellung von ihrer Schädlichkeit nicht zu übertreiben. Einigen Ersatz

leisten sie durch ihr Fell, das ein gutes Pelzfutter gibt. Nach ihrem Winterschlaf sind sie am besten. Den größten Nutzen zieht von ihnen der Hamstergräber, der nicht nur das Fell verkauft und das Fleisch benutzt, sondern auch ihre gefüllten Magazine ausleert. Wenn aber diese Hamstergräber, wie es wohl geschieht, nur um dieser willen nachgraben, und den Hamster laufen lassen, damit er im folgenden Jahre wieder für sie einsammle, so möchten wir wohl wissen, wem von beiden der Name eines Korndiebs mit größerm Recht gebühre und wer hier der wahre Hamster sey?

Von dem berühmten Wanderer, dem Leming (M. Lemmus; *le Leming* 156), sind zwei Racen bekannt, die Norwegische und die Russische. In Absicht ihrer Gestalt haben sie viel miteinander gemein, nur ist der erstere, den wir abgebildet sehen, buntgefleckt, der andre hingegen fast einfarbig fuchsgelb und kleiner. In großer Menge leben die Norwegischen Leminge in einem Theile des Sevegebirges auf der Schwedischen und Norwegischen Seite unter der Erde und unter Erdhaufen, in denen sie viele Röhren haben. Der eiförmige Kopf des Lemings ist seiner zottigen Haare wegen ziemlich dick, die Schnauze stumpf, die Nase rund und gefurcht; klein sind seine Augen und Ohren, und dicht am Kopfe liegen die letztern an. Der Hals hat eine ziemliche Breite, der Rücken ist gebogen und der kurze dicke Schwanz hat am Ende einen Winkel. An den Vorder- und Hinterfüßen befinden sich gelbliche zum Theil spitzige Nägel, und an den Fußsohlen weißgraue, ziemlich steife Haare. Er frist Wurzelwerk, das auszugraben ihm seine Vorderfüße zu Statten kommen, auch Rennthiermoos und die Rätzchen der Zwergbirke. Er verschläft nicht den ganzen Winter, läuft unter dem Schnee herum und macht sich Röhren in ihn; um durch sie Athem zu hohlen. So kurz seine Beine sind, so kann er doch sehr fertig laufen. Gegen seinen Gegner wehrt er sich mit Beißen, doch nicht sehr kräftig. Seine Stimme ist mehr ein schwaches Zischen, als ein Geschrei. Die Weibchen werfen, wie man aus der starken Vermeh-

zung schließen muß, vermuthlich mehr als einmal im Jahre fünf bis sechs blinde Junge, die schon fleckig zur Welt kommen.

Den größten Ruf haben die Leminge durch ihre Wanderungen erlangt. Ihre ungeheure, vermuthlich durch gewisse Umstände zuweilen mehr als gewöhnlich begünstigte Vermehrung, das bange Vorgefühl eines bevorstehenden Futtermangels und eines strengen Winters, scheinen in ihnen den unwiderstehlichen Trieb auszuwandern, wie in den Zugvögeln, zu wecken. Dieß geschieht nicht alle Jahre, sondern nur wenn solche Umstände eintreten, und es kann zuweilen mehrere Jahre anstehen, daß sie solche Wanderungen, die allemal ein Unglück sind, nicht nöthig haben. Wirklich hat man auch entdeckt, daß die Gegenden, die sie verlassen hatten, ein ungewöhnlich harter Winter betraf; denn der Instinct, den ihnen und andern Thieren die Vorsehung als Ersatz für mangelnde meteorologische Kenntnisse gab, täuscht sie weniger, als uns oft die besten Instrumente und vieljährige Erfahrungen täuschen. Zu der bevorstehenden großen Reise versammeln sich die Leminge in unzähliger Menge. Der in allen gleichwachsende Trieb dient statt eines allgemeinen Aufgebots. Sie verlassen nun ihr Vaterland, die Alpen, die Nordland von Schweden scheiden, und wandern theils durch Nordland, theils durch Finnmarken nach der Westsee, theils durch das schwedische Lappland nach dem Bohnischen Meerbusen zu. In ununterbrochenen, geraden Linien marschieren sie so, daß Menschenhände keine geraden Furchen ziehen könnten, als diejenigen sind, die die gefräßigen Zähne und die Tritte der Leminge auf Neckern und Wiesen zurück lassen. Mühen sie auch Quellen, Wasserfälle, Strudel, Moräste, Seen, Gebüsche auf ihrem Wege antreffen; mitten durch sie hindurch geht der Zug in Schnurgerader Richtung fort, und keine Gefahr noch Hinderniß kann sie aufhalten, wenn gleich diese Hartnäckigkeit vielen Tausenden das Leben kostet. Ja selbst die sonst auch Thieren so theuere Mutterpflichten machen hier keine Ausnahme. Denn wenn eine im Zuge

wirft, so nimmt sie ein Junges ins Maul, ein andres auf den Rücken, die übrigen überläßt sie ihrem Schicksale, nur um nicht aus ihrem Gliede treten zu dürfen. Begegnen sie einem Menschen, so gehen ihm die, die es gerade trifft, zwischen den Beinen durch, und beißen, wenn er nach ihnen schlägt, wüthend in seinen Stock. Kommen sie an einen Haufen Heu oder Getreide, so nagen sie sich lieber durch, als daß sie einen Umweg machten; stoßen sie auf einen Felsen, so gehen sie zwar am Fuße desselben herum, aber in einem so schönen Halbzirkel, daß sie dann zuverlässig wieder auf die Linie kommen, auf der sie, wäre der Fels nicht im Wege gewesen, geblieben wären; schwimmen sie durch einen See oder Strom, so wird keine Gewalt des Wassers die regelmäßigen Parallellinien ihres Zuges in Unordnung bringen, und befinden sich Fahrzeuge darin, so klettern sie darüber, um ja nicht die gerade Linie verlassen zu müssen. In eben der bewunderungswürdigen Ordnung sollen sie sich untereinander selbst Schlachten liefern; denn sie sind, trotz ihrer Kleinheit, doch sehr gallichter, reizbarer Natur. Auch gegen den Menschen wagen sie sich, wenn er sie beleidigt, zu setzen, stellen sich auf die Hinterbeine, grunzen und beißen ihn an und klammern sich wohl an seinen Knien oder an seinem Stocke fest. So ungeheuer die Zahl dieser auswandernden Leminge ist, so fehlen doch auf dem Rückzuge, der in der nämlichen Ordnung angetreten wird, viele Tausende. Die Raubthiere und das Wasser, vielleicht auch die Anstrengung, kosten ungemein vielen dieser armen Emigranten das Leben, und nur die geringere Anzahl sieht ihre Heimath wieder. Für den ersten Augenblick könnte man die Erscheinung solcher gefräßigen Thiere, in so großer Menge, als eine der entsetzlichsten Landplagen betrachten, von der sich nichts anders, als gänzliche Zerstörung des Erntesegens, da wo sie hinkommen, erwarten läßt. Allein die Vorsehung, die so gern mit unvermeidlichem Schaden auch eine Vergütung verband, wußte die Bewohner der Länder, in die die Leminge ziehen, hinlänglich zu entschädigen. So wenig wahren

Werth der Leming selbst hat, so ist doch sein Gefolge desto kostbarer. Der Spur dieser Züge folgen Rennthiere, Schneefüchse, Rosenmacke, Bären, Hermeline und andre Raubthiere, die das Fleisch der Leminge lieben, so daß jene durch ihr zum Theil genießbares Fleisch und ihre kostbaren Pelze dem Landmann für das belohnen, was die Leminge verzehrten. So weiß eine gütige Vorsehung sich kleiner und an und für sich selbst schädlichen Thiere gleichsam als einer Lockspeise zu bedienen, um edlere und nützlichere Geschöpfe aus unwegsamem Eindden hervorzuführen, und dem Menschen in die Hände zu liefern!

Das Fleisch der Leminge wird von den armen Lappen häufig gegessen, ob man es gleich für giftig ausgehen wollte. Vielleicht entstand diese Meinung daher, weil man bemerkte, daß die Hunde bloß den Kopf und die Raubvögel bloß die Eingeweide fressen. Uebrigens weiß der Aberglaube, ein Kraut das vom Nordpol bis zum Südpol nur zu gut gedeiht, vom Leminge allerlei Sonderbarkeiten zu erzählen. Fast allgemein glaubte man noch, die Leminge fallen aus den Wolken. Wir selbst sind nicht abgeneigt zu glauben, daß jezweilen schon das geschehen seyn möge, wenn etwa ein Rabe oder eine Gänse den Leming, den sie in ihr Nest tragen wollten, beim Anblick eines stärkern Räubers, in der Angst fallen ließ. Ohnehin ist ein aus der Luft fallender Leming noch lange kein Mondstein, und haben doch an solche recht kluge Leute in unsern Tagen zu glauben angefangen. In Norwegen stellt man zuweilen Gebete gegen diesen Leming: Regen an, was doch noch lange nicht so arg ist, als das Gebet gewisser Küstenbewohner, daß Gott den Strand segne, und viele Schiffe verunglücken lasse, damit man sich nach dem Straubrecht in die Trümmer des Eigenthums unglücklicher Menschen theilen könne. Der Lappländer glaubt noch bis diese Stunde steif und fest, wenn der Zug Leminge von Osten herkomme, so werde Schweden mit Rußland, wenn er aber von Westen herkomme, mit Dänemark Krieg bekommen. In der That, die

nordischen Hölse sollten gegen solche Verräther ihrer Staatsgeheimnisse eine Coalition machen, damit der politische Lappländer sie nicht zu frühe erführe. Schade nur, daß die Leminge bei ihren Wanderungen mehr von der Witterung und Nahrung, als von der Politik abhängen!

Sonderbar ist der Anblick der Blindmaus (M. Typhlus, Slepez 137). Ihr Kopf ist breiter als ihr Leib, oben platt, an den Seiten von der Nase bis nach den Schläfen hin mit einem Hautrande und einer Haarnacht eingefaßt. Der unbewegliche Hals ist kurz, der cylindrische Leib hinten abgerundet, die Füße sind sehr kurz und hinten fünfzehig. Was an diesem Thiere aber am meisten auffällt, ist der Umstand, daß man weder Augen noch Ohren an ihm wahrnimmt. Für die letztern bemerkt man bloß eine kleine Oeffnung unter den Haaren, die in den Gehörgang führt; für die erstern aber gar nichts, nicht einmal eine Oeffnung, da wo sonst die Augenhöhler sind. Und doch kann man unter der Haut ganz deutlich kleine Augäpfel erkennen. Die Blindmaus soll stockblind seyn, was allgemein versichert wird, obgleich man hierbei die Frage: wozu denn nun die Augäpfel da sind, gern aufwerfen möchte. Ist sie es auch wirklich, so hat sie die gütige Natur durch Feinheit des Gehörs und Gefühls hinlänglich zu entschädigen gewußt. Wenn sie aus ihrem Loch hervorkommt, so hält sie beständig den Kopf in die Höhe, als horchte sie. Mit ihrem starken Gebisse wehrt sie sich tapfer, murrst dabei beständig und wehrt sich gleichsam die Zähne. Eine andre Stimme läßt sie nicht von sich hören. Sie lebt von Wurzeln. Das südliche Rußland, die Gegend um die Wolga und den Don ist ihre Heimath. Sie gräbt in schwarze Erde unter den Rasen viele Gänge, Adhren und Löcher, bedient sich im Graben der Zähne und Pfoten, seines breiten Kopfs aber als einer Schaufel, um die lose Erde in die Höhe zu heben und fortzuschaffen. Im Winter gräbt sie sich tiefer ein und macht sich ein weiches Lager aus zarten Wurzeln. Ob sie in einen Winterschlummer sinke, oder ob sie einen Vorrath für denselben eintrage und davon lebe,

ist noch nicht bekannt, wohl aber, daß das Weibchen zwei bis vier Junge wirft.

In der Form ähnelt die Scharmaus (M. Aspalax 158) ziemlich der Blindmaus. Sie hat aber Augen, die freilich sehr klein sind, und um die Ohren geht ein Rand herum. Auch hat sie einen kurzen runden Schwanz, der jener fehlt. Die Farbe des ganzen Thieres ist gelbgraulich und auf der Scheitel befindet sich ein heller Fleck. Rußland und zumal die Gegend jenseits der Schneegebirge Dauriens ist die Heimath der Scharmaus. Sie gräbt oft mehrere hundert Ellen lange Gänge unter dem Rasen in die Erde und wirft starke Erdhaufen auf. Ihre breite Nase und ihre Nägel dienen ihr dabei als Werkzeuge. Zwiebeln und Wurzeln sind ihre Nahrung, ein kurzer, schwacher, girrender Ton ist ihre Stimme. Nur mit großer Mühe wird sie gefangen. Von ihrem Nutzen oder ihrem Schaden weiß man wenig zu sagen. Und doch haben vielleicht diese unverdroßnen Minire eine nicht unwichtige Rolle in der Haushaltung der Natur, und lockern die Erde, die kein Pflugeisen durchschneidet, auf, was ja auch von den berühmigten Engerlingen, den Mäusenkäferlarven, gerühmt wird.

Tab. XXXVII. XXXXVIII.

Maus. (Mus).

Die Wurzelmaus 159. Der Ondathra 140. Die große Feldmaus 141. Die kleine Feldmaus 142. Die Ratte 145. Die Hausmaus 144. Die Tulpenmaus 145. Die Wanderratte 146. Die Brandmaus 147. Die Zwergmaus 148. Die Streifmaus 149. Die Krüffelmaus 150. Die Fleckmaus 151. Die Obmaus 152.

Ein zahlreiches, aber sehr diebisches Thiergeschlecht unter den kleinern, vielzähligen Säugethieren, ist das Mäusegeschlecht, von dem wir wenig Gutes zu sagen wissen. Indessen dürfen wir doch als ausgemacht annehmen, daß die Thiere, die zu demselben gehören, durchaus weder umsonst noch bloß um zu schaden, ihr Daseyn erhalten haben können. Auch sie müssen einen wohlthätigen Zweck für das Ganze haben, und der Nutzen, den sie stiften, muß den Schaden, den sie anrichten, überwiegen, sonst würden sie gewiß nicht vorhanden seyn. Ueber den Umfang, den einige dieser Thiergattung geben, mit welchem Grunde sie Hamster, Marmelthiere u. a. in sie aufnehmen, oder warum andere diese und andre daraus vermeiden, wollen wir hier keine Worte verlieren. Uns genügt hier erklärt zu haben, daß wir unter dem Mäusegeschlecht nur solcher kleinen, vielzähligen Säugethieren gedenken werden, die einen dünnen, schlanken, fast nackten Schwanz als Gattungscharacter besitzen.

Merkwürdig durch ihre Wanderungen, wie durch ihre öconomische Sorgfalt und eine fast unbegreifliche Thätigkeit im Einsammeln eines reichen Vorraths, ist die Wurzelmaus (M. Oeconomus 159). Ganz Sibirien, bis zum Eismeere hinauf, das östliche Daurien und Kamtschatka ist ihre Heimath. Sie liebt zu ihrem Aufenthalte tiefer liegende, etwas feuchte Gegenden zwischen Gebirgen. Findet sie den Rasen, unter dem sie ihre Wohnung aufschlagen will, etwas zu feucht, so erhdht sie ihn etwas, damit die Masse von oben weniger eindringen könne. Gemeinlich aber befindet sich ihr rundes flachgewölbtes Nest gleich unter dem Rasen. In ihm macht sie sich ein weiches Bette von zerbissenem Grase. Mehrere schräge Röhren, kaum eines Fingers dick, führen hinein und heraus. Auch laufen in diesem Wohnzimmer aus mehrere Verbindungsstände in die mit Sorgfalt gegrabnen Vorrathskammern, deren sie mehrere hat. Mit großem Fleiße trägt sie den Sommer über Wurzeln ein. Sehr sorgfältig reinigt sie diese von aller Erde, Zäsern

und Keimen. Sind sie sehr groß, so theilt sie dieselbe in mehrere Stücke und schleppt diese rücklingsgehend in ihr Magazin. Durch Abbeißen des Grases macht sie sich von dem Orte, wo sie die Wurzel ausgrub, bis zu ihrem Magazine, die Strasse etwas bequemer. Wenn man die Größe des Wurzelvorraths, da öfters in einem ihrer Vorrathskeller zehn Wurzeln liegen, betrachtet, so kann man kaum begreifen, wie es möglich sey, daß ein Paar so kleine schwache Thierchen, alle die Wurzeln ausgraben, reinigen, nach der Höhle bringen, ja sogar auch einen Weg dazu bahnen konnten. Auch liegen die Wurzeln sortenweise und recht fest aufeinander gepackt. Nat-  
terwurz, Alpennatterwurz, welscher Bibernell und andre dergleichen Wurzeln sind es, die sie eintragen. Aber sehr merkwürdig bleibt es, daß sie auch die giftige Wurzel des kleinen Kälberkropfs, der kleinen Tollrübe, genießen. Die Tungusen glauben, dieß geschehe von diesen Mäusen, um sich an ihren Festtagen trunken zu machen, wahrscheinlich, weil sie das für die größte Glückseligkeit und die höchste Festfreude halten. Im Sommer leben die Wurzelmäuse von Beeren und Kräutern. Ihre Emsigkeit, einen großen Wintervorrath zu haben, läßt vermuthen, daß sie den Winter über nicht schlafen. Auch zehren sie ihren Vorrath während dieser Jahreszeit wirklich auf. Nur ein Keller bleibt unangegriffen. Vielleicht ist sein Inhalt für die ungestümmern und regnigen Tage des Frühjahrs bestimmt. Die Tungusen graben diesen Vorräthen nach. Sie sind leicht zu finden, da die Kammern ganz nahe unter der Oberfläche der Erde liegen, so daß man, wenn sie ganz leer sind, nicht ohne Gefahr darüber wegreiten kann. Die männlichen Wurzelmäuse scheinen vorzüglich den Bau und die Ausbesserung der Wohnungen, die weiblichen aber die Herbeischaffung des neuen Vorraths für den nächsten Winter zu besorgen, und beide verrathen darin einen Geschlechtscharacter, der auch unter den Menschen angetroffen wird. Mehrere Male im Jahre wirft das Weibchen, das während der Begattungszeit sehr nach Wisam riecht, zwei bis

drei Junge, und eben daraus mag sich die außerordentliche Vermehrung erklären lassen, die zum öfters starke Auswanderungen veranlaßt. Diese bemerkt man vorzüglich bei den Kamtschadaiischen Wurzelmäusen. In zahlreichen Haufen ziehen sie in gerader Linie gegen Nordwesten, schwimmen über Flüsse, Meerbusen und Seen, und lassen sich nicht abschrecken, wie viele auch von Fischen und Raubvögeln, von Füchsen und andern Thieren, die ihren Zug begleiten, verschlungen werden. Zwei Stunden, in Einem fort, kann ein solcher Zug währen. So gehen sie um den großen penschinschen Meerbusen herum südlich bis gegen den 57. Grad der Breite, wo sie im Julius ankommen. Im October kehren sie auf dem nämlichen Wege wieder nach Kamtschatka zurück, und bringen freilich viele Hundert ihrer alten Reisegesellschaft nicht wieder mit sich. Man hält diese Auswanderungen für ein Zeichen einer stürmischen und nassen Witterung, die bald eintreten wird, und es ist sehr zu vermuthen, daß das Vorgefühl derselben der vorzüglichste Grund derselben seyn möge. Denn unsre Leser wissen schon, daß das Thierreich Metereologen habe, die es mit dem Verfasser des hundertjährigen Kalenders getrost aufnehmen können.

Der rastlose Fleiß dieser Wurzelmäuse wird den trägen, halbwildern Nationen, unter denen sie wohnen, un-  
gemein nützlich und könnte es ihnen noch mehr werden, wenn sie von ihnen unberdrohnen Fleiß und kluge Vorsicht auf nahrunglose Zeiten hin lernen wollten. Sobald die emsigen Mäuse mit der Anfüllung ihrer Keller im Herbste fertig sind, so suchen sie die Tungusen mit Schaukeln oder auch mit bloßen Fußtritten auf, und sind sicher, sie da zu finden, wo der Rasen nachgibt. Die armen Eigenthümer ergreifen nun die Flucht und ihre Magazine werden ganz geplündert, die Tollrüben aber sorgfältig abgefondert. Die Kamtschadalen verfahren etwas schonender, lassen ihnen etwas von ihrem Vorrath zurück, und legen für das, was sie davon nehmen, getrockneten Fischrogen und andre Dinge hin, die die Mäuse nicht ge-

niesen können. Am grausamsten gehen die Jakuten mit ihnen um, die die Mäuse sammt ihren Vorräthen verzehren. Aber nicht allein Menschen treiben dieses den Wurzelmäusen so nachtheilige Gewerbe. Auch die Schweine graben die Magazine auf, und fressen die Einsammler mit dem von ihnen Gesammelten.

Doch wir müssen auch noch der Gestalt dieser kleinen und fleißigen Maus gedenken. Sie ist etwas größer als die kleine Feldmaus, mit der sie im Uebrigen manche Aehnlichkeit hat. Der Kopf und die Augen sind sehr klein, die kurzen Ohren werden von den Haaren fast ganz bedeckt; das Maul ist eng, die Vorderzähne sind hochgelb. Die schwarzen Spitzen der gelblichen Haare, die den Rücken bedecken, machen, daß dieser schwärzlich überlaufen ist; der Bauch hat eine weißgraue Farbe. So kurz auch der dünne cylindrische und kurzbehaarte Schwanz ist, so entdeckt man doch auf 60 Ringe an demselben. Er ist weiß und hat oben einen dunkeln Streif. Die Beine sind ziemlich stark, die Füße mit Schuppenringen bedeckt vierzehlig.

Bloß darin, daß bei dem Dndathra (M. Ziberhicus, le Rat musqué 140) der runde Schwanz gegen die Spitze zu flacher wird und nach beiden Seiten einen scharfen Rand bekommt, gleicht er dem Biber. Aber das war noch lange nicht hinreichend, ihn, wie Einige thäten, zu den Bibern zu rechnen, denn übrigens fehlen ihm alle Kennzeichen derselben, und er mag durch seinen Schwanz bloß dazu geeignet seyn, den Uebergang vom Mäusegeschlecht zu den Bibern zu machen. Hingegen hat er fast das Ansehen einer Wasserratte. Er ist beinahe so groß, als eine kleine Raze, hat eine kurze dicke Schnauze, innen und außen behaarte Ohren, große Augen, einen ziemlich dicken Leib, fünf mit weißen, starken Haaren ringsherum eingefasste Zehen und röthliche Nägel. Die Haareinfassung vertritt bei ihm die Stelle einer Schwimnhaut, und er schwimmt und taucht sehr gut unter. Sein Gang ist aber schlecht und wankend. Ein weiches schwarzbraunes, auf dem Rücken noch dunkleres Haar bedeckt ihn

oben, ein graues, am Bauche und an den Vorderfüßen etwas rothbraunes Haar unten. Der Schwanz ist braun. So groß der Dndathra ist, so kann er doch durch Lächer kriechen, die weit kleiner als er selbst sind. Eine starke Hautmuskulatur, vermöge der er sich zusammenziehen kann, dient ihm dazu.

An den Seen, Flüssen und Bächen des ganzen nördlichen America baut der Dndathra sein Haus. Es ist dieses ein solches thierisches Kunstwerk, daß der Biber sich nicht schämen dürfte, einerlei Gattungsnahmen mit ihm zu theilen. Die Kälte seines Aufenthalts scheint ihn dazu zu nöthigen; denn da, wo es wärmer ist, wohnt er bloß in Röhren, und erspart sich so den mühsamen Bau eines Hauses. Dieses erreicht er aus Binsen und Erde in Form eines Backofens, zwei auch mehr Fuß weit und etwa drei Zoll dick. Zu mehrerer Sicherheit überzieht er es mit einem wohl noch dreimal so dicken Flachtwerk. Sein Eingang ist über der Wasserfläche. Um aber bei steigendem Wasser trocken zu liegen, so befindet sich innen ein höheres Stockwerk, in das er sich in diesem Falle begibt. Mehrere Röhren gehen von dieser Wohnung aus; die Eine führt ins Wasser, die Andre ist bestimmt, um den Unrath des reinlichen Thieres aufzunehmen, und wieder andere führen nach den Wurzeln, von denen er lebt. Den Winter über wohnen mehrere in einem Hause und dann ist der Hauptgang verschlossen, sobald im Frühlinge der Schnee schmilzt und die Wasserhöhe zu beträchtlich wird; so begeben sie sich ans Land, halten sich da nur beständig paarweise zusammen und sorgen für eine Nachkommenschaft. Die Weibchen werfen ihre Jungen in Röhren und sorgen da für sie. Sie haben ihrer 3 — 6, und bereiten ihnen mit großer Sorgfalt ein weiches Lager. Die Männchen schweifen nur herum. Im Herbst sammeln sie sich wieder und es geht an den Bau eines neuen Hauses. Kräuter und Früchte sind in der bessern, Wurzeln in der schlechtern Jahreszeit ihre Nahrung. Sie scheinen vorzüglich die Wurzel des Kalmus sehr zu lieben. Auch Muschelthiere mögen sie

verzehren, denn man findet häufig leere Schalen vor ihrer Wohnung. Sie haben keinen Winterschlaf. Im Sommer riechen sie, zumal gegen Abend, stark nach Bilsam oder Zibeth, und es ist auffallend genug, daß man im Winter durchaus nichts davon bemerkt haben will. Doch haben sie zu diesem Behufe nicht eigene Beutelchen, wie die Zibeththiere; es sondert sich in ihnen in den zwei Drüsen am After, die auch andre Mäusearten haben, eine öhlliche Feuchtigkeit ab, der dieser Geruch eigen ist. Etwas davon theilt sich selbst der Haut und dem Blute mit, so daß jene noch darnach riecht und das Fleisch nicht für Jedermann genießbar ist. Der jung gefangene Dudathra ist sehr zahm, munter und beißt nicht. Ein alter hingegen weiß sich auch aus einem Kasten vom härtesten Holze herauszunagen.

Nützlich und schädlich kann man den Dudathra nennen. Genes wird er durch seinen Balg, den der Kürschner als Pelzwerk, und dessen Haare der Hutmacher statt der Viberhaare zu Hüten verarbeitet; dieses aber, indem er Dämme durchbohrt, durch die man Wiesen vor Ueberfluthungen zu sichern sucht. Um beider Uefachen willen fängt man ihn in Fallen, wovon man ein Kiesel als Lockspeise legt, tödtet ihn auch durch Dampf in seinem Laue, dessen Fluchtblöcher man vorher verstopft.

Durch ihre Fruchtbarkeit und Gefräßigkeit höchst verdorlich wird die große Feldmaus (*M. Sylvaticus*, *le Mulot* 141). Sie hat einen etwas größern Kopf als die Hausmaus, aber eine kürzere Schwauze. Um diese herum, wie über den Augen, stehen mehrere Borsten. Die Augen sind groß und stehen hervor, die Ohren beträchtlich, pergamentartig und fast kahl. Die Farbe dieses Thieres ist oben grau; die rostfarbigen Haarspitzen geben ihm eine röthliche Spielung. Die Schwauze, Kehle, Brust, Bauch und Füße sind weiß. Bei alten Männchen bemerkt man von der Brust bis zum After einen gelben Streifen. Das Winterkleid ist graubraun und man darf sich wohl hüten, die, welche man im Sommer, und die, welche man im Winter fängt, nicht für verschiedene Arten zu halten. Der

Schwanz ist voll zarter Schuppen, die obere Hälfte schwarz, die untere weiß. Seine Haut läßt sich leicht abstreifen.

In ganz Europa findet man diese Feldmäuse den Sommer über auf Ackerfeldern, in Wäldern und Gärten, besonders unter Gebüsch. Gern lassen sie sich im Herbst mit dem Getreide in die Scheuern führen, und verstecken sich da bis zum Frühjahr, überwintern auch sonst in Bauernhäusern. Demungeachtet graben sie sich Wohnungen in die Erde mit ein Paar Kammern und zwei Röhren, einer senkrechten und einer schrägen, zum Aus- und Eingange. Keine aufgeworfne Erde verräth ihren Aufenthalt. Die Raine sind ihnen dazu am liebsten, weil sie hier den Pflug nicht zu fürchten haben. Alle Arten von Feldfrüchten, Holzsaamen, Nüsse, Eicheln, Bucheckern, auch Beeren und Früchte sind ihre Nahrung, und sie tragen sich einen Vorrath davon ein. In der Erndte ziehen sie sich unter die aufgestellten Garben, halten von allein ausgefallenen Getreide eine fleißige Nachlese, und schälen im Winter, so hoch als der Schnee um die jungen Buchen liegt, von diesen die Rinde ab, die dann leicht absterben. Aber auch Fleisch verschmähen sie nicht. Sie holen manchen Vogel aus den Schlingen, worin er gefangen ist, wobei sie selbst zuweilen sich fangen, aber auch, wenn sie sich nicht erdroffeln, wieder losnagen; verzehren manche kleine Feldmaus, ja verschouen ihre eigne Art nicht. Reißt im Winter Futtermangel ein, so fressen sie sich untereinander selbst auf, und es kann zuweilen eine große Menge dadurch gleichsam verschwinden. Das Gehirn ist immer das Erste, was sie fressen. Doch noch auf eine andre Weise gehen oft viele Tausende miteinander zu Grunde. Ein innerer Trieb veranlaßt sie zuweilen, sich in großer Menge nach der Erndte zu versammeln, um auszuwandern. Sie steigen dann über Berge, schwimmen über Flüsse, werden aber immer weniger, indem Tausende den ihnen nachziehenden Raubthieren zur Beute werden, und andere Tausende ihr Grab in den Wellen finden. Ganz ausgestopft von ihnen ist der Magen der Hechte, die man um diese Zeit fängt. Ein merkwürdiges Beispiel, wie auch Instincte zum Verderben

des Einzelnen, fürs Ganze aber wohlthätig seyn können, um sich eines zu großen, verderblichen Ueberflusses zu entledigen! Wirklich macht auch ihre ungeheuere Vermehrung solche außerordentliche Verfügungen zu ihrer Verminderung nöthig. Denn mit den ersten warmen Tagen des Frühlings fängt das Begattungsgeschäfte an, wird alle fünf Wochen wiederholt, und das dauert bis so nahe an die Gränze des Winters fort, daß dieser manchmal die Brut hinrafft, und die armen Kleinen hungrig und ohnmächtig auf dem Schnee herumkriechen. Auf jedes Mal hat das Weibchen 4 — 12 nackte blinde Junge, die es auf ein feines, rundes Nest von Gras, Moos und Stroh wirft, und nach acht Tagen mütterlicher Pflege ihrem Schicksale überläßt. Man denke diese Nachkommenschaft einer einzigen Mutter in Einem Jahre, zumal da man Ursache zu vermuthen hat, daß sie noch in eben dem Jahre Entel genug erlebt. Natur und Kunst haben daher viel gethan, um ihrer Vermehrung Schranken zu setzen. Jene macht fast alle Raubthiere zu ihren Feinden, und widmete viele Tausende durch jenen Auswanderungstrieb einem frühern Tode; und diese, die Kunst, ersann manche Mittel sie zu tödten. Mögen immer die Arsenikkugeln wegen der schädlichen Folgen verworfen werden, so kann man mit Fallen, mit aufgestellten Steinplatten gar viele fangen. Auf die letztere Art fing Büsson innerhalb drei Wochen über drei Tausend. Eine gebratene Auz diente als Lockspeise. Treibt man Schweine dahin, wo sie hauen, so wählen sie dieselben heraus und fressen sie. Ein Landwirth hat sich auf seinem Kornboden einer alle Viertelstunden schlagenden Uhr mit gutem Erfolge bedient, um sie zu verschrecken; ein anderer nahm zu eben dem Endzwecke sein Fortepiano zu Hilfe, und that also das Gegentheil von weiland Orpheus. Von ihrem Nutzen für uns ist wenig zu sagen. Doch ist so viel gewiß, daß sie andere Thiere sättigen, die sonst vielleicht zu uns häufiger kommen und uns berauben würden.

Werklich kleiner aber für das Getreide nicht weniger schädlich ist die kleine Feldmaus (*M. Terrester*, *arvalis*, *le Campagnol*, kleine Stoßmaus. Erfahren, Acker-

maus *ic.* 142), die einen eyrunden, dicken Kopf, kurzen Hals, kleine aus den Haaren hervorstechende Ohren, einen kurzen, dünnbehaarten Schwanz und eine oben schmutziggelbe auch rothgraue, unten weißgraue Farbe hat. In ganz Europa bis nach Rußland hinein findet man sie auf Wiesen und Feldern, in Gärten und Gebüsch. In Häuser geht sie nicht leicht, zieht aber den Schnittern auf den Feldern nach, und schlägt ihre Wohnung bald auf Sommer- bald auf Winterfeldern auf, so lange die Ernte auf ihnen dauert. Sie gräbt sich in ihren Bau mit großer Fertigkeit, gibt ihm zwei Röhren zum Ein- und Ausgange, auch hat in ihm die Vorrathskammer, der Abtritt und das Schlafgemach seine besondere Abtheilung. Im letztern wird mit zermalnten Pflanzen ein weiches, warmes Lager bereitet, worauf Mann und Weib im Winter und Sommer gemeinschaftlich liegen. Sie stecken im Liegen den Kopf so tief in die Brust, daß man vom Halse nichts sieht. In der Begattungszeit, auch wenn sie geängstigt werden, lassen sie eine helle, quicksende Stimme hören. Fast alle fünf Wochen hat das Weibchen fünf bis acht Junge, die bald heranzuwachsen und am Felddiebstahl ihrer Eltern theilnehmen. Wirklich ist fast nichts, das nicht durch ihre Gefräßigkeit litte. Sie benagen die zarten Keime und Kräuter im Frühjahr, fressen die Wurzeln in Wäldern, Gärten und Feldern an, beißen die Getreidhalme ab, um die Aehren in ihre Diebshöhlen zu tragen, halten in der Erdreizeit fleißige Nachlese, lassen auch die Krautfelder nicht unbesucht, und verheeren besonders die Wintersaat unter dem Schnee, so daß man, wenn dieser aufgeht, jene oft mit hundert Kreuzgängen durchschnitten findet, die ihr gefräßiger Zahn zurückließ. Auch der Baumsaamen, Beeren und mancher Fruchtkerne verschonen sie nicht, und tragen davon, so wie besonders auch von Haser und Queckenwurzeln sich einen reichen Wintervorrath ein. Man kann daraus schließen, wie höchstverderblich sie bei ihrer starken Verzehrung seyen. Wenn nicht jezuweilen nach Regengüssen im Winter schneller Frost einträte, oder in einem nassen, kalten Sommer viele Tausende erdbissen, verhun-



gerten oder auch erfröhen, so würden sie eine der furchtbarsten Landplagen werden. Die meisten Raubthiere tragen wohlthätig zu ihrer Verminderung bei und stellen ihnen besonders im Winter nach. Man kann sich vorstellen daß auch der Mensch nicht müßig gewesen seyn werde, um auf Befreiung von einer solchen Plage zu denken. Eins der wirksamsten Mittel sind Pillen aus einer Mischung von einem Maas Gerstemehl mit einem Pfund Nießwurz und acht Loth gepulvertem Käusekraut; hieran wird Honig und Milch, von beidem ein halbes Pfund, gethan, und so ein Teig geknetet. In jedes Loch auf dem Felde wirft man solche Pillen. Sehr gern fressen sie diese Mäuse, werden aber davon blind und sterben. Legt man beim ersten Schnee Baumäste auf Aecker, so versammeln sich da Raben und Krähen, die die Feldmäuse, so wie sie zum Vorschein kommen, auffangen. Aus den Gärten soll sie der Geruch der Knoblauchspflanzen verschrecken. Aber nicht bloß in Feldern hat sich dieses räuberische Thiergeschlecht einen bösen Namen gemacht; auch unsre Häuser blieben von ihm nicht verschont. Denn oft genug müssen wir unsern Aufenthalt mit eckelhaften Ratten und Mäusen theilen, und wissen kaum, uns von ihrer Zudringlichkeit zu sichern. Seit zwei Jahrhunderten ist die Ratte (M. Rattus, *le Rat* 145) auf dem ganzen Erdboden, nur die allerkältesten Gegenden ausgenommen, verbreitet, und dem Menschen überall hingefolgt, wohin ihn sein Untersuchungsgeist leitete. Sie hat einen länglichen Kopf, große hervorstehende Augen, eine hasenschartige Ober- und eine zurückgezogene Unterlippe, lange, fast kahle und durchsichtige Ohren, einen sehr dicken Hals, starke, rückwärtsgeneigte Barthaare, eine lange, platte Zunge, und sechzehn Zähne in Allem, worunter kein Hundszahn ist. An den Vorderfüßen befinden sich, außer den vier Zehen, noch ein stumpfer Daumenansatz mit einem stumpfen, platten Nagel, und an den Hinterfüßen fünf Zehen. Länger als der Leib ist der mit kleinen Schuppen umgebene Schwanz. Sie bilden Ringe, deren Daubenzen 250 zählte. Zwischen ihnen kommen kurze Haare her-

vor. Man kann diesen Schwanz, wenn man will, häßlich nennen, nur gebe man ihn nicht für giftig aus, wie man gethan hat. Die Farbe der Ratte ist blauschwarz, am Kopfe sehr dunkel, am Unterleibe etwas ins Aschgraue gehend. Doch sah man schon ganz schwarze, aschgraue und weiße mit rothen Augen. Die letztern sind eine kränkelnde Art. Im October gab ihnen die für einen bessern Winteranzug liebevoll sorgende Natur einen dichtern Pelz.

Die Ratte ist nicht bloß ein fleischfressendes, sondern ein allfressendes diebisches Geschöpf, das zwar gesellschaftlich lebt, aber durch sein bissiges, zornmüthiges Wesen gar oft den Frieden der Gesellschaft stört, und Tag und Nacht sich mit andern herum zankt, beißt und jagt. Dadurch weckt sie oft den Menschen aus seinem natürlichen Schlummer, und hat schon zu mancher Gespenster- und Diebsgeschichte Anlaß gegeben, wenn ihr Lärm die nächtliche Stille unterbrach. Wüthend springt sie, wenn man sie in die Enge treibt, nach den Händen und nach dem Gesicht, und kann heftig beißen. Sie wohnt in Mauern, Sparr- und Tafelwerken, Leimwänden, unter Dielen und bretternen Fußböden, in Dachrinnen und Abritten, in verfallnen Gebäuden, zuweilen auch wohl in hohlen Weidenbäumen, macht sich durch Wände einen Gang von einem Hause zum andern und kann so ganze Straßen durchziehen. Sie folgt dem Menschen überall hin, geht mit ihm zu Schiffe, schwimmt, wenn die Mannschaft landet, auch aus Land, fährt mit dem Bergmann in die Schachten und schmälert ihm sein armseliges Mittagsbrod. Ihrer Raubsucht entgeht nichts. Alles, was der Mensch genießen kann, frist sie auch, Fleisch, Speck, Butter, Käse, Früchte, Wurzeln u. d. m., doch scheint sie Getreide und Mehl vorzüglich zu lieben. Um Korn zu stehlen, schiebt sie sich rückwärts in einen Kornhaufen, drückt sich fest an, damit die Ährner in den aufgestäubten Haaren hängen bleiben, eilt dann in ihr Magazin, schüttelt sich wie ein nasser Pudel, und holt hierauf neue Frucht. Auf Getreideböden höhlen die Ratten in kurzer Zeit einige Malter Haferkörner aus. Sie berauben die Tauben- und andre Vogelnester, und wagen sich

selbst an Caninchen und Scorpionen. Fehlt ihnen ihre gewöhnliche Speise, so nagen sie Leder, Kleider, Hausgeräthe, Papier an, stellen andern Mäusen nach, ja fressen einander wohl selbst auf. In Bibliotheken können sie großen Schaden thun. Dieß scheint vorzüglich ihrem Durste zuzuschreiben, der so groß ist, daß sie oft ihren Urin trinken. Sie wandern zuweilen heerdenweise nach dem Wasser, um nach Herzenslust zu trinken und sich zu baden. Eben weil der Durst sie oft in Ermanglung des Wassers nöthigt, feste Körper anzuagen, so kann man manches vor ihnen dadurch verwahren, daß man alle Tage Wasser hinstellt. Auch den Milchtopfen gehen sie nach und suchen sie zu öffnen. Selbst schlafende Menschen, Kinder in der Wiege und Leichname haben sie schon angenagt. So wenig alles das bisher Angeführte uns den Ratten genügt machen kann, so erzählt man doch von ihrer kindlichen Liebe gegen ihre Eltern Züge, die uns mit ihren Fehlern ausbühnen könnten. Sie sollen ihre Eltern, wenn Alter und Gebrechlichkeit sie unfähig machen, ihrer Nahrung nachzugehen, sorgfältig versorgen, und sie, die ihre alten Tage in irgend einem Winkel in Ruhe hinbringen, reichlich mit Nahrung versorgen. Der Seeofficier Purden sah davon im Jahre 1757 auf einem Schiffe, das vor Spithead auf der Rhede vor Anker lag, einen rührenden Beweis. Alles war stille und er las im Bette. Ein Geräusch zieht seine Blicke auf eine junge Ratte, die sich neugierig umsieht, ob dem Landfrieden zu trauen sey, und dann verschwindet. Nach einer kurzen Entfernung kommt sie wieder, und schleppt mühsam eine weit größere, als sie selbst ist, an den Ohren herbei. Jetzt durchläuft sie und noch eine andere geschäftig das Zimmer; sorgfältig sammeln sie alle Krümmchen Zwieback, und bringen sie liebevoll dem alten, blinden Vater. In diesem schönen Geschäfte stirbt die beiden guten Thiere der hereintretende Schiffschirurgus. Sie schreien nun ängstlich und retten sich nicht eher, als bis sie den armen Blinden in Sicherheit gebracht haben. Alte, verstümmelte, blinde Ratten findet man öfters gesellschaftlich beieinander in einem Winkel. Auch liegt dann gewöhn-

lich Futter bei ihnen. Ob das wirklich eine Art von Ratten-Hospital sey, oder ob das Futter von andern für sich selbst und nicht für diese Invaliden eingetragen worden, müssen wir dahingestellt seyn lassen. So viel ist gewiß, daß manche solche im Alter vollends todt gebissen wird, oder auch Hungers sterben muß. Doch wollen wir nicht glauben, daß Kinder eine solche Grausamkeit begehen. Ueber den berüchtigten Rattenkönig ist man noch nicht ganz im Reinen. Wahr ist's, daß mehrere bejahrte Ratten gern beieinander leben, und auch solche, die Gift bekommen haben, so sich zusammenhalten, als fänden sie darin Erleichterung, einander ihr Unglück zu klagen. Zuweilen sollen sich nun diese mit ihren Schwänzen so ineinander verwickeln, daß ein wahrer gordischer Knoten entsteht. Allein die Sache findet bei solchen, die zum öftern solche Rattengesellschaften beobachtet haben, Widerspruch, und wie vollends, wenn auch die Verwicklungsgeschichte ihre gänzliche Richtigkeit hätte, darin etwas Königliches zu entdecken sey, müssen wir dahin gestellt seyn lassen.

Die Ratten vermehren sich ziemlich stark, und zweimal auch dreimal im Jahre wirft das Weibchen vier bis sieben nackte, blinde Jungen. Es wählt zu seinem Wochenbette einen verborgnen Winkel, und bereitet ihnen da mit Heu, Stroh und andern Dingen ein weiches Lager. Die Zärtlichkeit ihrer Mutter gegen sie ist ungemein groß, und sie kämpft wüthend, selbst gegen ihren immer überlegenen Gegner, die Katze. Diese, so wie die Wiesel, stellen ihr überhaupt am meisten nach. Uusserdem leiden auch die Ratten sehr an Eingeweidewürmern. Im Alter werden sie leicht blind, auch sind sie sehr mit dem Stein behaftet. Dieß alles aber reicht doch nicht hin, sie so zu vermindern, daß der Mensch nicht auch auf künstliche Mittel zu diesem Zwecke hätte denken müssen. Was die Giftkugeln, die man ihnen hinwirft, oder auch vergiftetes Getränk, das man hinstellt, anbetrifft, so möchten wir nie dazu rathen. Denn theils ist damit immer einige Gefahr für Menschen und Thiere verbunden, theils sind die Ratten klug genug, sich durch das Unglück anderer warnen zu lassen, so daß sie nicht

davon genießen. Unschädlich und sicher ist ein Teig aus Mehl, gebratenem Speck und Eisenfeilspänen. Gute Katzen sind immer eins der vorzüglichsten Mittel zu ihrer Berrückung. Nicht übel ausgedacht ist die Erfindung, sie in Fallen lebendig zu fangen, sie bis an den Kopf mit durch alten Fischthran verdünntem Wagentheer einzuschmierem und dann laufen zu lassen. Der Gestank, den sie nicht ausstehen können, jagt sie durch alle ihre Gänge, und verschreckt auch alle Ratten, die ihnen begegnen. Freilich eilen sie dann dem Nachbar zu. Weniger egoistisch ist ein anderes Mittel. Man füllt ein Faß, das man mit Lumpen umwickelt, bis zur Hälfte mit Wasser, legt in die Mitte einen über dasselbe hervorragenden Stein, auf den man eine lebendige Ratte setzt, spannt aber über das Faß ein Schafell mit feinen Kreuzschnitten und streut Hafer auf das Fell. Der arme Insulaner fängt nun auf seiner Klippe erbärmlich an zu winseln; die Kameraden kommen herbei, einige aus Mitleid, andere dem Hafer zu lieb, sie gerathen auf die schlaffen Einschnitte und stürzen nun in die Tiefe. In America, wohin die Europäer, unter andern eben nicht dankwürdigen Geschenken, Ratten gebracht haben, lebt eine Schlange, die sie mit Haut und Haaren verschlingt, auch sollen sie in einigen Gegenden, wo das Erdreich schwefeliche und arsenicalische Theile enthält, sogleich sterben. Von ihrem Nutzen können wir außer demjenigen, den sie in der Deconomie der ganzen Natur haben mögen, wenig sagen. Ihr Fleisch verabscheuen wir. Aber der Schwarze in Jamaica kennt nichts leckerhafteres. Hat er vollends eine fette Katze dazu, so glaubt er höher zu schmausen, als wenn einem das Trefflichste aus dem Almanach für Beckermäuler vorgesetzt würde. Auch in Sibirien und Aethiopien speist man Ratten. Manchem Seefahrer waren sie schon öfters in der Hungersnoth eine Speise, für die er dem Himmel dankte. Mit dem Balge pflegen einige Nordländer ihre Mützen und Unterkleider zu verbrämen. Uebrigens hat in unsern auch in der Medicin freigeistlichen Zeiten ihr Fett, Blut und Roth allen Glauben verloren.

Kleiner, aber weniger wild und gefräßig, als die Ratte, ist die Hausmaus (*M. Musculus*, *le Souris* 144). Außer der Größe unterscheidet sie vorzüglich von jener der Mangel eines Nagels am stumpfen Daumenansatz der Vorderfüße. Zuweilen findet man freilich unter den Hausmäusen einen Riesen, der sich durch seine Größe und Farbe auszeichnet. Gemeinlich ist die Maus aschgrau, jedoch haben oft die Haare gelbliche Spitzen, so daß ihr Fell gelblich und bräunlich spielt. Die weißen Mäuse, mit rothen Augen, sind als kränkliche Katzenlaken anzusehen, die sich aber fortpflanzen. Im Grunde ist die Maus ein drolliges, munteres, neugieriges Thier; wären nicht ihre Räubereien und ihre Unreinlichkeit, und der etwas eckelhafte Anblick ihres nackten Schwanzes, wir würden uns vielleicht entschließen können, sie gern um uns zu haben, und dann würden sie auch ihre natürliche Schüchternheit überwinden. Denn wirklich wird sie, wo sie keine Verfolgung zu fürchten hat, äußerst zutraulich, kommt am hellen Tage ins Zimmer, und läßt sich wohl an gewisse Zeiten gewöhnen, um ihr Futter zu holen. Hat sie sich dann satt gefressen, so trägt sie den Rest in ihr Loch. Häufig sah man schon weiße Mäuse, eben weil man sich mehr mit ihnen abgab, auf einen gewissen Ruf herbei kommen und das Futter aus der Hand ihres Pflegvaters nehmen. Diese Maus ist eine große Freundin der Musik; auf ihren Ton kommt sie gern herbei und scheint davon so bezaubert, daß sie ihrer Sicherheit darüber vergißt. Gern klettert sie daher an Claviren hinauf und ergötzt sich an dem Klimpfern, das ihr Herumlaufen zwischen den Seiten hervorbringt. Inzwischen thut sie dem Besitzer des Instruments eine schlechte Ehre. Denn da die Dilettantin mitunter auch ihren Urin auf die Saiten läßt, so werden diese dadurch angefressen und springen leicht. Nicht nur Häuser, sondern auch Wälder sind der Aufenthalt dieser Mäuse. In jenen bewohnen sie selbst gegrabene Löcher unter den Fußböden, auch die Ritzen der Mauern, in diesen halten sie sich in hohlen Bäumen und unter Wurzeln auf. Ihre Nahrung ist alles, was ihnen in den Weg kommt. Ge-

treide und fette Sachen scheinen ihnen am liebsten zu seyn, daher sie in Speise- und Rauchkammern und in Mehlkästen sich einschleichen, und da genug Spuren ihrer Anwesenheit hinterlassen. Sie klettern die steilste Schornsteinwand hinauf, nagen sich wohl auch in den Speck lebender Mastschweine. Außerdem fressen sie auch Brod, Butter, Käse, Kohl, Kraut, Wurzelgewächse, und fast alle Saamen und Kerne von Bäumen und Stauden. Wo man Hühner im Hause mäset, darf man gewiß seyn, daß die Mäuse oft ungebeten mit zu Gaste kommen und dagegen etwas hinterlassen, was, wenn es auch nicht, wie Einige glauben, die Hühner vergiftet, dennoch sie gewiß um nichts fetter machte. Auch Kleider, Bücher und Holzwerk benagen sie, wie man vermuthet, aus Durst, dem man durch hingestelltes Wasser zu begegnen sucht. Vorzüglich in der Stille der Nacht gehen sie ihrer Nahrung nach. Doch sieht man sie oft genug auch am Tage. So weit wie die Ratten entfernen sie sich nie von ihren Löchern, aber die Vorsicht, vom Ueberfluß der gefundenen Speisen etwas als Vorrath mitzunehmen, haben beide mit einander gemein. Sehr groß ist die Fruchtbarkeit der Hausmäuse, indem das Weibchen öfters im Jahre vier bis acht blinde, nackte Junge zur Welt bringt. Ost halten mehrere gesellschaftlich ihr Wochenbette mit einander, wozu sie sich durch Heu, Stroh, Lumpen und dergl. ein saftiges Lager zu bereiten suchen. Nur vierzehn Tage bedürfen die positiven jungen Mäuschen ihrer Mutter; aber während dieser Zeit verräth sie auch die zärtlichste Mutterliebe. Diese macht das sonst so schüchterne Thierchen kühn genug, wenn ein Mensch sich nähert, statt feig zu fliehen, ängstlich um ihn herumzulaufen, und ihr Winseln scheint ihn zu bitten, ihren lieben Kleinen kein Leid zuzufügen. In kurzer Zeit hatte Aristoteles von Einer Stammutter eine Familie von 120 Mäusen. Die schon in der ganzen alten Welt verbreitete Hausmaus ist dem Menschen, oder vielmehr seinem Schiffsproviand, auch in die neue Welt nachgefolgt und hat sich da angesiedelt. Können alle, die geboren werden, auf, und könnten sich wieder ungehindert fortpflanzen, so würde

der Mensch auswandern müssen. So aber arbeiten Hunde, Katzen, Marder, Igel, Raubvögel unaufhörlich an ihrer Verminderung, und man hat hunderterlei Fallen erdacht, um sie zu fangen. Eine der simpelsten und wohlfeilsten ist die, die von Doctor Luther den Namen führt. Vermuthlich hat er sich damit dieser unangenehmen Gäste zu entledigen gesucht. Die ganze Erfindung besteht in einem durch ein Hölzchen schief aufgestellten Backsteine. An eins dieser Hölzchen befestet man die Lockspeise. So wie die arme Maus darnach schnappt, fällt das Hölzchen, und der Stein zerquetscht sie. Die Tungusen, die Wilden auf Martinique und andre Völker essen die Mäuse, die Japaneser aber richten sie zu allerlei Künsten ab, und die arme Maus muß nun — den stolzen Herrn der Natur ernähren helfen. Zuweilen hat man schon ungeschwänzte Hausmäuse als Naturseletheiten verkauft. Inzwischen hat man, um ein solches Wunder zu bewirken, weiter nichts, als ein Messer nöthig. Sonst mußte die Maus gegen Geschwülste und ihr Roth als Purgiermittel dienen. Die Perser legen eine aufgerissene Maus auf die Wunde von einem Schlangengebisse, um das Gift auszuziehen.

Ihr Appetit zu Tulpenwiebeln gab der Tulpenmaus (*M. Socialis* 145) ihren Namen. Doch sind diese nicht ihre einzige Nahrung, indem sie auch andre Kräuter und Wurzeln frist. In den trocken, sandigen Steppen, zwischen dem Jais und der Wolga, und in andern Gegenden daselbst wird sie, trotz ihrer vielen Feinde, in großer Menge gefunden, und gräbt sich geräumige Höhlen, in die mehrere Röhren führen. Die am Eingange aufgeworfene Erde verräth die Gegenwart dieses Schanzgräbers. Etwas größer als die kleine Feldmaus ist die Tulpenmaus. Sie hat einen ziemlich dicken Kopf, sehr fleischige Lippen, lange Bartborsten, ovale, unten trichterförmig zulaufende Ohren, einen kurzen dicken Leib. Auch sind Beine und Schwanz auffallend kurz. Ihre Haare sind eigentlich blaßgelb mit rothbräunlichen Spizen. Ob sie sehr schädlich sey ist noch nicht bekannt.

Desto gewisser ist dieses aber von der Wanderratte

(M. Decumanus, *le Surlulot* 146), die, wo sie einmal sich eingenistet hat, sehr schwer auszurotten ist, da sie Falten und Gift vermeidet, und die Katzen sich nicht gern mit ihr abgeben. Ihre ungeheure Vermehrung wollte man sonst daraus erklären, daß man annahm, das Weibchen werfe dreimal im Jahre 12 — 19 Junge. Allein ganz gewöhnlich scheint das nicht der Fall zu seyn, indem man im Neste der Wanderratte nur vier bis sechs graue Junge findet. Hingegen mag die Kühheit, mit der sie die Mutter vertheidigt, so wie der Umstand, daß sie weniger Feinde als andre Mäuse haben, ihre Vermehrung begünstigen. Aber eben diese nöthigt sie zuweilen in zahlreicher Menge auszuwandern, wobei ihnen ihre vorzügliche Geschicklichkeit im Schwimmen zu Statten kommt. Ihr weites Fell, vermöge dessen sie viel Luft einpumpen können, ist ihnen sehr nützlich. Alle Arten von Pflanzennahrung fressen sie; aber auch das Thierreich muß ihrer Raubsucht zinsbar werden. Sie tödten nicht nur Ratten und Mäuse, sondern selbst Hühner und Tauben beißen sie todt. Bochart sah einst eine Wanderratte unter jungen Enten, trotz einem Marder, würgen, und da sie verjagt wurde, sich in den Teich, an dem die Enten saßen, stürzen und auf dem Boden so geschickt weglaufen, als eine Wasserratte. Selbst an ältere Gänse und Enten wagen sich mehrere zugleich. Auch sie fressen lebendige Mastschweine an, doch das ist bei weitem nicht alles Böse, was man von ihnen sagen kann. Auf den Feldern beißen sie die Aehren ab, in Gärten höhlen sie die Knollengewächse aus, und in Wäldern zerstören sie die Eichel- und Bucheckerfaat. In Gerbereyen und Mühlen richtet oft ihre Gefräßigkeit großen Schaden an, indem sie in diesen die Getreidsäcke annagen, die Mehlfästen plündern, und selbst das Fett aus den Pfannen, in denen die Räder laufen, fressen; in jenen aber nicht selten gegärbte und ungegärbte Felle durchlöchern. Ihre Liebhaberei zum Käse ist so stark, daß sie ihn nicht nur auf eine ziemliche Weite wittern, sondern sich sogar auf eine weite Strecke Gänge nach Käsekellern graben. Im Winter begeben sie sich gern nach den Gebäuden und halten sich dann

oft in Abritten auf. Den Sommer über wohnen sie auf dem Felde, in den Ufern der Flüsse, den Einfassungen der Teiche und Bäche, in Mühlwerken, doch auch in Höhlen, die sie selbst graben, oder die andre Thiere verlassen haben.

Die Wanderratte hat einen sehr gestreckten Kopf, eine dünne Schnauze, unten etwas schmalere, nach oben breiter werdende Ohren mit halbcirkelförmigem Rande, große, hervorstehende Augen, lange Borsten über diesen und um das Maul, und einen sehr langen Schwanz mit ungefähr zweihundert Schuppenringen. Ihre Farbe ist gelbroth mit Braun und Grau vermengt am Bauche, und an den Füßen schmutzig weiß; im Winter wird dieses reiner und schöner. Sie wird fast einen Schuh lang gefunden. Ostindien und Persien ist ihre Heimath, wo sie Smelin in einer verlassenen Stachelschweinwohnung fand. Erst seit einem Jahrhunderte hat unser Welttheil das Glück, daß sich diese boßhaften, raubsüchtigen Geschöpfe in ihm angesiedelt haben. Denn ihnen fällt nicht ein, wie den bescheidenen Kamtschadalischen Mäusen, wenn sie irgend etwas auszuwandern nöthigt, wieder heimzugehen.

Auch die Brandmaus (M. Agrarius 147) macht zuweilen in zahlreicher Begleitung beträchtliche Reisen. Wie Heuschreckzüge kommen diese Mäuse vom Hunger getrieben herbei und überschwemmen gewisse Gegenden. Dieß erfuhr man im Jahre 1763 und 1764 um Kasan. Alles war von ihnen gleichsam überdeckt. Selbst in die Hände drängten sie sich und holten den Menschen das Brod wohl gar aus den Händen, bis der Winter kam und der Plage ein Ende machte. Ihre eigentliche Heimath scheinen die gemäßigten Gegenden Rußlands zu seyn, in denen Ackerbau getrieben wird, von der Donau bis an den Jenisei. In Deutschland hat man sie um Halle, in Thüringen und Schlesien oft genug bemerkt. Getreide, vorzüglich aber Fruchtkerne und Erbsen sind ihre Nahrung. Die letztern scharrt sie aus dem Acker, wo man sie angesät hat, heraus, und thut dadurch ziemlich Schaden. Selbst Mäuse anderer Art, als sie, frist sie aus Hunger. Sie ist ein drolliges, fast ganz cylinderförmiges Thierchen mit spitzigem Kopfe und

nicht besonders großen, runden Ohren. Ein feines rothgelbes Haar mit untermengten braunen bedeckt sie oben. Vom Genicke bis zum Schwanz läuft ein gleich breiter, glänzend schwarzer Streif. Unten sind die Haare weiß, die Füße fleischfarbig. Den dünnbehaarten Schwanz umgeben ungefähr neunzig Schuppenringe. Er ist oben schwärzlich, unten weißlich. Auch isabellenfarbig, dergleichen schwarz und roth gefleckt, findet man diese Mäuse.

Kleiner, zarter als sie, werden wir die Zwergmaus (M. Minutus 148) finden, die oft nur halb so groß als unsre Hausmaus ist. Ihr fuchsgelber Pelz ist auf dem Rücken bräunlich überlaufen, an den Seiten blässer und geht unten in graulich weiß über. Doch ist diese Farbe nicht beständig dieselbe, denn in Sibirien findet man oben hellgelbe und unten schneeweiße Zwergmäuse. Die Weibchen unter ihnen haben eine schwächere und schmutzige Farbe, und man möchte auch hier fragen, warum die Natur im Thierreiche dieses gethan habe, warum sie gegen das weibliche Geschlecht, das doch sonst den Farben nicht gram ist, weniger freigebig damit gewesen sey, als gegen das männliche, so daß z. B. ein Pfauenhahn mit aller nur erdenkbaren Farbenpracht geschmückt einhergeht, indeß sein Weibchen in einem höchst gemeinen Aufzuge erscheint? Nur bei den Menschen machte sie eine Ausnahme, und gab dem Weibe Schönheit und körperliche Reize zur Aussteuer. Doch wir kehren zu unserer Zwergmaus zurück. Sie hat einen etwas haarigern Schwanz, als die Brandmaus, und man zählt 130 Ringe an demselben. Mit ihr lebt sie gesellschaftlich zusammen in Getreidefeldern und Scheuern. Man findet immer mehr Weibchen als Männchen. Gegen ihre vielen Feinde ist sie völlig wehrlos und sie scheint keinen Winterschlaf zu haben.

Desto anhaltender genießt ihn hingegen die eben so kleine, zarte Streifmaus (M. Vagus 149), die wir in unserer Abbildung wirklich darin versunken sehen. Bei der geringsten Kälte, selbst in kühlen Frühlingnächten

erstarrt sie und liegt wie eine Kugel geballt. Sie bewohnt die Russischen Steppen und hat ihren Aufenthalt unter Steinen, ungefallnen Bäumen, auch wohl in Höhlen, die andre Mäuse verlassen haben. In Pflanzenstengeln klettert sie mit großer Leichtigkeit hinauf, um den Samen zu holen, wobei ihr ihre ausgespreizten Zehen und der um den Stengel gewickelte Schwanz sehr zu Statten kommt. Zuweilen stellen diese Mäuse große Wanderungen an, daher die Tataren sie Heermäuse nennen. Besonders zeichnet sie der fast gewässerte Rücken aus, indem graue Haarstellen mit schwarzen abwechseln. Sehr lang ist der Schwanz und besteht aus 170 schuppigen Ringen.

Noch kleiner und zarter als sie ist die Küsselmaus (M. Soricinus 150), die man um ihrer spitzigen, beweglichen Schnauze willen fast zu den Spitzmäusen rechnen könnte, was sie aber nicht ist. Vorzüglich ihre obere Kinnlade geht ungemein spitzig zu; ihre runden Ohren sind behaart. Vier Zehen haben ihre Vorderfüße, fünf die hintern. Der Schwanz hat Schuppenringe und ist so lang als der Körper. Gelblich, mit Grau vermischt ist die Farbe dieser Maus, deren Heimath noch nicht genau bestimmt ist. Nach einer starken Ueberschwemmung, die im Jahre 1778 viele Gegenden betraf, wurde dieses niedliche Mäuschen um Strassburg, an einem Pflanzenstengel angeklammert, angetroffen. In dieser Stellung ließ es sich, ohne eine Bewegung zu machen, zu dem Beobachter tragen, dem wir bis jetzt seine nähere Kenntniß verdanken.

Noch ein Paar Mäuse, und zwar beide Russischer Abkunft, die Fleckmaus (M. Songarus 151) und die Döhmaus (M. Furunculus 152), fügen wir hinzu, ehe wir das Mäusegeschlecht ganz verlassen. Die Fleckmaus hat eine sehr stumpfe Schnauze und einen ungemein kurzen, haarigen Schwanz. Grau ist ihre Hauptfarbe. Die weißlichen, braun eingefassten Flecken an den Seiten zeichnen sich sehr aus. In der sandigen Steppe Baraba am Irdisch entdeckte Pallas diese Maus. Mehrere dieser Art schienen erst noch an Röhren ihres Baues zu arbeiten.

Ein Weibchen aber lag auf einem weichen Bette mit sieben noch blinden Jungen. Von ihrem Wochenbette aus ging eine Röhre in eine tiefere Kammer, in die sich die Mutter bei diesem unerwarteten Wochenbesuche flüchtete. Die Jungen nahm der Entdecker mit sich. Diese zeigten sich sehr zahm und gruben gern und fertig in dem Sande, den man in ihren Kästen gethan hatte. Die Nacht hindurch schliefen sie zusammengerollt. Wenn man sie plagte, gaben sie eine pipende Fledermausstimme von sich. Zwei Monate darauf erstickten sie in ihrem Fette und alle weitere Beobachtung hatte so ein Ende.

Von der Lebensart und den Sitten der Obmaus weiß man fast noch weniger. Sie wird in Daurien, in der Steppe Baraba, am Ob gefunden. So viel weiß man, daß sie den Samen der Wirbelkräuter gern einträgt. Sie ist ziemlich groß, hat eine spitzige Schnauze, viele Barthaare, große Ohren und einen etwas längern Schwanz als die Fleckmaus. Oben ist sie bräunlich gelb. Ein schwarzer Streif läuft über den Rücken hin. Am Bauche ist sie ganz weiß.

---

### Tab. XXXIX.

#### Spizmaus (Sorex.)

Die Wüchuchol 153. Die Wasserspizmaus 154. Die gemeine Spizmaus 155. Der Weißschwanz 156.

---

Eine lange, rißelförmige Nase und kurze Ohren sind der Gattungscharacter der Spizmäuse, deren man bis jetzt eilf Arten kennt. Unter ihnen zeichnet sich durch Größe, Gestalt und andere Eigenschaften der Wüchuchol (S. Moshatus, le Desman, Wisamratke 155) ganz vorzüglich aus.

Diesen sonderbaren Namen führt er in Rußland. Er übertrifft an Größe den größten Hamster, hat aber eine obllige Spizmausgestalt. Sein Kopf ist, wie bei den Maulwürfen, zwischen die Vorderbeine etwas zurückgezogen, sein langer, knorpeliger Rüssel ist fast ganz kahl, er hat nach der Länge einen vertieften Strich. Sein Eigenthümer trägt ihn meistens etwas unterwärts gebogen. Eine Warze von innen schließt die Nasenlöcher fast gänzlich. Die schlaffen Lippen sind fleischig, die Augen ausnehmend klein. Außerliche Ohren fehlen gänzlich, indem Haare den Gehörgang bedecken, und nur ein weißes Fleckchen seine Stelle bezeichnet. Eine sackförmige Haut überzieht den etwas platten Leib, und sehr weiche, wollige Haare, oben rothbraun, unten hellaschgrau mit einem Silberglanze bedecken sie. An den Füßen befinden sich Schüppchen, und zwischen den Zehen Schwimmhäute. Der sonderbare Schwanz fängt dünn an, verdickt sich schnell, wird im Fortgange flach, zusammengedrückt und gleichsam zweischneidig, und ist mit Schuppen bedeckt. In mehreren Balgdrüsen an der untern Seite der Schwanzwurzel ist eine zibethähnliche Feuchtigkeit enthalten, die einen durchdringenden Geruch hat und im Feuer wie Del knistert.

Zwischen der Wolga und dem Don ist der Wüchuchol gar nicht selten. In die hohen Ufer der dortigen Seen gräbt er sich seine Wohnung. Ihr Eingang ist zwar unter dem Wasser, führt aber aufwärts, damit das Lager trocken bleibe. Im Winter hat er demnach freilich wenig Luft, als was in seiner Höhle ist. Aber der gütige Schöpfer gab ihm überhaupt eine Einrichtung, so daß er des Athemholens länger, als andere Geschöpfe, entbehren kann. Dieß kommt ihm auch in seiner Nahrung sehr zu Statten; denn er muß sich oft lange unter dem Wasser verweilen, um Blutigel und andre Würmer, die er mit großer Geschicklichkeit aus dem Schlamme herauswählt, aufzufinden. Sein nervenreicher, höchstbeweglicher Rüssel leistet ihm dabei vortreffliche Dienste. Indessen hat alles seine Gränze, und also auch seine Entbehrung frischer Luft. Gar zu lange darf es doch nicht dauern, und gern geht er zum Ge-

nusse derselben zurück. Sobald nur das Eis aus der Höhle seiner Nachbarschaft weg ist, so kommt er sehr fleißig an die Oberfläche des Wassers und spielt an der Sonne. Muß er zu lange in der Tiefe bleiben, so erstickt sie auch zuweilen. Die in Netzen gefangnen sind daher gemeinlich todt. Im Trocknen kann er dennoch auch recht gut aushalten. Zuweilen schnattert er mit den Lippen wie eine Ente, wobei er den Nüssel ins Maul nimmt. Im Zorn beißt er heftig, und gibt einen sonderbaren Ton von sich. Seine Eingeweide riechen stark nach Schwefel. Zu Verbrämungen wendet man seinen Balg an. Sein Schwanz soll, wenn er in Pelzwerk gelegt wird, die Motten davon abhalten. Der Wels und der Hecht stellen diesem Thiere stark nach. Das Fleisch des Letztern wird dadurch zuweilen ungenießbar.

Ueberaus artig und nicht ohne Merkwürdigkeit ist die Wasser-spitzmaus (S. Fodiens, Daubentonii, la Musaraigne d'eau 154). Sie ist ein wahres Wasserthier, ohne Schwimmhäute zu haben. Die kurzen Härchen an den Beinen ersetzen ihr diesen Mangel, und machen sie zum Rudern sehr geschickt. Vermitteltst einer Klappe kann sie die Oeffnung des Gehörganges schließen, so lange sie unter dem Wasser ist. Regenwürmer sind ihre Nahrung. Meistens nur am Morgen kommt sie zum Vorschein. Ihrer Behendigkeit wegen ist sie sehr schwer zu bekommen. Sie bewohnt Höhlen, die sie sich selbst an Ufern gräbt, und wirft im Frühjahr gemeinlich neun Junge.

Mit ihr sehr viele Ähnlichkeit hat die gemeine Spitzmaus (S. Araneus, la Musaraigne 155). In ganz Europa und im nördlichen Asien findet man sie unter Steinhäufen, in allen Ställen, Scheunen, bei Misthäufen und sonst in dumpfigen Winkeln. Wo sie ist, da muß es feucht seyn, denn auch sie liebt das Wasser. Insecten, Puppen, Würmer, aber auch Mehl, Fleisch, Brod, Fettigkeiten sind ihre Nahrung. Ihre lange spitzige Nase steht weit dem Unterkiefer hervor. Sehr tief liegend und klein sind ihre Augen, fahl, aber unter den übrigen Haaren versteckt, die Ohren, mit scharfen Nägeln versehen die kurzen Füße.

Gemeinlich ist ihr Anzug rostbraun; doch findet man auch aschgraue, schwarze, dunkelbraune, und nicht selten schwarze mit rothen Augen. Ja die Industrie hat selbst schädliche Bastarde zu erzielen gewußt. Es ist unterhaltend, sie als Hausthierchen unter Gläsern zu halten, so unangenehm sie auch zuweilen durch ihren Bisamgeruch und durch ihr Zwitschern zur Zeit der Begattung werden. Neufferst drollich ist, wie sie dann im Sande gleichsam Versteckens mit einander spielen und sich hurtig eingraben, oder auch, wenn sie Junge haben, gegen die sie äufferst zärtlich sind. Da sie fünf bis zehn Junge auf einmal werfen, so kann man bald eine hübsche Zucht zusammenbringen. Doch sterben sie auch leicht weg, besonders wenn man sie nicht reinlich genug hält. Im Freien machen sie ihr Nest in untergeackerten Mist, in Misthäufen, oft auch freistehend ins Gras. Vor den Katzen schützt die Spitzmäuse ihr Bisamgeruch. Man hat ihnen Schuld gegeben, sie kriechen den Pferden in den Leib, beißen die Rülhe in die Euter, und ihr Biß sey giftig. Aber man muß das für eine Verläumdung halten, die gar oft unmögliche Dinge ausbärdet. Sie kann gar nicht beißen. Die Kleinheit ihres Mauls, die Beschaffenheit des Nüssels und des Gebisses erlauben es nicht. Im Laufen kommt sie der Hausmaus nicht gleich, noch ihre Stimme ist ein feines Pfeifen.

Läßt man in der Anordnung der Säugethiere auf die Spitzmäuse den Maulwurf folgen, wie sie denn nahe genug verwandt sind, so kann man an die Gränze kein schicklicheres Thier stellen, als den Weißschwanz (S. Aquaticus 156), denn er sieht völlig maulwurfartig aus. Seine dunkelgrauen Haare haben glänzend braune Spitzen. Füße und Schwanz sind weiß. Er ist ein Nordamericaner, der noch keinen genauen Beobachter gefunden hat.



## Tab. XL.

## Maulwurf (Talpa.)

Der Gemeine 157. Der Goldmaulwurf 158.

Man sollte kaum glauben, daß ein Thier, das so äusserst beschränkt wie der Maulwurf ist, dessen Sinnenwerkzeuge so mangelhaft scheinen, wie die seinigen, glücklich seyn könne. Aber gerade das, was uns unvollkommen scheint, was wir aus Unkunde mit stillem Mitleid betrachten, war Wohlthat für ihn, war zu seiner Bestimmung nöthig. Wahr ist's, der in einen Rüssel ausgehende Kopf und die Schaufelpfoten, was beides seinen Gattungscharacter ausmacht, sehen durchaus nicht schön aus; jener hat wenig oder gar keinen Ausdruck, als den der Dummheit, und diese möchte man für höchst unbehilflich halten. Aber gerade so mußten sie für dieses unterirdische Säugethier gebildet seyn, das unaufhörlich gräbt, und selbst sein Brustbein formte die Natur auf eine eigne Weise und ganz so, wie es sich für seinen Gräberberuf schickt. Auch verhüllte sie seine Augen und Ohren so viel als möglich, um sie zu beschützen.

Fast alles das bemerken wir, sobald wir nur einen gemeinen Maulwurf (*T. Europaea, la Taupe* 157) erblicken, wozu in ganz Europa und dem nördlichen Asien Gelegenheit genug ist. Seine Schnauze endigt sich in einen stumpfen Rüssel. Ein häutiges Blättchen, das von den Lippen ausgeht und sich um die Zähne legt, schützt das Maul vor dem Einfallen der Erde, wenn das Thier im Graben begriffen ist. Die Augen sind fast unsichtbar. Nur dann, wenn man eine Nadel in die Nase des Maulwurfs steckt, was ihn plötzl. tödtet, dann entfernen die letzten Zuckungen des sterbenden Thieres die Haare, die die Augen bedecken, so daß man ihre Lage und Oeffnung sehen kann.

Sie mögen ihm bloß dazu dienen, um zu wissen, wenn er ausserhalb seinem finstern Elemente ist. Dagegen ist sein Gehör vortreflich. Den Gehörgang umgibt, statt äußerlicher Ohren, bloß ein erhöhter Rand. Dicht am Kopfe stehen die nach aussen gekehrten Vorderfüße, die ganz zum Graben eingerichtet sind. Mit großer Fertigkeit gräbt sich dieser Schanzgräber die labyrinthischen Abzweigungen und Höhlen, die er bewohnt. Wiesen und Gärten sind ihm dazu lieber, als Aecker, wo freilich das Eisen des Pfluges seine Wohnung oft unsicher macht und seine Arbeit zerstört. Er wirft starke Erdhäufen auf, indem er die aufgegrabene Erde mit den Hinterfüßen immer hinter sich schiebt, während die Vorderen arbeiten. Insecten, Maden, Krebsen, vorzüglich aber Regenwürmer sind seine Nahrung. Die Letztern zieht er mit dem Rüssel zwischen den Vorderfüßen durch, um sie, ehe er sie verschlingt, vom Urath zu reinigen. Sein feiner Geruch weiß sie auch in der Erde sehr wohl auszuwittern, und er gräbt ihnen fleißig bald in die Höhe bald in die Tiefe nach, je nachdem trockne Witterung sie in diese hinabzusteigen, oder auch feuchte sie in jene heraufzukommen veranlaßt. Bei Ueberschwemmungen sollen die Maulwürfe ihre Zuflucht auf Bäume nehmen; doch ist's wahrscheinlicher, daß sie durch weitenweite Reisen unter der Erde der Gefahr zu entgehen suchen. Selbst unter Mauern und Füßen können sie sich durchwählen und zuweilen aus einer Gegend ganz verlieren. Meistens unter einem Hügel hat das Maulwurfs-Ehepaar eine schön tapezierte mit Kunst und Ordnung gebaute Wohnung. Sie ist gewölbt und geglättet, und hat mehrere Fluchtröhren. Noch sorgfältiger wird diese Wohnung zum Wochenbette ausgeputzt. Hier wirft die Mutter ihre 4—5 blinden, nackten Jungen, die sie sorgfältig säugt, treu beschützt, und wenn eine Gefahr droht, schleunigst fortzutragen bemüht ist. Die Jungen sind sehr munter und necken sich untereinander. Da man um diese Zeit die Wurzel der Zeitlose in der Höhle und in den Abzweigungen findet, so wollte Buffon vermuthen, daß die jungen Maulwürfe außer Muttermilch auch damit ge-

nährt werden; allein nur der Zufall muß diese Wurzel dahin bringen; denn Versuche haben gelehrt, daß weder Junge noch Alte sie fressen. Der Maulwurf mag ein ziemliches Alter erreichen, wenigstens findet man graue, zahnlöse Greise.

Daß die Maulwürfe, wenn sie in zu großer Menge vorhanden sind, Schaden können, indem ihre Haufen die Wiesen uneben machen, das Mähen derselben erschweren, und daß sie selbst den Grasswuchs durch die Verletzung der Wurzeln verkümmern, ist wohl keine Frage. Auch können sie Erdsälle veranlassen, indem ihre Minen dem Wasser den Weg bahnen, unter Erde weite Höhlen auszuspähen. Eben darum hat man auch eine große Menge Mittel zu ihrer Vertilgung erdacht, obgleich Füchse, Marder, Fegel, Hunde, Ringelnattern, Eingeweidewürmer ihnen obnehin schon Schaden genug zufügen. Man hat eigne Maulwurfsfallen, Fangklammern, Giftpügel, Ueberschwemmung u. d. m. gegen sie angewendet. Gräbt man unter einem ihrer Hauptgänge einen glasurten Topf ein, worin man einen Krebs oder auch einen lebendigen Maulwurf thut, so stürzen sie hin und können nicht mehr herausklettern. Grausam ist die Methode, Glasstückchen einzugraben, an denen sie beim kräftigen Durchgraben der Erde den Rüßel so verwunden, daß sie sich todt blühen. Bei all dem Eifer, sie zu vermindern, ist doch ihr Nutzen unwidersprechlich. Sie lockern den Erdboden auf, trennen dicke Erdschollen, vermehren die Menge der Ableger, indem sie verwachsne Wurzelfasern voneinander entfernen, befördern das Eindringen des Regens, und zerstören eine Menge der schädlichsten Raupen und Larven. Ihr Fleisch ist den Arabern ein Leckerbissen. Der Balg gibt sehr weiches Pelzfutter und gute Verbrämungen. Aus ihm werden Tobacksbeutel und in Rußland Säcke gemacht, die die Chineser gern kaufen. Einen Maulwurf in der Hand ersticken zu lassen, soll ein bewährtes Mittel gegen das Fieber seyn, ja sogar die mit der französischen Revolution verloren gegangne Kraft ertheilen, Kröpfe durch Verührung zu heilen.

Mit einem ausnehmend schönen Goldglanze und grün und rötlich gegen das Licht schillernden braunen Haare ist der Goldmaulwurf (T. Aurea 158) bedeckt. Oben spießt der Kopf ins Violette. Die Schnauze, die merklich kürzer als bei dem gemeinen Maulwurfe ist, hat eine weißliche Farbe, und die kahle Nase eine schaufelförmige Gestalt. Die Augen scheinen gänzlich zu fehlen, und auch von einem Schwanz sieht man keine Spur. Unter den drei Klauen der Vorderfüße ist eine sichelförmig gekrümmt und sehr groß. Viel kürzere hat er an den fünf Zehen der Hinterfüße. Am Vorgebirge der guten Hoffnung wird er gefunden.

---

 Tab. XL. & XLI.

## Beutelthier. (Didelphus.)

Der Aeneas 159. Die Beutelratte 160. Der Dpossum 161. 162.

Nicht ohne tiefe Rührung kann man die Anstalten, die der Schöpfer zur Erhaltung der Thiergeschlechter zu treffen wußte, beobachten. Da ist keins verwahrloset, keines, für dessen Fortdauer nicht sichtbar gesorgt wäre, und noch ist alles, was man aus gewissen Versteinerungen auf gänzlich zernichtete Thiergeschlechter schließen wil, bei Weitem nicht zuverlässig genug, um die Allgemeinheit dieser tröstlichen Erfahrung zu bestreiten. Gab nicht die gütige Natur so manchem Thiere, dem sie starke Waffen versagte, an ihrer Stelle eine desto stärkere Mutterliebe, oder schenkte ihm eine besondere körperliche Einrichtung, die seinen Jungen zum Schutze dient. Beides bemerken wir an den Beutelthieren, zu denen man bis jetzt zwölf Ar-

ten rechnet, deren Gattungscharactere wie Hände gebildete Fußsohlen, stumpfe abstehende Daumen und fast nackte Schwänze sind.

Keinen eigentlichen Beutel, in dem die Jungen vollends reif werden, und der zum Gattungsnamen dieser Thiere Veranlassung gab, hat der surinamische Aeneas (D. Dorsigera, le Philandre de Surinam, Buschratte, Marmose 159). Doch will man bemerkt haben, daß auch der weibliche Aeneas seine Jungen sehr klein zur Welt bringe, und sie in eine Falte unter dem Bauche kriechen lasse, wenn sie saugen wollen. In der Gestalt hat der Aeneas manche Aehnlichkeit mit der wirklichen Beutelratte. Seine hellen Augen umgibt ein dunkler Kreis. Sein Leib ist oben rothfahl und hat sehr weiche Futterhaare. Stirn, Schnauze, Bauch und Füße sind gelblich weiß. Starke Borsten umgeben die Schnauze und die Augen, gerade auf stehen die nackten Ohren. Der wenig behaarte, bleiche Schwanz hat bei den Männchen hin und wieder dunkle Flecken. So wie eine Aeneasmutter ihre Jungen in Gefahr sieht, erhebt sie eine pfeifende Stimme. Aldiglich kommen die Kleinen herbei. Der niedergesenkte Schwanz ihrer Mutter mit seinen krausen Haaren dient ihnen nun als eine Treppe, um auf den Rücken zu steigen. Sobald die Familie da angekommen ist, so schwingt die Mutter ihren Schwanz längs dem Rücken hin, und nun rollen die Jungen die ihrigen um den mütterlichen. Jetzt eilt die gute Mutter davon. Sie mag springen wie sie will, die Kleinen halten sich fest genug, um nicht herabzufallen. Eine unterirdische, selbstgemachte Höhle ist ihr Zufluchtsort. Die Jungen grunzen wie Ferkel. Uebrigens hat der Name dieses Thieres das Hinkende der meisten Gleichnisse. Denn Aeneas trug nicht seine Kinder — sondern seinen alten Vater aus dem brennenden Troja.

Die spitzige Schnauze und weite Rachen voller Zähne gibt dem Kopf der Beutelratte (D. Marsupialis 160) ein fuchsähnliches Ansehen. Außerdem hat sie schöne feurige Augen, abgerundete, fast durchsichtige Ohren, und

eine breite Brust. Nahe am Körper ist der sehr lange Schwanz haarig; vorn zu nackt, voll weißlicher Schuppen und Häkchen. Da sie ihn als Wickelschwanz braucht, sich damit aufhängt, in dieser Stellung auf Beute lauert, sich auch zum Spasse hin und her schaukelt, so ist ihr diese Bekleidung des Schwanzes sehr nützlich. Mit ihren händelähnlichen Füßen erhascht sie Vögel und Federvieh sehr geschickt, klettert ungemein fertig, und hat Instinct genug, den kleinen Vogel, den sie gefangen hat, als Lockspeise unter einen Baum zu legen, bis ein größerer kommt, und sie nun beide verschlingen kann. In Ermanglung des Fleisches frisst sie auch Früchte, Mais, Zuckerrohr u. d. Sie macht wie ein Affe tausend Poffen, nimmt oft eine drollige Stellung an, hat aber einen unerträglichen Gestank, und hält ihr oben mit braunen, unten mit blaßgelben weichen Haaren bekleidetes Fell sehr unrettlich.

Nur der Beutel unter dem Bauche unterscheidet das Weibchen von dem Männchen. Es muß einen besondern Grund haben, warum die Beutelratte ihre Jungen vor ihrer völligen Reife zur Welt bringt. Sie sollen dann nicht größer als eine Bohne seyn. Aber die Natur sorgte auf eine andere Weise. Sie gab der Mutter einen Beutel, in welchem die Jungen in der ersten Zeit nach ihrer Geburt wohnen, da sonst die blinden, nackten, hilflosen Geschöpfe am Morgen ihres Lebens umkommen müßten. Hier hinein steckt sie die sorgfältige Mutter, sobald sie geboren sind; hier finden sie die Zitzen, aus denen sie Nahrung saugen, und die nicht eher loslassen, bis sie völlig Abschied bekommen. So gut schließen die Lippen dieses Beutels, daß man nur mit Mühe einen Finger hineinbringen kann. Zwei Knochen, die sonst kein Thier hat, und ganz eigne Muskeln dienen dazu, um ihn nach Willkür zu öffnen und zu schließen, und sichtbar hat die große allgemeine Mutter dafür gesorgt, um sowohl das Zusammenfallen des Beutels, als auch ein schädliches Drücken der darin wohnenden Jungen auf die Eingeweide der Mutter zu verhüten. Hier in diesem Beutel finden

sie ein weiches Lager, denn er ist innen mit zarten Haaren ausgefüttert, finden die wohlthätige Mutterwärme, deren sie bedürfen, finden Schutz vor Raubthieren und rauher Witterung. Auch verlassen sie diesen sichern Aufenthalt nicht eher, als bis sie sehen und selbst Futter suchen können. Bei warmem Sonnenscheine läßt sie die Mutter zuweilen heraus, wo sie dann drollig untereinander spielen. Nähert sich eine Gefahr, so ruft sie ängstlich: Tik, Tik! Schnelligst rettet sich nun alles in die mütterliche Tasche, und jetzt eilt die kleine Caravane im Fluge davon. Wenn es regnet, sorgt die gute Mutter dadurch für die Reinlichkeit ihrer Kleinen, daß sie dieselbe eine Weile naß werden läßt, sie dann mit ihren Pfoten trocknet und sie ableckt. Sie stellt sich zuweilen, als wollte sie ihre Jungen verlassen, nöthigt sie dadurch, sich zu üben, um sich nicht zu sehr auf die mütterliche Sorgfalt zu verlassen, folgt ihnen aber doch in der Ferne, und wacht über sie. Wird die Wiege zu enge, und sind nun die Jungen stark genug, ihre Nahrung zu suchen, so müssen sie heraus. Oft zwar wollen sie wieder in das gewohnte warme Behältniß. Aber die Mutter weist ihnen die Zähne, und verbiethet die Rückkehr auf immer. Endlich erfolgt die gänzliche Trennung unter tausend Liebkosungen von beiden Seiten. Die Jungen sind nun sich selbst überlassen, und stiften eigne Familien. Wer kann sich des freudigsten Erstaunens über eine so höchst gütige Anstalt des Schöpfers enthalten? Und wo ist ein Heimathloser, ohne Dach und Fach, wo ein Waise, ohne Freunde und Obner, der hier nicht voll Trost und Ruhe an das Wesen, unter dem auch Er steht, gedächte, das für ein so unbedeutend scheinendes Geschöpf so liebevoll zu sorgen wußte.

Ehe das Weibchen wirft, so sammelt es sich feines, zartes Gras zu seinem Lager. Hierbei soll ihm der Mann treulich helfen, ja sogar das zwischen den emporgerichteten Beinen mit Gras beladene Weibchen am Schwanz nach dem zum Wochenbette gewählten Orte ziehen. Eine solche Theilnahme sieht ihm nicht ähnlich. Denn er ist

Ein Flüchtling, der während der Mutterorgen seines Weibes andern nachlaßt. Erst wenn die kleine Haushaltung auseinander ist, wird der unterbrochne Umgang wieder fortgesetzt. Das südliche America ist die Heimath der Beutelratte. Sie hat einen so unangenehmen Geruch und einen solchen Hang zum Stehlen, wie der Fuchs. Ihr Gang ist so langsam, daß ein Mensch sie wohl einhohlen kann. Muß sie Stand halten, so stellt sie sich tod. Man mag dann Feuer und Schwert zu hülfe nehmen und sie martern, wie man will, sie wird kein Lebenszeichen von sich geben. Läßt man sie aber liegen und geht davon, so macht sie sich plötzlich auf und versteckt sich. Ihr Fleisch soll angenehm schmecken, und ihre Wolle spinnen die Americanerinnen und färben sie roth.

Recht ausgezeichnet fuchsähnlich sieht der Dpossum (D. Opossum) aus, nur macht freilich der Wickelschwanz einen beträchtlichen Unterschied. Schon allein die Deffnung am Bauche reicht hin, das Weibchen (161) von dem Männchen (162) zu unterscheiden. Die warmen und gemäßigten Theile Americas sind das Vaterland des Dpossums. Gern versteckt er sich unter dem Laube der Bäume, um Vögel zu erhaschen, denen er das Blut ausaugt. Auch schleicht er sich wohl zuweilen in Hühnerhöfe, oder hängt sich an seinem Schwanz auf, und täuscht manches Geschöpf durch sein Stillehalten. Ohne Mühe schleudert er sich so aufgehängt von einem Baume zum andern, um Früchte zu essen. Auch Würmer, Insecten, Kräuter und Wurzeln frißt er. Wie sein Vorgänger stellt er sich, wenn man ihn verfolgt, tod. Seine Stimme ist ein schwaches Brunzen, und wenn man ihn zahm im Hause hält, so spinnst oder schnurrt er, zum Zeichen eines gewissen Wohlbehagens, gerade wie eine Katze.

An der Wurzel eines Baumes bereitet sich das Weibchen ein Wochenbette. Gegen seine Jungen ist es so zärtlich, wie die vorige Beutelratte. Ihren Beutel öffnet diese gute Mutter um keinen Preis. Auch wenn man grausam genug wäre, sie über ein Feuer zu hängen, würde sie es nicht thun. Die Muttertreue kann Schmerzen

leiden, nicht aber die Jungen Preis geben. Sehr leicht wird der Dpossum ein zahmes Hausthier, und läuft seinem Herrn wie ein Hund nach. Dann läßt sich das Weibchen in den Beutel, den es sonst so hartnäckig verschließt, hineingreifen. Ihr übler Geruch macht auch ihr Fleisch unangenehm, obgleich die Wilden es essen. Aus ihren Haaren machen die Luisianerinnen Strumpfbänder und Gürtel.

---

 Tab. XLI.

## Springer. (Jaculus.)

Der Känguruh 163. Der Madaga 164.  
boa 165.

Mit höchst sonderbaren Geschöpfen fangen wir die hasenartigen Gliben an, die sich aber zum Uebergange von den Beuteltieren zu den Hasen sehr gut schicken. Denn was ist sonderbarer, als ein Thier zu sehen, bei dem, was bei den Giraffen so höchst seltsam aussteht, gerade umgekehrt und zwar in einem noch höhern Grade Statt findet. Haben diese ungemein lange Vorder- und sehr kurze Hinterfüße; so zeigen uns dagegen die Springer so kurze Vorderfüße, daß man sie für Mißgeburten halten könnte, indeß die Hinterfüße, wie der Schwanz, eine außerordentliche Länge haben. Nimmt man dieß als Gattungsscharakter an, so gehdrt der Känguruh (J. Giganteus 163) wohl unter die Springer, obgleich ihn Linné, seines Gebisses wegen, unter die Beuteltiere verweist, mit denen er auch durch den Zizensack oder den Beutel nahe genug verwandt ist. Man kennt ihn erst seit Cooks erster Südseeereise, wo ihn sein Begleiter Banks auf der Ostküste

von Neuhoiland, in Neusüdwallis, fand. Sein kleiner Kopf ist windspielartig, die Ohren sind lang und aufrecht stehend. In Absicht der Dünne des Vorder- und der Dicke des Hinterleibes scheint die Natur die gewöhnlichen Verhältnisse ganz verlassen zu haben, die wir bei allen übrigen Thieren wahrnehmen. Die ungemein kurzen Vorderfüße haben fünf, die langen hindern drei Zehen, von denen der mittlere vorsteht und einen starken Ballen hat. Der Schwanz ist lang und dick, das Fell graugelb oder, wenn man will, maufesahl, am Bauche heller. Ein ausgewachsenes Thier dieser Art hat die Größe eines Schafes, und muß über 84 englische Pfund haben, da man noch nicht ganz ausgewachsne von dieser Schwere fand. Und doch geht der Känguruh fast immer aufrecht, bleibt in dieser Stellung mit fest an die Brust gelegten Vorderfüßen, und macht unglaublich hohe und weite Sprünge. Seine Vorderfüße scheinen ihm durchaus nicht zum Laufen, sondern bloß zum Graben und Scharren zu dienen, so wie auch um seine Speise zum Mund zu bringen, die in Gras besteht. Er schreitet gar nicht, sondern macht lange Sätze von 20—28 Fuß von einem Orte zum andern, und legt so einen Weg schneller als ein Windhund zurück. Sein Maul ist zum Beißen zu klein, mit dem Schwanze aber kann er blutrünstig schlagen. Doch ist er durchaus nicht zu fürchten. Sehr lange trägt die Mutter ihr Junges in dem bekannten Beutel. Man hat schon dreizehnjährige gefunden, die vierzehn Pfund hatten, und doch noch von ihrer Mutter getragen wurden. In Gesellschaften von 50 und mehr leben die Känguruhs. Die Jungen werden sehr leicht zahm, sind aber schwer aufzubringen, weil man ihr Futter noch nicht genau weiß. Doch hat man schon mehrere lebendig nach Europa gebracht. Ihr Fleisch ist schlecht. Nur mag es in Neuhoiland, wo man keine solche Wahl wie in Europa hat, besser schmecken. Lange wollte man dieses Thier für das Größte jenes Landes halten. Allein seit man Excremente gefunden hat, die nur von einem Thiere, das so groß als ein Pferd seyn muß, hervorkommen konn-

ten, ist man immer noch in Hoffnung, das Thier selbst anzutreffen.

Doch nicht bloß jene neueste Welt, der fünfte Welttheil, zeigt uns so sonderbare Geschöpfe. In ganz Rußland, in der Tatarey, den mongolischen Steppen, ja bis nach China und Indien hin wohnt der Alakdaga (J. Jaculus. *Alalagtaga* 164), von dem man mehrere Spielarten kennt, die vorzüglich durch ihre Größe sich unterscheiden. Die größten unter ihnen sind wie ein Eichhorn, die mittlern wie eine Hausratte, die kleinsten wie eine Feldmaus. In Absicht der Verhältnisse seines Körperbaues hat er viele Ähnlichkeit mit dem Känguruh. Doch unterscheiden ihn die fünf Zehen an den Hinter- und vier an den Vorderfüßen, und der schwarze Haarbüschel mit weißer Spitze am Schwanz merklich genug. Seine Farbe ist oben gelblich und grau, unten weißlich; die weiße Stelle, die von den Schenkeln bis zum Schwanz sich erstreckt, ist auffallend. Er gräbt sich in der Erde einen Bau. Ein etwas fester Boden auf Anhöhen, oder auch ein salzhaltiger in niedrigeren Gegenden ist ihm dazu am liebsten. Mit den Vorderfüßen gräbt er, mit den hintern schiebt er die Erde heraus. Wenn er zu Hause ist, so verstopft er seine Röhre hinter sich; findet man sie offen, so ist er sicher ausgegangen. Gern macht er auch nach ganz andern Gegenden hin Seitengänge, die aber keinen Ausgang haben, der nur im Nothfalle durchbrochen wird. Röhren, die schief und krumm in die Erde laufen und mehrere Ellen lang sind, führen ins Innere seines Baues, und zu einem geräumigen, weich ausgefütterten Neste. Es befinden sich dabei Nebenkammern, und zwei bis drei Paar können darin wohnen. Dester als einmal im Jahre scheint das Weibchen zu werfen, und seine acht Ziken lassen auf mehrere Junge schließen. Obgleich große Kälte einen solchen Eindruck auf diese Springer macht, daß sie dadurch erstarren, so scheint ihnen doch auch große Hitze nicht angenehm zu seyn. Sie schlummern den Tag über, und gehen nächtllicher Weile munter ihrer

Nahrung nach, von der sie aber keinen Vorrath einzusammeln brauchen, weil sie den Winter verschlafen. Den Tag über ist ihr Schlaf leise genug, um jede sich nähernde Gefahr zu merken. Nach Sonnenuntergang reinigen sie ihre Höhlen, und bleiben dann bis zum Anbruche des Tages außerhalb derselben. Ihre außerordentliche Geschwindigkeit, ihre Sätze nach allen Richtungen, bis sie eine Höhle erreicht haben, macht es sehr schwer, sie selbst zu Pferde einzuhohlen. Ihr Schwanz dient ihnen als ein Fuß; sie stützen sich auf ihn, um sich damit einen Schwung zu geben. Sie können aber auch, wie wir in der Abbildung sehen, auf den Vorderfüßen gehen. Oft richten sie sich wie die Hasen auf, lauschen mit gespitzten Ohren, tanzen drollig auf den Hinterfüßen. In dieser Stellung bringen sie ihre Nahrung mit den Vorderfüßen zum Munde. Sie besteht in allerlei saftigen Pflanzen, Zwiebeln, Rüben, Früchten; daher sie gewöhnlich nicht trinken. Den Harn, den sie lassen, lecken sie wieder auf. Sehr geschickt wissen sie aus einer Wassermelone durch eine einzige Oeffnung alles Fleisch herauszuhohlen, und bloß die Schale und Kerne übrig zu lassen. Die Eingeweide der Vögel ziehen sie ihrem Fleische vor, ja sie selbst bringen sich einander, wenn man sie in ein Behältniß sperrt, um, und fressen sich die Augen und das Gehirn aus. Daß sie an den Eutern der Schafe, unter denen sie gern leben und die sie oft durch ihre wunderlichen Sprünge erschrecken, saugen sollen, ist eine Fabel der Mongolen und Buräten. Hält man sie im Hause zahm, was sie sehr leicht werden, so sind sie den Tag über schlafzig, und schwer zu ermuntern. Beunruhiget man sie, so setzen sie sich zur Wehre. Bei Nacht sind sie voller Thätigkeit und nagen starke Bretter durch. Im Zorn grunzen sie; zuweilen lassen sie auch einen Laut wie junge Katzen hören. Der Wärme gehen sie sehr nach, lassen sich gern in den Busen stecken, und so auch aus ihrem Scheintod im Winter erwecken. Sie sind recht gute Wetterpropheten. Wird es kalt und regnet, so hüllen sie sich sorgfältig ein. In ihr Behältniß muß man ihnen Sand

geben. Ungemein drollig putzen und kratzen sie sich. Raubthiere und Menschen essen sie gern, vorzüglich die Kalmücken und Tataren. Die mongolischen Knaben fangen sie durch Nachgraben und Wassereingießen in ihren Bau. Ihr Fell taugt nichts, und ihre Wirkung gegen die Steinschmerzen mag auch so groß nicht seyn, obgleich die Kirgisen davon viel Ruhmens machen.

Viel Aehnlichkeit mit diesem Springer hat die Gerboa (J. Sagitta, Gerbo, Gerboise, Springmaus 165), und wurde daher oft mit ihm verwechselt. Allein schon der kleinere Kopf unterscheidet sie von ihm; auch sind ihre Vorderfüße noch etwas kürzer, und nur drei mit Haaren eingefasste Zehen befinden sich an den Hinterfüßen. In Absicht der Farbe und der Schwanzquaste kommen sie aber beide ziemlich nahe. In Nordafrika, Arabien, Syrien, Aegypten, auch zwischen dem Don und der Wolga ist die Gerboa zu finden. Sie zieht den weichen Sand, den ihr Vorgänger zu seinem Baue nicht liebte, dem festern Boden vor, baut sich aber übrigens wie jener an. Wurzeln, Zwiebeln, Kräuter sind auch ihre Nahrung. Sie ist ziemlich reizbar und bissig. Die Gefangenschaft scheint ihr unerträglich zu seyn. Wenigstens sah man eine solche Springmaus, die man in einem innen mit Blech beschlagenen Kasten transportiren wollte, einige Blechtafeln ablösen, und das Holz benagen. Ausnehmend leicht und fast wie eine Heuschrecke springt sie sieben bis acht Fuß weit. Wenn sie aufwärts steigt, so bedient sie sich aller ihrer vier Füße; beim Hinabsteigen aber nur der vordern, wobei sie die hintern nachschleppt. Im Gange selbst sieht man sie nie anders, als auf den Zehen der Hinterfüße. Schon die Alten kannten dieses Thier, und Aristoteles und Herodot gedenken desselben unter dem Namen: Zweibeinige Maus. Denn dafür könnte man die Gerboa wirklich zuweilen halten, wenn sie im Sprunge die Vorderfüße so an den Leib andrückt, daß man sie gar nicht gewahrt wird. Auch auf alten Münzen von Cyrene findet man ihr Bild.

## Tab. XLII. XLIII.

## Hase. (Lepus.)

Der Gemeine 166. 167. Der Tolai 168. Der Veränderliche 169. Der Zwerghase 170. Das angorische Ränzchen 161. Das wilde 172. Das zahme 173.

Durch seine außerordentliche Fruchtbarkeit, wie durch seinen ausgebreiteten Nutzen, ein sehr merkwürdiges Thiergeschlecht sind die Hasen. Daß hinter den zwei Vorderzähnen ihrer obern Kinnlade noch zwei kleinere stehen, macht ihren Charakter aus. Einen schmalen, langen, gewölbten Kopf gab die Natur dem Hasen (L. Timidus, le Lièvre, in Ruhe 166, laufend 167). Seine Schnauze ist groß, seine Nasenlöcher geben ihm das Ansehen, als wenn er ein zweites Maul hätte, weil zwischen ihnen keine merkliche Vertiefung ist. Die Oberlippe hat einen ziemlich tiefen Einschnitt, daher man die gespaltne Lippe eine Hasenscharte nennt, nie aber zu den Schdnheiten rechnet. Die großen, hervorstehenden Augen haben keine Wimper. Er hat sie deswegen beständig, selbst im Schlafe, offen, und wird sehend geboren. Ein starker Knebelbart umgibt das Maul. Sogar unter den Fußsohlen und im Maule hat er Haare. Von beträchtlicher Länge sind die Ohren, oder Löffel. Das Männchen, der Rammler, hält sie gerade und näher beisammen nach dem Rücken hin, das Weibchen, der Setzhase, mehr seitwärts auseinander. Auch hat jenes einen wolligern Kopf, einen längern Bart, einen grauen Rücken, und eine etwas kürzere weiße Blume: denn so heißt bei den Jägern das gekrümmte Schwänzchen der Hasen. Der gestreckte Leib der Hasen ist in seiner Länge fast gleich dick, und die Hinterläufte sind länger als die vordern. Sein Gang ist

daher eine Art von Hüpfen, und er läuft weit geschickter Bergauf als Bergab. Vorn hat er vier, hinten fünf Zehen, die sich mit einem stark in die Haut gehenden Nagel endigen.

Fast in der ganzen Welt, nur die heißesten Gegenden unter der Linie ausgenommen, sind die Hasen einheimisch, und hie und da in solcher Menge, daß sie heerdenweise herumziehen und auswandern. Die Beschaffenheit des Bodens und der Nahrung hat sichtbaren Einfluß auf ihre Gestalt und Farbe. Die Berghasen sind dicker und bräuner, als die Feldhasen; die in hohen Gebirgen des Nordens bekommen im Winter ein weißes Kleid; die Sibirischen bleiben beständig weiß; die in Lappland haben nur zwei Monate im Jahre ihr fahlgraues Kleid, die übrige Zeit aber den bekannten weißen Winteranzug, dieses wohlthätige Geschenk der Vorsehung, das in den beschneuten Ländern dem Scharfblick des Raubvogels entzieht. In heißen Ländern sind die Hasen kleiner als in Kältern. Schwarze Hasen sind äußerst selten. In Dresden sieht man ein solches Hasenfell mit blaulichen Extremitäten. Daß jezuweilen Hasen mit Rehähnlichen Geviehen gefunden worden, läßt sich auf keine Weise läugnen. Man hat alle Ursache, zu vermuthen, daß auch sie erst Spieße, dann Gabeln, endlich Enden bekommen haben mögen, die sie wie die Hirsche abwerfen. Vielleicht setzt sich bei einem einsamen Hasen, der ohne Gesellschafterin lebt, und bei vieler Nahrung von Holzrinde und Sprößlingen auch viel Ruhe genießt, der Ueberfluß an Nahrungsstoff auf solche Weise ab. Auch fand man Hasen, bei denen die Zähne, wie zuweilen bei den Eichhörnern, eine monströse Länge bekamen, so daß die armen Thiere sie nicht mehr gebrauchen konnten; jawohl auch Doppelhasen mit zwei Köpfen, vier Eckeln, acht Läufen. Ob ein solcher wirklich, wenn er müde geworden, die vier zuvor ruhenden Läufe gebraucht, und so gewechselt habe, müssen wir dahin gestellt seyn lassen. In Frankreich traf einst ein Jäger zwei in einen Kopf zusammengewachsne Hasen. Sie zerrten an einander, indem einer dahin, der

andre dorthin wollte. Ihre Zwietracht machte es ihm leicht, sie mit der Hand zu fangen.

Der Hase ist ein ganz wehrloses, unbeschreiblich furchtsames Thier. Doch hat sein Schöpfer ihn nicht ganz ohne Schutz gelassen. Zwar ist sein Auge ziemlich blöde, jedoch macht schon die stark hervortretende Stellung desselben und der Mangel an Wimpern, daß es nach allen Richtungen hinsieht. Ueberdas dienen ihm seine schnellen Läufe, sein vortreffliches Gehör, und der sehr scharfe Geruch zu seiner Sicherheit. Eine besondere beizerner Nöhre führt jeden leisen Laut in die Gehörwerkzeuge, und scheint ihn zu verstärken, so daß der Hase auf 400 Schritte auch das schwächste Geräusch hört. Das fallende Laub, das Schleichen der Eidechse kann ihn davonjagen. Eben darum hat er keinen bestimmten Aufenthalt. Doch sucht er, wenn er versprengt worden, gern sein altes Lager wieder. Den Tag über liegt er geruhig. In Nothern gräbt er sich so ein, daß nur vom Rücken etwas hervorragt, und ein sehr geübtes Auge dazu gehört, um ihn zu entdecken. Bei Nacht spielen die Hasen untereinander, rammeln und gehen ihrer Nahrung nach. Gern nehmen sie im Sommer ihr Lager an der Nordseite, im Winter an der Südseite. Auf ihren Vorderfüßen liegt der Kopf wie auf einem Kissen; die Hinterbeine ziehen sie, so viel möglich, an sich. So lieb ist ihnen ihr Lager, daß sie, auch öfters aufgejagt, wieder zu demselben zurückkehren. Daß ihre verschiedenen Namen, Berg = Sand = Stein = Grund = Feld = Wiesen = Busch = Holz = Wild = Bruch = Rohr = Sumpfhasen, auf ihr gewöhnliches Lager sich beziehen, und daß dieß auf Größe und Geschmack Einfluß habe, ist leicht zu erachten. Getreide, Kohl, Wurzeln, Rinde, Knospen sind ihre Nahrung, die sie wiederkauen. In harten Wintern füttern sie die Jäger mit Heu und Erbsenstroh. Nur der äußerste Hunger und wüthende Verliebtheit macht, daß sie zuweilen ihre Zungen fressen. Ihr Leben ist eine Kette von Angst und Sorgen. Sie können es auf sieben bis zehn Jahre bringen. Aber unter Millionen mag dieß nur we-



nigen gelingen. Im März ist die eigentliche Kammelzeit, obgleich das Herumjagen der Seehasen schon etwas früher an heitern, warmen Tagen beginnt. Wüthend sind oft hinter einer Häsfn drei bis vier Kammler her, die sich zerbeißen und zerzausen, daß die Wolle herumstiebt und sich mit den Vorderläufen gewaltig verklopfen. Sie sitzen dabei auf den Hinterbeinen, und die Schläge folgen so schnell, daß man sie nicht zählen kann. Auch hört man das Balgen auf hundert Schritte weit. Am wildesten sind die alten Kammler. Sie verjagen die jüngern und tüchtigern, und müssen daher fleißig gehezt werden. Die Häsfn ist das einzige bekannte Thier, das zu gleicher Zeit völlig ausgebildete und eben erst empfangene Junge in ihrem Leibe haben kann, und also, indem sie setzt, doch noch trüchtig ist. Dreißig bis ein und dreißig Tage trägt sie, und setzt in ein einfaches, mit Wolle gepittertes Lager, oder in abgefallnes Laub zum ersten Male im Jahre nur ein oder zwei Junge, die sie, wenn sie nicht ein Opfer des noch rauhen Frühjahrs werden, zwanzig Tage säugt. Um sie dazu aufzufodern, so schlägt sie die Löffel zusammen, was ziemlich laut klappt. Auf gleiche Weise warnt sie, wenn eine Gefahr sich nähert, ihre Familie. Nach Verfluß dieser Zeit wählen sich die Jungen einzeln ein eignes Lager, in dem sie den Tag über unbeweglich sitzen. Bei den folgenden Säßen hat sie vier bis sechs. Alle Junge haben einen sternförmigen Fleck auf der Stirn, der oft über ein Jahr, bis zur völligen Reife bleibt. Man kann sie leicht aufziehen; sie sind drollig und sehr reinlich, und lassen, wenn man sie hart anfacht, eine Stimme hören, die dem Kindergeschrei nahe kommt. Ihrer Mutter gibt man eben das Schuld, was von den Seidenhasen unläugbar ist, daß sie nicht alle erziehen, sondern mehrere umbringen soll. Daß der Kammler, wahrscheinlich aus Wuth, weil die Sorge für die Jungen die Häsfn abhält, seinen Wünschen entgegen zu kommen, so grausam sey, ist wohl gewisser.

So wenig es den Anschein hat, so fehlt es dem Hasen doch nicht an List und mannigfaltiger Kunst, seinen

Feind zu täuschen. Schon die Ab- und Wiedersprünge sind sehr merkwürdig. Wenn er aus dem Felde nach seinem Lager zurückkehrt, so geht er bei diesem vorbei, wendet sich auf eben diesem Wege zurück, thut mehrere Sprünge nach seinem Lager zu, und andre von demselben weg, und stürzt sich endlich mit einem großen Satz in dasselbe. Durch diese Ab- und Wiedersprünge verwirrt er dem Hunde die Spur. Durch das Getreide weiß er sich schöne Wege durchzumähen, um auch leichter fliehen zu können. Der Aberglaube hält diese Strassen für das Werk der Hexen. Aber er hat noch mehr Kunstgriffe. In seinem Lager sitzt er so fest und drückt sich an, daß es schwer ist, ihn von einer Erdscholle zu unterscheiden. Sah man doch einen gejagten Hasen, nachdem er lange genug gelaufen war, einen andern aus seinem Lager aufzujagen, und sich in dasselbe begeben. Andere springen plötzlich von der Bahn ab, oder bücken sich, damit der Hund über sie hinanschiesse. Zuweilen retten sie sich unter eine Heerde Schafe, machen ein Männchen, und lachen gleichsam den ihnen nachsetzenden Hund aus. Zur Anfang seiner Flucht übereilt sich der Hase nicht zu sehr, um mit seinen Kräften desto länger auszureichen, und er wählet die offene gebahnte Strasse den Gebüsch vor, weil auf jener seine Witterung schneller verfliegt, in dichten Gebüsch aber, die ihn berühren, länger sich hält und seinen Verfolger hüziger macht. Fouilloux sah einen Hasen, der, so oft er ein Jagdhorn hörte, auch wenn es ihm nicht galt, einem entfernten Teiche zueilte, in dessen Mitte Binsen waren, in die er sich verbarg. Andre schwimmen durch Flüsse, springen über Mauern, verstecken sich in das Gesträuch, das oft solche Mauern bekleidet, und lassen die Hunde laufen, wohin sie wollen. Komisch ist's, wie zuweilen der Hase in seinem Lager und der Hund sich unbeweglich ansehen. Wenn die Hasen untereinander spielen, so nehmen sie hundert drollige Stellungen an. Auf ihrer Hinterbeinen stehend, machen sie Männchen, wobei sie die Vorderläufe wie Arme bewegen; eine Gewohnheit, die man dazu benützt hat, um

sie zum Trommeln und Tactschlagen abzurichten. Zuweilen mischt sich der schlaue Fuchs in ihre Gesellschaft, stellt sich lahm und krank, bis der Betrüger nahe genug ist, einen Hasen bei der Kehle zu packen. Außer diesem haben die Hasen auch von andern Thieren viel zu leiden. Wölfe, Luchse, Wiesel, Katzen, und mehrere Raubvögel stellen ihnen sehr nach. Sie bekommen häufig weiße Pocken oder Beulen, die einige für Folgen ihrer Ausschweifungen ansahen, andre aber für Blasenbandwürmer halten. Auch andre Eingeweidewürmer und Flöhe plagen sie. Am gefährlichsten ist ihnen der Mensch, dem nicht nur die Hasenjagd an sich viel Vergnügen macht, sondern den auch der mannigfaltige Nutzen dazu einladet. Schon das Fleisch gibt einen vortrefflichen, nahrhaften Braten, wenn auch gleich nicht jeder in Martials Ausspruch: Unter den vierfüßigen Thieren gebührt dem Hasen der erste Rang! einzustimmen geneigt seyn möchte. Die Morgenländer verachten das Gesetz Moses und der Koran verbieten seinen Genuß. Aber sein Fell hat einen weit größern Werth. Zu Hüten, Strümpfen, Mäßen, Zeugen, Unterfüttern u. d. m. werden die Hasenbälge in ungeheurer Menge gebraucht, und vorzüglich die weißen theuer bezahlt. Rußland verkauft jährlich eine halbe Million, und gewinnt damit 60000 Rubel; in Böhmen werden wenigstens 40000 Stück zu Hüten verarbeitet; das noch mit der Wolle versehene Fell trägt man nicht ohne Nutzen gegen rheumatische Leiden, und die Schwedinnen in und um Dalerne, wo es ungeheuer viel Flöhe gibt, bedienen sich seiner als einer Flöhfalle; den abgeschornen Hasenbalg verarbeitet der Beutler, Siebmacher, Leimsieder; der Abgang bei Kirchnern und Hutmachern gibt guten Dünger; der Hasensprung, ein krummes, zugespitztes Rindchelchen wird als Pfeifenräumer, und ein Theil der Hinterläufte, der noch mit Wolle und Haut versehen ist, von den Vergoldern, Goldschmieden u. a. als eine feine Bürste und Pinsel gebraucht. In der Medicin wurde sonst jeder Theil benützt, ja selbst der ganze Hase, zu Asche verbrannt, denen eingegeben, die an Steinschmerzen litten.

Noch gegenwärtig behaupten die Perser, die Hasenleber mache den Narren klug. Bei uns läßt man dem Hasenfett, als Zug- und Erweichungspflaster, und dem Blut als Mittel gegen die Sommersprossen noch jetzt Gerechtigkeit widerfahren. In manchem Sprichworte hat der Hase die Hauptperson; nur möchte sich ein Hasenherz haben, das Hasenpanier ergreifen, viele Hunde sind des Hasen Tod u. d. leichter erklären lassen, als: da liegt der Hase im Pfeffer. Sehr zu wünschen wäre es, daß ein so nützlichcs Thier durch die Geseze mehr in Schutz genommen, und die Schießzeit eingeschränkt würde. So aber werden gar oft trächlige Häsinnen, und noch dazu zu einer Zeit geschossen, wo das Fell bei weitem den Werth nicht hat, als gegen den Winter hin, wo die Natur für ein dickeres Kleid sorgt.

Viel Aehnlichkeit mit dem gemeinen Hasen hat der Tolai (L. Tolai 168). Er wird in Daurien und in der Mongolei im Freien unter niedrigem Gesträuche der Rabinien und Weiden angetroffen, von denen er lebt. Ob man ihn gleich oft in Höhlen findet, so gräbt er sich doch keine, sondern er rettet sich bloß, wenn Gefahr ist, in die verlassne Höhle eines andern Thiers. Auf der Flucht läuft er gerade aus, ohne Absprünge und Umwege. Er hat ein Wirbelbein weniger am Schwanz, als der gemeine Hase. Seine Ohren haben schwarze Spitzen. Blafgrau, mit etwas Braun gemischt, unten weiß ist sein Balg, der keinen besondern Werth hat. Wie den Tausguten einfallen konnte, gerade ihn unter die Mondflecken zu versehen, das ist fast noch unerklärlicher, als unser Mann im Monde.

In seinem schönen Winterkleide, das, die schwarzen Ohrenspitzen und etwas gelbliche Pfoten ausgenommen, völlig weiß ist, sehen wir den veränderlichen Hasen (L. Variabilis 169). Sein Sommeranzug ist grauröthlich mit mehreren braunen Stellen. An den Seiten ist er grau, am Bauche schmutzig weiß. Er ist etwas länger, als der gemeine Hase, dem er sonst sehr ähnlich sieht. Doch hat sein Schwanz weniger Wirbel. Im ganzen

Norden, aber auch in den Alpen der Schweiz und des Tyrols findet man ihn. In Grönland soll er beständig weiß bleiben, und größer und schmackhafter seyn, als er sonst nicht ist. Bergige Gegenden scheint er Ebnen vorzuziehen. Zuweilen wandert er aus, aber nie in Heerzügen, sondern einzeln. Dann geht er aus den Gebirgen ins freie Feld, zieht aber im Frühjahr wieder in die kältere Gebirgsgegend sich zurück. Sein Balg ist ein starker Handelsartikel. Der ganz weiße wird zu Pelzen und Gebrämen, der gelbgrauliche zu Hüten vorgezogen.

Nicht viel größer als eine Wasserratte ist der Zwerghase (L. Pasillus 170). Sein Kopf ist länger und gestreckter, als ein gewöhnlicher Hasenkopf, die Schnauze aber völig hasenartig, der Körper fast gleich dick und rund; seine Farbe bräunlich grau; die dreieckigen Ohren haben eine weiße Einfassung. Am häufigsten findet man diesen Hasen zwischen den Quellen des Uralkusses und des Ni, in grasreichen Thälern und auf buschigen Hügeln, zumal wo wilde Aepfel- und Zwergbirnbäume wachsen, deren Blüten, Laub und Rinden er sehr liebt. Er gräbt sich Höhlen mit verschiedenen Nöhren und Kammern, gewöhnlich unter Gesträuchen, scheint aber keinen Winter-vorrath einzusammeln. Seine Stimme ist merkwürdig. Sie gleicht einem Wachtelschlage und hat eine so durchdringende Stärke, daß man sie auf eine halbe Meile weit hört, und für eine Vogelstimme hält. Er läßt sie in der Morgen- und Abenddämmerung, unter Tags aber nur dann, wenn sich das Wetter ändert, hören. Seine sehr verborgne Höhle macht ihn schwer zu fangen. Zuweilen geräth er in Hermelfallen. Er ist gar nicht bissig, sondern sehr sanft und ruhig. Nur die verliebten Männchen fallen sich zuweilen untereinander grunzend an. In der Gefangenschaft schreien die Zwerghasen und strecken einem den Kopf wie ein bellender Hund entgegen. Nachts sind sie sehr unruhig, suchen allerlei Schlupfwinkel und klettern an den Wänden hinauf. Am Tage ruhen sie mit offenen Augen. Wenn sie sitzen, so bilden sie fast eine Kugel, im Liegen aber strecken sie den Kopf von

sich. Ihr Gang ist lahm und hüpfend. Sie putzen sich gern und drollig mit den Vorderfüßen. Mit Vergnügen sah einst ein Beobachter eine zahme Zwerghäsin mit sechs nackten, schwarzen, und blinden Jungen, die bei der Annäherung ihrer Mutter fast wie junge Vögel pipten. Oft gab sie ihnen die Brust, deckte sie sorgfältig mit Baumwolle zu, und setzte sich mütterlich wachsam in eine andre Ecke. Durch einen Zufall verloren sie ihre gute Mutter, und überlebten ihren Verlust nur acht Tage.

So offenbar auch die Kaninchen zum Hasengeschlechte gehören, so unterscheiden sie sich doch von den eigentlichen Hasen nicht nur durch ihre Gewohnheit unter der Erde zu bauen, sondern auch durch ihre meist unbehaarte Ohren und kürzere Hinterläufe; auch ist unter ihnen selbst ein Unterschied nicht zu verkennen, wie uns die Vergleichung des Seidenhasen (L. Cuniculus angorensis 171) mit dem wilden (L. Cuniculus, le Lapin Sauvage 172. a. b.), und dem zahmen Kaninchen (175) zeigt. Die wilden sind meistens grau, die zahmen von allen Farben. Uebrigens ist so viel gewiß, daß zwischen den Kaninchen und den Hasen eine beständige Abneigung Statt findet, daß sie zusammengesperret einander wohl gar ermorden, und daß es Büffon nie gelang, von ihnen Bastarde zu bekommen. Eben so scheint auch, was man von einem Umgange einer Kaze mit einem Kaninchen erzählt, wovon die Frucht Junge, die halb Kazen halb Kaninchen waren, gewesen seyn sollen, nicht mehr Glauben zu verdienen, als die Verliebtheit eines andern Kaninchens in zwei Hennen, die es allenthalben begleitet, zwischen denen es geschlafen, ja für die es sogar Brod gestohlen haben soll.

Kleiner, schlanker und leichter als der Hase sind die Kaninchen, aber angenehmer gebildet und seidenartiger anzufühlen. Ein ihnen eigener Muskel am Hinterschenskel dient ihnen wahrscheinlich, den klatschenden Ton hervorzubringen, womit sie theils ihren Zorn äußern, theils andere von Gefahren benachrichtigen. Sie haben mehr Anlagen als die Hasen, und sind äußerst behende. Ihr

Bau verräth viel Instinkt. Mit ihren Klauen graben sie ihn meistens an Abhängen, um vom Wasser weniger besorgen zu dürfen. Zickzacklaufende Röhren führen in das Lager- oder Wohnzimmer der Familie; der Eingang in dasselbe ist enger als die Röhren, um ihrem ärgsten Feinde, dem Fuchs, seine grausamen Besuche zu erschweren. Zur Niederkunft hat das Weibchen, Setzkaninchen genannt, seine eigene Nebenkammer, in der die gute Mutter den zu hoffenden Kleinen mit Moos und ausgerupften Haaren ein weiches Bette bereitet. Durch mit seinem Urin angefeuchtete Erde verstopft sie den Eingang selbst dem Rammeler, der die Jungen in den ersten vier Wochen gern ermordet, damit seine Gattin ihn mehr Aufmerksamkeit schenken könne. Die Nahrung, so wie die Rammeler- und Tragezeit, ist eben dieselbe, wie bei den Hasen. Aber fast vier Wochen bleibt die Mutter bei ihren 4 — 8, ja wohl 12 blindgeborenen Jungen. Etwas früher führt sie ihre Familie aus dem Baue auf die Aesung, und nun erkennt sie der Rammeler für seine Kinder und liebkost sie herzlich, nimmt sie zwischen die Pfoten, leckt ihnen die Augen und ist auch gegen die Mutter voll Freundlichkeit. Bei der geringsten Gefahr klatscht diese, und wie der Wind sind diese in ihrem Baue. Da die Kaninchen öfter und mehr Junge setzen, als die Hasen, und ihre Jungen im dritten Jahre zum ersten Male rammeln, so läßt sich ihre ungeheuerere Vermehrung begreifen. Pennant berechnet, daß ein einziges Paar in vier Jahren sich auf 1,274,480 vermehren könne. Eben dadurch können sie eine wahre Landplage werden, indem sie an Kräutern, Wurzeln, Früchten, Bäumen und in Weinbergen durch Unwählen großen Schaden thun können, und in ihrem labyrinthischen Baue sicherer als die Hasen sind. Soll doch in Spanien einmal eine Stadt eingestürzt seyn, weil Kaninchen sie ganz unterminirt hatten. Um die Hälfte hatten sich einst die Einkünfte der Güter des Prinzen Conde, durch die Menge und Gefräßigkeit der Kaninchen vermindert. Glücklicher Weise arbeiten Füchse, Marder, Iltisse, Raubvögel u. a. Thiere mit dem Menschen um

die Wette an ihrer Verminderung. Um ihres wohlschmeckenden Fleisches und ihres brauchbaren Pelzes willen, hat man Kaninchengehege und Gärten, wo man sie in großer Menge hält. Doch gilt das nur von den Wilden, deren Fleisch ungleich besser als von den Zahmen ist, das man gar nicht achtet. Kann man zu einer solchen Zucht keine Wilde haben, so setzt man Zahme in das Gehege; nach einigen Generationen veredeln sie sich zu Wilden. Ein mit Hügeln und Thälern abwechselndes Feldholz, leichter, sandiger Boden, der ihr Bauen begünstigt, und viel Wachholdergesträuch, das sie ungemein lieben, ist dazu sehr zu empfehlen. Wasser brauchen sie nicht, denn sie trinken so wenig wie die Hasen. Auch ist schon feuchter Boden ihnen zuwider, und sie hören auf zu bauen, sobald sie auf Wasser kommen. Ist der Garten übrigens mit Wasser, wie eine Insel umgeben, so vertritt dieses, da sie nie schwimmen, die Stelle einer Mauer. Ein harter Winter kann unter diesen fleißigen Minirern eine große Verwüstung anrichten. Denn wenn sie auch in ihrem Bau warm genug haben, so nöthigt sie doch der Hunger aus demselben. Da sie nun bei weitem keinen so warmen, dichten Winterrock, wie die Hasen haben; so würde Mangel und Kälte viele hinraffen, wenn man nicht Heu und Hafer für sie zur Fütterung unter einen Schuppen hinlegte. Sie kommen dann gegen die gewöhnliche Fütterungszeit zum Vorschein, warten mit der lebhaftesten Ungeduld auf ihren Pflögater, und versammeln sich, sobald er: Märrens, Märrens! ruft, zu hunderten um ihn. Der Ertrag eines solchen Geheges ist sogar bedeutend nicht, wenn man nicht auch das Vergnügen der Jagd in Anspruch bringt. Denn da man die Zahmen nicht gern ißt, so haben gar viele nun auch ein Vorurtheil gegen die Wilden, die doch vortrefflich schmecken. Die Bälge der weißen, blauen, schwarzen werden zu Gebrämen, Fußdecken, Betten, Mäffen, Futtern, Hüten und Strümpfen verarbeitet. Die schlechtern färbt man. Defensers wurden schon Graue dem Nichtkenner für Feh-

verkauft. In Frankreich macht man aus den Haaren Zeuge und Hüte, die man sonst Dauphin nannte. Die angenehmste Art der Kaninchenjagd ist das Frettiren. Man nimmt ein Frettchen, eine Wieselart, die wir noch näher kennen lernen werden, mit sich, bedeckt jeden Ausgang des Kaninchenbaues mit einem Netzbeutel, den man zuziehen kann, und läßt nun unter einer dieser Hauben das Frettchen hineinschlüpfen. Mit der größten Geschwindigkeit durchrennt es die Röhren, und treibt die erschrocknen Kaninchen vor sich her, die nun vor ihrem Feinde in die unglücklichen Beutel fliehen und sie über sich zuziehen. Erwischt das Frettchen eins, so beißt es dasselbe todt, faugt sich aber in seinem Blute so voll, daß es Tage lang in tiefem Schläfe liegt, und der Jäger seine Zurückkunft umsonst erwartet. Man sucht dies zu verhüten indem man das Frettchen zuvor tüchtig füttert, oder ihm auch einen Maulkorb mit einer Spitze anlegt. Auch mit Schwefelrauch kann man die Kaninchen aus ihrem Baue treiben. Doch kann sie dieser ihnen unerträgliche Geruch wohl ganz aus der Gegend vertreiben. Der Zufall lehrte auch sie mit Krebsen fangen. Ein Krebs gerieth in einen solchen Bau und zwickte sich so an einem Kaninchen ein, daß es hervorkam. Man wiederholte den Versuch und die Jagd gelang vortrefflich. Nur muß man warten können; denn bei den Krebsen will gut Ding Weile haben. Auch werden die Kaninchen gehezt und auf dem Anstande geschossen. Ein Edelmann in Frankreich hat sich die Mühe gegeben, eine Kaninchen-Haushaltung genau zu beobachten. Er fing mit einem Paar an, von dem das Männchen weiß, das Weibchen grau war, und erhielt eine zahlreiche Nachkommenschaft von allen Farben, bei der der Stammvater in der größten Achtung stand. Bei jedem Streite war er Schiedsrichter und bestrafte den Schuldigen auf der Stelle. Pfiff der Eigenthümer zum Füttern, so kam er immer zuerst, stellte sich an den Eingang des Stalles, und ließ alle gleichsam die Musterung vorbeipassiren. Das ganze Völkchen stand für Einen

Mann, und sie vertheidigten sich, Eins das Andre, mit Lebhaftigkeit und Muth.

Seit einiger Zeit hat sich die Zucht der angorischen Kaninchen (171) in Deutschland sehr vermehrt. Ihre langen, weichen Seidenhaare, die man, nach fleißigem Durchkämmen, alle sieben Wochen abscheren kann, geben treffliches Garn zu Handschuhen, Strümpfen, Zeugen, Tüchern, und auch zu Hüten kann man diese Haare brauchen. Ihr Fleisch ist essbar. Man muß aber diese Kaninchen in einer trocknen, gebretterten Kammer halten, ihnen Verschlüge machen, und in kalten Wintertagen sie gegen die strenge Kälte zu schützen suchen. Verpflegt werden sie wie andre Kaninchen, mit Gras, Heu, Gemüscabfällen, Kleyen u. d., Linsen, Wicken, Rüben; auch Brod lieben sie sehr. Die Weibchen tragen vier Wochen und werfen sechs, auch mehr Junge. Wenn sie ihrer zu viel haben, so beißen sie ein Paar todt und verstrecken sie unter ihr Stroh, was einen abscheulichen Gestank verbreitet. Ob die Mutter dies aus Mangel an Milch für so viele thue, oder ob der Kammler an dem Morde Theil habe, ist noch nicht ganz entschieden. Ueberhaupt ist jene, wenn sie Junge hat, bissig und man darf sich vor ihr in Acht nehmen. Da gewöhnlich mehr Männchen als Weibchen fallen, und man nicht viele Männchen zur Zucht nöthig hat, so thut man wohl, die übrigen zu verschneiden. Dadurch werden ihre Haare veredelt und der Geschmack des Fleisches verbessert.

## Tab. XLIV.

## Halbkäninchen (Cavia.)

Das Meerschweinchen 174. Der Paka 175. Der Aguti  
176. Der Kapbara 177.

**N**unde, kleine Ohren und kein, oder wenigstens ein ungemein kurzer Schwanz sind die Gattungscharactere der Halbkäninchen, die sich bald da bald dorthin weissen lassen mußten, bis sie die Ehre erhielten, eine eigene Gattung bilden zu dürfen.

Bekannt genug ist das drollige Thierchen, das seinen Namen der Aehnlichkeit mit einem Spanferkel und dem Umstande zu verdanken hat, daß es zu uns aus der neuen Welt, aus Brasilien über das Meer gebracht worden ist, und daher Meerschweinchen (C. Porcellus, *le Cochon d'Inde* 174) heißt. Seine Gestalt ist etwas unformlich, die Schnauze stumpf und aussen mit einem Knobelbarte, innen mit 20 Zähnen versehen. Die runden breiten Ohren sind am Rande ausgeschweift, aussen kahl, innen etwas behaart; die braunen Augen stehen hervor; die Oberlippe hat eine Hasenscharte, der Hals ist kurz, der Körper hinten dick und schlechterdings ohne Schwanz. Die drei Zehen der Hinterfüsse und die vier der Vorderen haben lange runde Nägel; das mit harten Haaren bedeckte Fell ist fleckig. Aus seiner Heimath, dem südlichen America, wußte man dieses drollige Thier auch in kühleren Gegenden anfäßig zu machen, nur muß es im Winter warm haben. Schlafen, lieben, fressen, das ist der Lebenslauf dieses kleinen Wollstülings. Zu allen Stunden, bei Tag und Nacht, sieht man ihn diese Neigungen befriedigen. Trinken wird er nie, obgleich er alle Augenblicke das Wasser läßt. Saftige Kräuter und der Thau ersetzen ihm die Stelle des Getränks. Alle zwei Monate hat das Weibchen zwei bis vier Junge,

zuweilen auch mehr, nachdem vorher hitzige Kämpfe zwischen den Männchen sich ereignet haben. Sehend und behaart kommen die Jungen zur Welt. Für sie liebevoll zu sorgen nimmt sich die Mutter wenig Zeit. Sie bedürfen auch dieß weniger als andre, denn 12 Stunden nach der Geburt laufen sie schon munter herum und fressen allein. Nach zwölf Tagen hört alle Mutterforge auf. Sie werden dann davon gejagt. Wollen sie nicht, so zeigt der Vater Ernst, und tödtet und frisst sie wohl gar aus Zorn. In zwei Monaten sind sie schon fähig, eigne Familien zu stiften. Man kann daraus schließen, in wie kurzer Zeit ein Paar mehrere tausend Nachkommen haben könnte. Doch arbeiten Frost, Feuchtigkeit, Katzen, Durchfall und Auszehrung, und ihre eigne Liebeswuth an der Verminderung dieser Weichlinge. So fromm und sanftmüthig sie scheinen, so gerathen sie aus Liebe und Fressbegierde leicht in Zorn. Sie knirschen dann mit den Zähnen, beißen und treten einander. Sie fressen alles, womit man die Käninchen füttert, besonders Baumfrüchte und Petersilien, und gleichen ihnen auch in der Hastigkeit und im Wiederkauen. Sie grunzen aus einem gewissen Wohlbehagen, auch wenn sie hungrig sind wie Ferkel, und murmeln beständig, wie wenn sie in einem leisen Gespräche begriffen wären. Wenn ihnen etwas wehe thut, so schreyen sie laut auf. Sie putzen sich oft mit ihren Vorderpfoten, und stellen sich zuweilen, neugierig herumblickend, auf die Hinterbeine. Das schlafende Männchen wird von seiner Gattin bewacht, wobei sie ihn unverwandt anblickt, dagegen erweist jenes dieser denselben Liebesdienst. Weder vom Balge noch vom Fleische der Meerschweinchen kann man viel Gutes rühmen. Bestätigte es sich aber, daß Ratten und Wanzen, diese häßlichen Större unserer Ruhe, vor ihnen die Flucht ergreifen, so verdienten sie doch allgemein das Bürgerrecht. Nur muß man, zumal vor den trächtigen Weibchen, Kleider und Leder wohl verwahren, die sie gern zernagen.

Niedlich sieht der Paka (C. Paca, *le Paca* 175) aus. Er zeichnet sich von dem Meerschweinchen durch einen schlanken Körper, durch den Besitz eines Schwanzes, der Säugethiere I. 20

aber unter den Haaren verborgen liegt, und durch schöne, helle Fleckenreihen auf dunkeln Grunde aus. Er wohnt an den Ufern der Flüsse des heißen America und gräbt sich Höhlen mit drei Fluchtröhren. In jeder wohnt nur einer. Bei Nacht ist er in Thätigkeit, um seine Nahrung im Pflanzenreiche zu suchen, bei Tag bleibt er zu Hause, wenn nicht ein besonderes Bedürfnis ihn heraus treibt; denn er ist sehr reinlich. Sorgfältig verstopft er, wenn er hineingeht, den Eingang mit Blättern und Zweigen. Wird er verfolgt, so stürzt er sich in's Wasser und guckt von Zeit zu Zeit mit dem Kopf heraus, um Athem zu schöpfen. Im Nothfall weiß er sich gegen Hunde zu vertheidigen. Nur Ein Junges wirft das Weibchen, und bleibt bei ihm, bis es erwachsen ist. Die Pakas werden sehr fett und gut zu essen. Graf Buffon hatte einen zahmen, über den er seine Beobachtungen mittheilt. Er war sehr gutartig, ließ sich von bekannten Personen gern streicheln, kranken und leckte die Hände. Fremde Personen aber biß er auch wohl, und Kinder waren ihm vollends unleidlich, wobei er seinen Zorn mit Zähneklappern und Grunzen äusserte. Unbekannte Hunde fiel er an. In seinen Bewegungen war er schwerfällig und träge; nur wenn man ihm Zucker gab, gab er seine Freude darüber durch Sprünge zu erkennen. Alle Arten von Wurzeln und Zwiebeln, auch Brod und Körner fraß er; Fleisch aber ungern. Den Tag über lag er ruhig an einem dunkeln Orte, die Nacht über war er unruhig und nagte an seinem Behältnisse. Seinen Unrath trug er weit von seinem Lager weg, und ein Kaninchen, mit dem er sich im Anfange recht gut verstanden hatte, wurde ihm von dem Augenblicke an unausstehlich, da es sein Lager besudelt hatte. Gern saß er auf den Hinterbeinen und wusch sich mit den vordern Kopf und Bart. Da er nicht sehr empfindlich gegen Kälte ist, so liese er sich vielleicht auch einheimisch machen, und damit, wöchl' ein Gewinn! die Anzahl schmackhafter Braten vermehren.

Gleichfalls im wärmern America wohnt der Aguti (C. Aguti, l'Aguti 176), der noch gestreckter ist, und

einen ziemlich zugespitzten Kopf hat. Ein sehr kleiner, kahler Schwanz ist ihm eigen. Sein ganzer Leib ist mit Warzen bedeckt, auf deren jeder drei Haare wie Schweineborsten stehen. Theils in einem selbstverfertigten Baue, theils in einem hohlen Baume wohnt der Aguti. Wurzeln, Blätter und Früchte sind seine Nahrung, der er am Tage nachgeht. Das Weibchen wirft drei Junge und trägt sie oft wie eine Kaze an einen andern Ort. Sein wohlschmeckendes Fleisch macht, daß man dem Aguti mit Fallen und Schießgewehr nachstellt. Linné hatte einen zahmen, der sich in vielem wie ein Hund betrug. Er lief weg und kam wieder, stieg an den Leuten mit den Vorderpfoten hinauf um Fressen zu betteln, und saß auf den Hinterbeinen und auf die Vorderen gestützt, wie ein Hund. Alles, nur kein Fleisch fraß er. Das Uebrigbleibende vergrub er. Im Zorn sträubte er die Haare und grunzte wie ein Stachelschwein, biß aber nie. Nur wenig und stets mit offenen Augen schlief er. Er konnte wie ein Ferkel grunzen, und wie eine Kaze spinnen.

Auch der Kapybara (C. Capybara, le Cabiai 177) hat mehr Borsten als Haare. Er ist sehr dick und seine Länge beträgt über drittehalb Fuß. Seine Farbe ist schwarz mit gelblich vermischt. Die kahlen Füße sind ganz schwarz und haben, wie bei den Vorigen, vorn vier, und hinten drei Zehen. An den Ufern der ungeheureren Flüsse Süd-americas, besonders des Amazonenflusses, wohnt und lebt er von Kräutern, Früchten, Zuckerrohr. Auch frist er auf den Hinterbeinen aufrecht sitzend. Er ist ein sehr geschickter Taucher und Schwimmer, und kann unter dem Wasser lange aushalten. Dahin rettet er sich, wenn Gefahr ist. Seine Sitten sind faust, und er thut keinem Menschen etwas zu Leide. Man vergleicht seine Stimme mit der Eselsstimme. Er wird sehr fett und bis auf hundert Pfund schwer. Sein Fleisch soll thranig schmecken. Nur ein Paar hält sich immer zusammen und hat nicht mehr als ein Junges, was bei der Menge der Saugwarzen, deren man zwölf zählt, höchst auffallend ist.

## Tab. XLV. XLVI. XLVII.

## M a r d e r (Mustela.)

Der Baummararder 178. Der Hausmararder 179. Der Iltis 180. Der Zobel 181. Das Frettchen 182. Das große Wiesel 185. Das Hermelin 184. Das kleine Wiesel 185. Der Kulon 186. Der Tigeriltis 187.

Wichtig genug, sowohl durch den Nutzen, den ihr zum Theil kostbares Fell gewährt, als durch den Schaden, den ihr gränzenloser Blutdurst anrichtet, sind unter den vielzähligen Säugethieren diejenigen, die man die Marder- oder Wieselfamilie nennen könnte. Alle haben kurze Füße und einen langgestreckten Körper, den sie im Gehen und Sitzen bogenförmig krümmen. In ihrer obern Kinnlade stehen sechs aufrechte, spitzigere, in der untern sechs stumpfe Vorderzähne, von welchen zwei einwärts gekehrt sind. Ihre Lust und ihr Beruf ist Würgen, und wenn sie mit Ratten und Mäusen fertig sind, wofür wir ihnen Dank wissen, so besuchen sie unsere Tauben- und Hühnerhäuser und richten ein entsetzliches Blutbad an.

Leicht könnte man den Baummararder (M. Martus, la Marte, Edel-, Lannen-, Wild-, Feld-, Gold-, Wald-Marder 178) und den Hausmararder für eine bloße Raceverschiedenheit halten. Denn wirklich haben sie im innern und äussern Körperbaue gar viel mit einander gemein. Allein schon die Erfahrung, daß sie, auch wo sie nahe beisammen leben, sich nie miteinander begatten, würde dagegen sprechen, wenn auch nicht gewisse, sich immer gleichbleibende Verschiedenheiten zwischen ihnen Statt fänden. Gelb ist die Kehle des Baummararders und glänzend kastanienbraun sein Haar. Er ist etwas länger und größer als der Hausmararder, seine Ohren sind abgerundeter, die

Beine sind höher, die Haare feiner, dichter, fester gewurzelt, der Schwanz zottiger. Auch ist er scheuer, wilder, vermeidet die menschlichen Wohnungen ganz, lebt in dichten Buchen- und Nadelwäldern auf Bäumen, und scheut das Tageslicht weniger als er. In Baumhöhlen, in erweiterten Nestern von Raben, Tauben, Eichhörnern, auch in Felsenritzen hält sich der Baummararder auf, und wechselt oft mit seiner Wohnung, wenn er sich nicht für sicher genug hält. Er plündert die Nester großer und kleiner Vögel, saugt die Eyer aus, erwürgt die Jungen, überfällt die Alten im Schlafe, ist wie im Fluge hinter dem Eichhörnchen und der listigen Haselmaus her, verschont keine Maus, und geht, wenn er einmal den Weg zur Schneuß gefunden hat, täglich hin und holt aus den Schlingen, was sich gefangen hat. Schleicht er sich doch selbst dem Adler, der Ohreule auf den Rücken, und klammert sich fest. Umsonst suchen sie ihr Heil in ihren Flügeln, sie tragen ihren Mörder mit sich, der sie so lange zerbeißt, bis sie ohnmächtig herabstürzen. Auch Baumfrüchte, Haussamen und Honig liebt er sehr. Nach neun Wochen Tragezeit wirft das Weibchen in ein mit Moos weich ausgefüttertes und erweitertes Nest, dessen Eigenthümer vielleicht das Opfer wurde, um den Anfang des Aprils, drei bis vier Junge, für die es liebevoll sorgt, und um ihren Aufenthalt nicht zu verrathen, etwas entfernt auf Raub ausgeht. Sehr drollig und leicht zu zähmen sind die Jungen, und werden nicht leicht böse, wenn man sie nur nicht im Fressen und Schlafen stört. Sie gewinnen einander sehr lieb, so daß man ein Beispiel hat, daß, da einer starb, der andre sich auf seinen todten Freund legte, keine Nahrung mehr zu sich nahm und ihm bald nachfolgte. Zwar richtet dieser Marder unter Feldhühnern, Waldhasen und andern uns nützlichen Thieren ziemliche Verwüstungen an, aber wir wollen doch nicht vergessen, daß er nicht nur viele tausend schädliche Mäuse vertilge, sondern auch durch seinen vortrefflichen Balg den Schaden vergüte. Es gibt Marderfelle, die man dem Zobel gleich hält. Vorzüglich geschätzt ist der Theil, der sich längs dem Rücken bis zum Schwanzende erstreckt.



Gefärbt und ungefärbt gehört diese Fell zu den kostbarsten Pelzen. Nur schade, daß es öfters gefleckt ist, was vom Honiglecken herkommen soll. Im Winter ist es am schönsten. Kommt der Jäger dem Neste des Marders, unbemerkt von ihm, nahe, so flieht er nicht, wenn er ihn erblickt. Ja er kann sogar, wenn er ohne Gewehr ist, dieses zu Hause holen. Nur muß er auf einen Stock ein Kleidungsstück neben den Baum stellen. Unverwandt wird es der Marder, bis er zurückkommt, ansehen, und so erlegt werden können. Hört er Hunde, so flieht er nicht. Er läßt sie ganz nahe kommen, dann springt er erst auf einen Baum, legt sich auf einen Ast und sieht sie unter sich weglaufen. Um sein Fell zu schonen, fängt man ihn gern in Fallen, Fuchseisen, mit Schlaghölzern u. d. m.

Wir haben schon Einiges angeführt, was diesem Baummarder von dem Hausmarder (*M. Foina, la Fouine*, Stein-, Dachmarder 179) unterscheidet. An in die Augen fallendsten ist die weiße Kehle und Brust. Seine Farbe ist grau-roth, hier und da schwärzlich. Die weißlichen Wollhaare hart am Leibe scheinen etwas durch, und geben dem Felle ein helles Aussehen. Er verbreitet einen sehr üblen Geruch, der von einer Feuchtigkeit, die sich in den am Mastdarme befindlichen Bläschen sammelt, herrührt. Er ist munter, listig und sehr behende. In der höchsten Wand läuft er hinauf, durch die kleinsten Löcher windet er sich durch, und selbst zum Schwimmen machen ihn seine halbverwachsenen Zehen sehr geschickt. Er geht fast nie, sondern springt beständig mit erhabenem Rücken. Seinen Raub bemerkt er in einer großen Ferne. Wenn er verfolgt von einer Hölhe sich herabstürzen muß, so kommt er wie die Katze auf alle vier Beine zu stehen, schüttelt sich und läuft dann munter davon. Er fürchtet die Gewitter, wenigstens läuft er dann wie rasend herum, sucht Gesellschaft von seines Gleichen und macht großen Lärm. Ein abgesetztes, helles Geschrei läßt er in der Noth, oder wenn er mit andern spielt, und ein dumpfes Wucksen in der Begattungszeit hören. Diese ist im Februar. Schreyend und beißend sind dann die Männchen in Liebeswuth hinter dem Weib-

chen her. Nach neun Wochen werfen diese auf ein mit Heu, Federn und ihren Haaren bereitetes Lager in eine Steinkluft vier bis fünf Junge, für die sie drei Monate lang treulich sorgen. Während dieser Zeit kommen sie zuweilen beim Sonnenschein hervor, und machen tausend Poffen. Merkt die Mutter Gefahr, so trägt sie ihre Faszen sich leicht zähmen, sind dann äußerst kurzweilig, vergreifen sich an keinem Hausthiere und kehren, wenn sie ausgehen, zur Tischzeit wieder zurück. Doch thut man wohl, ihnen die Eckzähne auszubrechen. Sie fressen dann fast alles. Im zweiten Jahre sind sie reif, im zwölften ihrem natürlichen Tode nahe. Felsenkläfte, Mauerritzen alter Gebäude, die Böden von Kirchen und andern steinernen Gebäuden, auch Ställe und Scheune sind der Aufenthalt der Hausmarder. Sie scheuen das Licht und schlafen am Tage, wobei sie ihre Augen mit ihrem Schwanz bedecken. Aber die Nacht ist ihre Freundin. Wenn alles im Schlummer liegt, dann verläßt dieser grausame Bürger seine Höhle, weiß auf die listigste Weise in Tauben- und Hühnerhäuser zu kommen, und richtet eine gräßliche Niederlage an. Die jüngern frist er, den ältern beißt er die Köpfe ab und saugt das Blut aus, auch die Eyer zerstört er. Dabei läßt er zum Danke für die gute Nahrung oft einen solchen Gestank zurück, daß keine Taube noch Henne mehr in dem Stalle bleiben will. Er klettert auf Bäume, schwimmt durch das Wasser nach den Entenhäuschen, mordet alles was Leben hat, und trägt ein Stück nach dem andern, durch das Wasser schwimmend, in seine Höhle. Aber freilich nicht immer wird so hoch geschmauft. Der Vorsichtige verwahrt seine Enten, Gänse, Hühner und Tauben; die kindische Sucht, alles zu schießen, verjagt gegen die Gesetze der Natur nicht ungeahndet frevelnd, aus einer Gegend alles was fliegen kann, so daß es keine Nester mehr zu leeren gibt; und nun müssen Frösche und Mäuse statt des Geflügels dienen, und der naschhafte Marder erscheint wohl wie ein hungriger Hund unter den Fenstern,

um zu sehen, ob es keine Knochen gibt. Auch Früchte, besonders Kirschen und Pflaumen liebt er. So fein und wirklich politisch er sich darin zeigt, daß er in dem Hause, in dem er wohnt, nie raubt; so ist er doch darin desto einfältiger, daß er den Weg, auf dem er einmal so glücklich war, gute Beute zu machen, nicht leicht verläßt. Denn das wird sein Unglück. Man kann ihn daher leicht erwarten, um ihn zu schießen, oder in einer Zellerfalle zu fangen. Da diese eine Pfote einklemmt, so muß man bald dazu kommen, um ihn zu tödten, sonst beißt er sich die Pfote ab, und hinkt davon. Sein Balg gibt sehr gutes Pelzwerk, und kommt aus Schweden vorzüglich schön. Seinen Roth braucht man zu Verfälschung des Bisams.

Durch seine schwarzbraune Farbe und die weiße Einfassung des Mauls und der Ohren zeichnet sich der Iltis (*M. Putorius*, *M. Putois*, Rabe, Ilt, Ull, Stänkerratz, Teufelskind, Hausunk u. 180) aus. Er hat Aehnlichkeit mit den Mardern. Doch sieht er lustiger aus, und nähert sich dem Fuchs. Sein Schwanz ist kürzer. Er trägt ihn fast gerade ausgestreckt. Seine dunkle, zuweilen beinahe schwarze Farbe ist bloß das Werk der dunklen Spitzen der langen grauen Haare. Die kürzern sind wollig und lichtgelb. Der Iltis lebt in Wäldern, in Häusern und auf dem Felde. Scheuren, Holzhaufen, verlassene Höhlen anderer Thiere oder auch selbstgegrabene, dergleichen hohle Bäume sind sein Aufenthalt, und er kann zuweilen Ställe und Scheuren untergraben. Im Winter zieht er sich gern nach den Dörfern und Städten. In dem hüpfenden Gange, in dem er Behendigkeit, List und Raubgierde verräth, kommt er dem Marder gleich, nur ist er im Klettern nicht so geschickt. Kommt er in Tauben- oder Hühnerhäuser, so erwürgt er nicht alles, wie der Marder, sondern bloß einen Bewohner tödtet er, und schleppt ihn in seine Wohnung. Ganze Haufen Eier, auch Frösche trägt er in seine Schlupfwinkel. Im Winter macht er Jagd auf alle Mäusarten. Auch Schnecken und Heuschrecken frisst er. Die an der Erde nistenden Vögel haben von ihm alles zu fürchten. Er arbeitet sich unter der Erde in die Ställe der Ra-

ninchen und erwürgt sie, wirft Bienenstöcke um, damit er den Honig, den er liebt, auslecken könne, und ficht zumal im Winter manche Forelle. Auch die Iltismännchen schreyen und beißen um die Begattungszeit im Februar wie die Wüthenden. Nach zwei Monaten wirft das Weibchen, am liebsten in einen Holz- oder Reifighaufen, vier bis sechs Junge, auf ein mit Heu und Moos bereitetes Nest, für die es liebevoll sorgt. Mutterliebe gibt ihm Muth und List. Feind zeigt es, indem es, wenn ein ungewöhnliches Geräusch eine Gefahr vermuthen läßt, aus seinem Schlupfwinkel hervortritt, um sich dem Feinde entgegen zu stellen; und diese, daß es seinen, wie seiner Jungen abscheulich stinkenden Urath sorgfältig entfernt, um seinen Aufenthalt nicht zu verrathen. Die Jungen lassen sich zähmen, nur muß man ihnen die Eckzähne ausbrechen, sonst kann schnell die angeborne Raublust erwachen. So ging es einem Frauenzimmer, die einst ein Paar ganz jung gefangene Iltisse ihrer säugenden Rabe gab. Sorgfältig ernährte diese ihre Pfleglinge, und sie blieben lange beisammen. Nach einem halben Jahre erwürgten sie in einer Nacht das ganze Hühnervolk, wofür sie aber auch am andern Tage beim Frühstücke verurtheilt wurden, ersäuft zu werden. Auch die Iltisse beißen sich, wenn man sie in Zellerfallen gefangen hat, das Bein ab, um frei zu werden, oder verscharen sich, wenn sie können, mit der ganzen Falle unter die Erde. Mit Drathschleifen, Schlaghdzern, Garn, Fallen fängt man sie gleichfalls. Nichts macht den Iltis wüthender, als wenn er das Wehen und Klirren eiserner Instrumente an den Steinen hört. Dann kommt er hervor, macht mit funkelnden Augen einen Rakenackel, fleischt die Zähne, und geht mit Zischen und Knurren auf den los, der das Geräusch macht. Aber eben dadurch kann man ihn zum Schusse bringen. Uebrigens wehrt er sich tapfer seiner Haut, und sucht sich, außer Beißen und Schreyen, gegen den Hund auch dadurch zu vertheidigen, daß er ihm ins Gesicht pißt. Die Tschurwassen essen das Fleisch des Iltis. Sein Balg gibt gutes, dauerhaftes Pelzwerk, nur riecht er ziemlich lange sehr übel, das längere Haar gibt

gute Malerpinsel. Man kann den zahmen Feltis, wie das Frettchen, zur Kaninchenjagd brauchen.

Durch sein allgemein kostbares Fell wurde der Zobel (M. Zibellina, la Zibeline 181) gewisser Maßen Wohlthäter der Menschheit. Denn nicht nur, daß er vielen Hunderten durch Fang, Handel und Bearbeitung, Brod und eine treffliche Winterbekleidung, und Mittel, ihren Tribut zu entrichten, gibt; so hat er unwidersprechlich dadurch dem Menschen noch größere Dienste geleistet, indem er und die Begierde, mit der man ihn aufsuchte, die Veranlassung war, die nördlichsten Gegenden Asiens, trotz allen Beschwerden, zu untersuchen, Physik und Länderkunde und Naturgeschichte zu bereichern, und selbst den Samen der Religion und Cultur dahin zu bringen. Ein glänzend braunes Fell, das im Gesicht und an der Brust etwas heller und ins Grauliche fallend ist, zeichnet ihn aus. Er bewohnt den ganzen nördlichen und waldigen Strich Sibiriens, und die Ufer der Flüsse, die sich ins Eismeer ergießen. Je wilder, kälter eine Gegend ist, desto schöner findet man ihn vorzüglich im Winter. An Behendigkeit, List und Stärke thut er den Mitgliedern seiner Familie noch zuvor, und leicht bezwingt er Katzen, Hasen &c. Doch läßt er sich völlig zähmen, und setzt sich dann gern auf den Schooß seiner Wohlthäter, um sich zu wärmen. Steller sah einen, der von freyen Stücken die Häuser besuchte, in denen er sich erinnerte, etwas zu fressen bekommen zu haben. Erschröckte ihn ein Hund auf der Straffe, so nahm er seinen Rückweg über die Dächer. Wenn dem Zobel der Werth seines Felles genau bekannt wäre, so könnte er es nicht sorgfältiger vor Schmutz und Nässe verwahren, als er wirklich thut. Er schreit aus Hunger fast wie eine Elster, und knurrt und klafft im Zorn fast wie ein Hund. In schönen sternenhellen Nächten geht er seiner Nahrung nach, wenn es aber schneit und stürmt, was er sehr richtig ahndet, so schläft er so fest in seinem Lager, daß man ihn rütteln kann, wie man will. In einiger Entfernung von diesem, das gewöhnlich in hohlen Baumstämmen vom reinsten Moose bereitet wird, macht er sich zwei Winkel zurechte;

der eine enthält Vorrath für stürmische Tage, der andere ist für seinen abscheulich riechenden Unrath bestimmt. Im April, nach zweimonatlicher Tragzeit, wirft das etwas kleinere Weibchen zwei bis fünf Junge. Die Nahrung der Zobel sind im Sommer Eichhörnner, Wiesel, Hasen; im Winter Vögel, vorzüglich Schnee- und Birkhühner, auch allerlei Beeren. Im zahmen Zustande lieben sie Brod, Zucker, Honigkuchen. Gern holen sie aus den Fallen gefangene Thiere, und schleichen auch Füchsen und Wölfen nach, um ihren Raub verzehren zu helfen.

Keine Art der Jagd wird regelmäßiger betrieben, als der Zobelfang; aber ganz falsch ist die allgemeine Sage, daß Gefangene und Soldaten dazu gebraucht werden. Eine große Gesellschaft von Jägern und Tagelöhnern, die sich wieder in kleinere zertheilen, worunter immer Einer Anführer ist, machen sich auf den Weg nach den entlegnen Wohnungen der Zobel. Sie sind, außer Hunden und Jagdgeräthschaften, auch auf drei bis vier Monate mit Lebensmitteln, Mehl, Grütze, Salz versehen. Da, wo der Fang geschehen soll, bauen diese Nomaden Hütten, in denen sie Frost und Schnee abwarten. Zuvor aber beten sie in der Kirche um einen glücklichen Fang, und geloben das erste Zobelfell. Wenn sich die kleinen Gesellschaften in den unermesslichen Waldungen zerstreuen, so bezeichnen sie die Bäume, um den Rückweg zu finden. Sie stellen Schlagbäume in Menge auf, und sehen öfters nach, was sich gefangen hat. Der Anführer streift den Balg ab und begräbt den Körper; andere führen auf mit Hunden bespannten Schlitten Lebensmittel den entlegnern zu. Geht der Zobel nicht mehr in die Falle, so wird er in Netzen gefangen, indem man ihn mit Rauch aus seiner Höhle jagt, oder auch die Bäume fällt, auf denen er ist. Ein Netz mit Gldächchen, die seinen Eintritt in dasselbe melden, fängt ihn auf, und abgerichtete Hunde brechen ihm das Genick. Mit eintretendem Frühlinge kehren die Nomaden zurück, ziehen das ab, was der Kirche und der Krone gebührt, und vertheilen den Rest gleich. Die Erfahrung, daß der Regierung meist nur

die schlechtern Felle zugeschickt, die bessern aber für den speculirenden Kaufmann zurückbehalten wurden, hat den sonst gewöhnlichen Tribut an Zobelfellen in eine Kopfsteuer zu verwandeln gerathen. Die besten bekommt man um den Jakutz, Nordschinsk, um den Baikalsee. Nie anders als Paarweise werden sie von einem bis gegen zweihundert Rubel verkauft. Für ganz besonders seltne Felle sind schon so ausschweifende Preise, wie in Holland für gewisse Blumen, gefordert worden. Die ganz schwarzen werden vorzüglich hochgeschätzt. Ein solches mit einem Silberglanze kostet gegen 1000 Rubel. Schwärze, Dichtigkeit, Länge und Glanz der äussersten, die Bräune der kürzern, und die Dunkelheit der hart an der Haut liegenden Wollhaare bestimmen den Werth. Sie lassen sich vor- und rückwärts streichen. Pallas sah auch feuerrothe, glänzend weiße und rothgelbe von der höchsten Schönheit. Die Schwänze und Füsse werden besonders Hundertweise zu zehn bis zwanzig Rubel verkauft. Der Gebrauch dieses kostbaren Pelzwerks ist allgemein bekannt.

Wir haben des Frettchens (M. Furo, *le Furet* 182) bereits als eines unermüdeten Kaninchenjägers gedacht. Größtentheils darauf, und etwa noch auf den Vogelfang, wozu man es in Frankreich abgerichtet hat, beschränkt sich sein Nutzen. Es stammt aus Africa her, wird aber jetzt fast in allen gemäßigten Ländern gefunden. Blutsaugen ist auch bei ihm Naturtrieb. Im wilden Zustande lebt es von kleinen vierfüßigen Thieren, Vögeln, Fischen, auch frisst es Honig; im zahmen Brod, Kleie, Milch. Seine Farbe ist blaßgelb; zuweilen findet man doch einige mit kastanienbraunen Rückenhaaren. Ziemlich zornmüthig, aber gelehrig ist das Frettchen. Seine Augen sind feurig; seine Bewegungen verrathen Lebhaftigkeit und Stärke. Es schläft ziemlich viel, riecht stark nach Bisam, und lernt seinen Herrn schwer kennen. Je mehr es gereizt wird, je mehr stinkt es. So tödtlich ist seine Feindschaft gegen das Kaninchen, daß auch das kleine Frettchen wüthend auf das arme Thier zustrzt,

ihm einen tödtlichen Biß ins Genicke versetzt, und ihm das Blut ausaugt. Es schläft darauf ein, und frisst das Thier erst, wenn es ausgeschlafen hat. In der Brunstzeit sucht das Weibchen das Männchen selbst auf, und ist so heftig, daß es stirbt, wenn es seine Begierde unbefriedigt lassen muß. Sechs Wochen trägt es, und wirft 5 — 9 Junge, die es zuweilen, bald nach der Geburt, ohne weiters auffriszt. Sie bleiben 35 — 37 Tage blind, und es ist drollig, sie in diesem Zustande um die Mutter spielen zu sehen. Bald nachdem sie sehen, kann man sie zur Jagd brauchen. Ihr Instinct ist ihr Lehrer. Zuweilen sollen Reisende in Spanien ein solches Frettchen bei sich führen, das sie aufs Jouragiren ausschicken, ehe sie in den dortigen Gasthöfen absteigen, die so vortrefflich sind, daß man in ihnen alles nur Mögliche haben kann — wenn man es selbst mitbringt.

Auszeichnender Character des großen Wiesels (M. Erminea, *le Roselet* 183) ist die schwarze Schwanzspitze, und sie fehlt auch dem weißen Wiesel (M. Erminea alba, *Hermelin* 184), so wie dem, das bloß im Winter ein helleres Kleid bekommt, nie. Das große Wiesel, das in allen kalten und gemäßigten Ländern der neuen Welt einheimisch ist, ist ein schlankes Thier, das aber der große Kopf und lange Hals etwas verunstaltet. Kühnheit und Munterkeit verräth sein ganzes Betragen, nur stinkt es abscheulich. Dagegen scheint ihm ein häßlicher Geruch eben so wenig unangenehm geworden zu seyn, daß man einst eine Wieselin in einem furchtbar stinkenden Wolfsbaas ihr Wochenbette ganz vergnügt halten sah. Seine Farbe ist im Winter eine Art von graubraun oder lederbraun, das im Sommer etwas heller, röthlicher wird. Der Unterleib, mit Inbegriff der Kehle, ist immer gelblich oder weiß. Doch findet man eine Menge Varietäten. In Wäldern, in hohlen Bäumen, in Uferhöhlen, in Maulwurfsbauten, in Mauerschern, selbst in Scheunen und Ställen halten sich die Wiesel auf. Sie sind äußerst behende und räuberisch, klettern so fertig wie die Eichhörnchen, winden sich durch die engste Ritze,

schwimmen sehr gut, und spielen grausam mit ihrem Raube, bis sie ihn erwürgen. Alle Mäuse haben einen grimmigen Feind an ihnen. Alle Arten von Eiern saufen sie aus; alles Geflügel würgen sie, saugen ihr Blut, fressen die Jungen. Ja sogar das Rebe überfallen sie im Schlafe, beißen sich in das Genick des Thieres ein, durchfressen ihm die Halsflecken, bis es nach fruchtlosem Rennen erschöpft niederstürzt. Eben so werden sie im Norden Meister des wüthenden Bären. Fünf Wochen nach im März gescheneher Begattung wirft das Weibchen, auf ein weiches Lager von Wolle Feder und Moos, 3—8 blinde Junge, sorgt vier Monate für sie, trägt sie zur Sicherheit, wenn Gefahr ist, an einen andern Ort, und unterrichtet sie treulich im Norden, eine Kunst, die sie an armen Mäuschen erlernen. Sie vertreiben sich lange die Zeit damit, bis der tödtende Biß erfolgt. Katzen und Hunde sind die großen Feinde der Wiesel, sie dürfen aber Muth und Stärke haben, sonst werden sie übel zerbissen. Mit Schlingen, Fallen, Flinten, Hunden sucht man sich ihrer zu bemächtigen. Durch ihren Fleiß in Vertilgung der Mäuse verdienen sie unsern Dank. Nur wird auch manches edlere Thier ihr Opfer. Der Balg der braunrothen hat keinen großen Werth; desto kostbarer ist der weiße. Selbst in Absicht auf medicinischen Gebrauch wird er zur Vertreibung der Geschwülsten, gegen das Schwinden der Glieder sehr hoch geschätzt; daher die Kürschner die in Deutschland gefangnen Wiesel- oder Hermelinfelle selten zu kaufen bekommen. Bei den Tataren besucht der Arzt seine Kranken mit einem solchen Fell um den Hals, das aber metallne Augen hat, und trommelt dabei beständig sehr stark. Auf dieses allein beschränkt sich seine medicinische Hilfe — vielleicht zum Glück des Kranken. Die aus Norden kommenden Hermelinfelle, zumal die bloß aus den Schwänzen zusammengesetzten, haben einen hohen Preis.

In Absicht auf Gestalt, Sitten, Aufenthalt, Nutzen und Schaden hat das kleine Wiesel (M. Vulgaris, la Balette, Heermännchen 185) mit dem großen viel ge-

mein; nur ist es kleiner, hat einen kürzern Schwanz ohne merklichen Haarbüschel, eine graubraune Farbe, die im Sommer heller wird, oben, und eine weiße unten. Es ist ein sehr munteres, diebisches Thier, das eben so gern, wie jenes, Blut und Eier ausaugt, und von dem man an gedödteten Tauben bemerkt hat, daß es die große Halsschlagader pünctlich zu treffen weiß, weil man sonst keine Spur einer Wunde oder Quetschung am Halse findet. Auch Eidechsen und Frösche frist es, und wird uns durch Vertilgung vieler Mäuse und Maulwürfe nützlich. Sein Balg taugt bloß zu Unterfutter.

Ein ungemein schönes Thier von dieser Gattung ist der Kulon (M. Sibirica 186). Hoch rothgelb ist sein ganzer dichter Pelz, nur liegt zwischen der hellern Schnauze und den Augen eine dunklere Stelle. Auch an der Kehle sind lichte Flecken, und silbergraue Haare umgeben die Fußsohlen; langhaarig und dickbewachsen ist der Schwanz. Der Aufenthalt dieses Geschöpfes sind die waldigen Gegenden Sibiriens. Man fängt es um seines Pelzes willen, der in China höher, als in seiner Heimath geschätzt wird, auf mancherlei Art. Die Tataren nennen es Vielfracß, weil es fast alle in Schlingen gefangene Thiere herausholt und frist. Auch plündert es Dörfer, und holt den Bauern Fleisch und Butter aus ihrer Vorrathskammer.

Viel vom Iltis hat in seiner Gestalt der sehr angenehm gefleckte Tigeriltis (M. Sarmatica, le Perouaska 187). Nur ist sein Kopf schmaler, Leib und Schwanz länger. Eine weiße Binde läuft um den übrigen schwarzbraunen Kopf. Auch um die Schnauze und die Ohren sieht man weiße Flecken. Kastanienbraun, regellos gefleckt ist sein ganzer Leib. Hamster, Springer, Zeisel, auch Bdgel sind seine Nahrung, der er nächtlicher Weile in den Steppen zwischen dem Don und der Wolga nachschleicht. Er wohnt bald in einem selbstgemachten, bald in einem von andern eroberten Baue. Wenn er läuft, so hält er den Rücken gekrümmt, den Schwanz gerade ausgestreckt. Sein Balg wird sehr geschätzt.

## Tab. XLVIII. XLVIX.

## Das Stinkthier (Viverra).

Das Zibeth 188. Die Genette 189. Der Skunk 190.  
Der Schneumon 191. Der Großohr 192. Der Coaiti 193.  
Der Chinche 194.

Ein fuchsähnlicher Kopf, ein Schwanz, der bei den meisten dem Raßenschwanz gleich, sechs Vorderzähne oben und unten, von denen der zwischen dem mittelsten und äußersten in der untersten Kinnlade auf beiden Seiten befindliche weiter einwärts liegt, und eine Zunge mit rückwärtsliegenden Stacheln, dieß sind die Gattungscharacteren der Stinkthiere oder Viverran, deren man schon dreißig Arten kennt. Doch sind alle Ausländer.

Daß man das Zibeth (V. Zibetha, *le Zibet*, *la Civette* 188) Zibethkaze nannte, könnte leicht auf den irrigen Schluß einer großen Ähnlichkeit mit der Kaze führen. Schon der Kopf ist völlig anders und nähert sich dem Fuchskopfe. Es ist größer als die Kaze. Der lange Schwanz ist schwarz und weiß geringelt, der graue Rücken hat schwarze, wellenförmige Streifen. Das südliche Asien und Africa ist das Vaterland der Zibeththiere. Sie sind wild und räuberisch, stellen kleinen Thieren nach, fressen aber auch Wurzeln. Zuweilen bestehlen sie die Hühnerhöfe. Im zahmen Zustande gibt man ihnen rohes Fleisch, Eyer, Fische, Reis u. Unter dem Schwanz haben sie einen kleinen Beutel, in dem sich eine klebrige, pomadenartige Feuchtigkeit sammelt, die einen so starken Wisamgeruch hat, daß er sich dem Felle und dem Fleische mittheilt. Als noch die Tyrannin Mode wollte, daß alles nach Wisam roche, hatten diese Thiere einen großen Werth, und noch dient der Zibeth den Apothekern und Parfümiers. Um ihn zu bekommen, sperrt man sie in Holland in Käfige, in denen sie

sich nicht umdrehen können, zieht sie beim Schwanz an die Stäbe derselben, verschränkt den Thieren mittelst eines Stockes die Hinterbeine, und hohlt mit einem silbernen Löffelchen wochentlich ein Paar mal den Zibeth heraus. Je besser man das Thier nährt, um desto reicher ist die Ausbeute, und es scheint selbst zuweilen einen Drang zu haben, sich des des Menschen so werthen Unraths zu entledigen. Der holländische ist besser, als der ostindische, wo er häufig verfälscht wird.

Ziemlich nahe kommt dem Zibeththiere die Genette (V. Venetta, *le Genette* 189) in der Gestalt, doch hat sie eine spitzigere Schnauze, verhältnißmäßig kürzere Beine, und einen etwas längern Schwanz. Ihr aschgraues, mit braunroth überlaufenes, weichhaariges Fell hat eine Menge unregelmäßiger Flecken, die auf dem Rücken größer, an den Seiten aber kleiner sind. Die Feuchtigkeit, die sie in den Afterfächchen hat, riecht etwas schwächer, als Zibeth. Constantinopel und das westliche Asien ist ihre Heimath. Jetzt ist sie auch in Spanien einheimisch. Sie vertritt hier im Mäusefangen vollkommen die Stelle der Raßer, nur ist sie gutartiger, als diese. Sonst wurde ihr Fell sehr geschätzt, weil zum vollständigen Winteranzuge eines Elegants ein Genettmuff gehörte. Jetzt ist diese Mode vorüber, zumal da die Ungezogenheit, Pantalon und Mütze aus Einem Stücke zu tragen, eingeführt hat.

Wenn der starke Geruch einiger Thiere ihnen von der Natur gegeben ward, um bald die Geschöpfe, denen er zuwider ist, von ihnen zu entfernen, bald aber denen, die ihn angenehm finden, eine ihnen willkommene Bitterung zu verschaffen; so möchte der unerträgliche Gestank des Skunks (V. Putorius, *le Conepate*, *Conepatl* 190) wohl nur das Erstere leisten. Denn sobald er in Gefahr ist, und sich nicht mehr anders helfen kann, so spritzt er eine abscheulich riechende Feuchtigkeit wohl auf drei Klafter weit nach seinem Gegner hin. So stark ist dieser Geruch, daß er die Luft auf hundert Schritte weit vergiftet, und dem, der ihm ausgesetzt ist, Schwindel, Kopfschmerzen,

Dunmacht, geheminten Athem, Ersticken verursachen kann. Und noch dazu öffnet man in dem sonst gastfreundlichen Nordamerica dem Unglücklichen die Thüre nicht, der vor diesem Gestank in einem Hause Schutz sucht, weil man besorgen muß, er bringe ihn mit sich. Eine Dienstmagd erschlug einst einen Skund in ihrer Speisekammer. Der Geruch machte sie tödtlich krank, und allen Vorrath mußte man wegwerfen. Hunde lassen in der hitzigsten Verfolgung nach, das Hornvieh fängt an zu brüllen, und Reisende können, ohne die Nasen zuzuhalten, keinen Schritt weiter thun, sobald sie in diese stinkende Atmosphäre kommen. Um des Geruches los zu werden, wühlen die Hunde mit der Nase in der Erde. Mit ihr reibt man auch die Hände, oder in sie gräbt man auf 24 Stunden ein Kleidungsstück, wenn man ihn wegbringen will. Es ist ausgemacht, daß diese stinkende Feuchtigkeit nicht etwa der Harn des Thieres, sondern eine ganz eigne ist, die an Farbe und Consistenz dem Mandelbhle gleicht, und sich in zwei Drüsen zu beiden Seiten des Schwanzes sammelt. Ein dicker, starker Muskel gibt die Kraft, sie weit zu spritzen. Hält man das Thier im Hause, wo es wie ein Hund nachläuft, und reizt es nicht, so riecht man nicht das Geringsste. Ein Beweis, daß hier an keine natürliche Ausleerung zu denken sey. Auch kann man das Fleisch essen, und aus der Haut Tobackbeutel machen.

Ungefähr wie ein Marder, doch dicker ist der Skund. Ueber sein schwärzlich graues Fell laufen fünf weiße Linien von der Scheitel bis zum Schwanz. In bden, wie in bewohnten Gegenden von Nordamerica findet man ihn, und er kommt oft in Häuser, um Fleisch und Eyer zu stehlen. Er kann sich zu seiner Vertheidigung kugelrund zusammenziehen. Doch ist sein Gestank eine noch weit kräftigere Gegenwehr. Im Klettern, wie im Graben ist er sehr geschickt. Er bewohnt Höhlen, die er sich gräbt, behilft sich aber auch mit hohlen Bäumen.

Nicht besser glaubten die Aegypter die Dienste, die ihnen der Schneumon (V. Ichneumon, le Rat de Pharaon, Pharaonstraße 191) leistete, belohnen zu können,

als daß sie ihn zu den heiligen, einer Art von Verehrung würdigen Thieren rechneten. Vielleicht wollte der Gesetzgeber, oder auch Priester, der dieses verordnete, durch dieses Vorurtheil dieses nützliche Thier gegen jene leichtsinnigen Menschen in Schutz nehmen, die ohne Rücksicht auf Nutzen oder Schaden morden — um zu morden, und es ist nicht zu läugnen, daß noch bis auf diese Stunde selbst in civilisirten Staaten ein solches Vorurtheil in Absicht gewisser Thiere wohlthätig wäre. Ist es auch falsch, daß der Schneumon dem gefährlichen Krokodill in den Leib kriecht, und seine Eingeweide fresse, und gebührt ihm gleich nicht allein das Verdienst, die Eyer dieses Thieres in großer Menge zu fressen, da eine große Schildkröte, Tersah, nicht nur diese, sondern auch ganz junge Krokodille häufig vertilgt; so schafft er doch sehr viele aus der Welt, und er wird vorzüglich auch dadurch ein Wohlthäter seines Landes, daß er die viele tausend Kröten, Schlangen, Mäuse, Frösche, Würmer 2c. die nach der segendreichen Ergießung des Nils in seinem fruchtbaren Schlamm zurückbleiben, frisst. Auch er hat zwischen den Hinterbeinen ein Säckchen mit einer starkkriechenden Feuchtigkeit, wovon er zu seiner Abkühlung Gebrauch machen soll. Sein Kopf ist lang und spitzig, sein Maul klein, sein Ohr abgerundet, sein Schwanz dünner zugehend, sein weißes Fell dunkelbraun und grau gesprenkelt, voll spröder Haare. Seine Füße sind schwärzlich, mit fünf spitzigen Klauen bewaffnet, die Vorderfüße kürzer als die hintern. Auf diesen sieht er wie ein Hund, und bedient sich der erstern als einer Hand, schöpft damit Wasser, pückt die Eyer postierlich gegen einen Stein, oder wirft sie auch zwischen den Beinen unter dem Bauche durch gegen denselben, um sie ausaugen zu können. Er wählt einen etwas feuchten Aufenthalt in Ostindien und Niederägypten. Den Wind liebt er nicht. Friert ihn, so macht er Sprünge, um sich zu erwärmen. Er wagt sich an Hunde, ja selbst an Kameele. Gegen den Biß der Ottern und Schlangen, denen er sehr nachstellt, soll er sich dadurch verwahren, daß er sich im nassen Roth wälzt, und dann

sich in der Sonne trocknet. Wird er doch von ihnen gebissen, so soll er sich mit Schlangenkraut curiren. In einem Zimmer machte man einst darüber einen Versuch. So ängstlich er hier, so wie er die Schlange ansichtig war, floh, und bei seinem Herrn Schutz suchte, so furchtlos stürzte er im Freien auf sie zu, biß sie ins Genicke, und hohlte sich eiligst Schlangenkraut. Man hält ihn zahm im Hause. Er ist dann ganz sanft, so lange man ihn nicht im Fressen stört. Ihn aber frei herumgehen zu lassen, ist des Geflügels wegen nicht zu rathen.

Noch nicht gar zu lange ist das äußerst merkwürdige Thier, der Großohr (V. Aurita, *Animal anonyme*, Buff. Zerde 192) bekannt. Die Bildung des Kopfs, der Füße und des Schwanzes veranlaßte Blumenbach, ihn unter diese Thierfamilie zu versetzen. Andere wollten ihn unter die Eichhörner verweisen. In der großen Sandwüste Saara, die sich über einen großen Theil von Africa an der Seite des Atlas hin erstreckt, wird der Großohr angetroffen, und von den Mohren Zerde genannt. Aber er ist so selten, und weiß sich Nachstellungen mit einer solchen Schnelligkeit zu entziehen, daß Skildbrand nur einen einzigen beobachten konnte, den man in seinem Baue gefangen, und in einem Käfig nach Algier gebracht hatte. Umsonst both er, als dieser auskam, demjenigen, der ihm noch einen bringen würde, eine große Belohnung an. Brod und gekochtes Fleisch schien dieser Großohr gern zu essen. Er saß fast immer wie ein Hund, war auf alles ziemlich aufmerksam, aber nie lustig, was vielleicht eine Folge des Verlusts seiner Freiheit war. Ihn genau zu untersuchen wagte man nicht, bis er zahmer und minderschüchtern geworden seyn würde. Allein seine unermüthete Glucht vereitelte diese Absicht, so daß man sich bis jetzt in der Kenntniß dieses Thieres mit dem begnügen muß, was damals der Anblick lehrte, und was die Landesbewohner von ihm sagen konnten. Das Auffallendste an ihm sind seine ungeheuren, rosenrothen Ohren. Man sieht keine eigentliche Ohrenöffnung. Vielleicht wollte die Vorsicht einem Thiere, das viel in trockenem

Sande wohnen und darin graben sollte, die Ungemächlichkeit ersparen, daß sich die Löcher beständig mit Sand gefüllt haben würden. Seine Farbe ist strohgelb mit etwas braun; die großen schwarzen Augen stehen glänzend hervor. Seine Nahrung sind Insecten, besonders Heuschrecken. In Absicht des Gebisses und der Füße, die damals wahrscheinlich nicht ganz treu abgebildet worden sind, schien er dem Beobachter viel vom Fuchse zu haben.

Eine rüßelförmige, nach allen Seiten verlängerte Nase hat der Coaiti (V. Nasua, *le Coaiti noiratre*, rother Rüßelträger 195). Sie hat vorn keine Furche an der schief abgeschnittnen Spitze, was sonst an keinem Thiere bemerkt wird. An den Füßen hat er fünf Zehen. Dieß unterscheidet ihn merklich von den Mangusten, die in andern Dingen viele Aehnlichkeit mit ihm haben. Der lange Schwanz ist nicht ganz rund, sondern hinten etwas platt, und wird fast immer aufwärts getragen. Er ist schwarzbraun und gelblich geringelt, der Körper selbst aber mit glänzend gelbbraunen Haaren bedeckt. Allerlei Thiere, vorzüglich Mäuse, Federvieh, Insecten, Würmer, besonders auch Eyer liebt er. Doch verschmäht er Früchte nicht ganz. Den Regenwürmern gräbt er sorgfältig nach. Er hat einen langsamen Gang, ist aber im Klettern nicht ungeschickt. Wenn er schläft, so legt er sich, wie wir ihn gleichfalls (195) abgebildet sehen, in einen Kreis. Seine Sitten sind sanft. Leicht wird er zahm, und gewöhnt sich an Menschen, ohne daß von ihm Tücke zu besorgen wären, und läßt oft einen klagenden Ton von sich hören. Die Wärme liebt er sehr, wie es auch seine Heimath, Brasilien, Guiana, nicht anders erwarten läßt. Wenn er zornig ist, so stinkt er häßlich.

Auch der Chinche (V. Mephitus, *le Chinche* 194) ist ein Americaner, der von Chili bis Canada wohnt. Sein kleiner, hinten breiter Kopf hat eine sehr spizige Schnauze, an der der obere Kinnbacken merklich länger als der untere ist. Die niedrigen Beine haben fünf Zehen mit langen Klauen. Ein ungemein langes Haar bedeckt die



ses Thier. Seine Farbe ist schwarz. Aber von der Nase an läuft ein am Anfange schmäleres, immer breiter werdendes Band nach dem Schwanz hin. Ein schwarzer Doppelstreif auf dem Rücken theilt es in zwei Theile, die sich hinten vereinigen. Den weißen Schwanzhaaren sind viele schwarze beigemischt. Auch dieses Thier hat zu seiner Vertheidigung das Talent — abscheulich zu stinken. Eyer sind seine Lieblings Speise. Er wird leicht zahm.

---

 Tab. L.

## D a c h s. (M e l e s.)

Der Vielfraß 195. Der Honigdachs 196. Der Schupp  
197. Der gemeine Dachs 199.

Zu den Bären wurden sonst gemeinlich die Däcse und die ihnen gleichenden Thiere gezählt. Blumenbach fand für gut, sie an die Gränze zwischen die Olfren und die wilden reißenden Thiere zu stellen, so daß sie den Uebergang machen. Sie haben einen bärgartigen Kopf, einen kurzen Schwanz, in beiden Kinnladen sechs Vorderzähne, wovon die mittelsten kürzer sind, und größtentheils Grabnägel.

Fast in allen Sprachen hat der Vielfraß (M. Gulo, *le Glouton* 195) seinen Namen von seiner Gefräßigkeit. Und doch hat hiezu wahrscheinlich nur ein Mißverständnis Veranlassung gegeben. Denn wenn ihn die Lappen Fjällfraß nennen, so bezeichnen sie damit, weil Fjäll ein Felsengebirge heißt, einen Räuber in felsigen Gegenden, nicht aber einen unerfättlichen Fresser. An diesen falschverstandnen Namen knüpfte man nun eine Menge Erdich-

tungen über den gränzenlosen Appetit eines Thieres, das, wenn es auch gleich kein Muster der Mäßigkeit ist, doch diese schimpfliche Auszeichnung nicht verdient.

Der Vielfraß ist etwas kleiner, aber dicker als der Wolf. Der gewölbte Kopf hat eine hundsartige Schnauze und einen zahnvollen Rachen. Die kleinen runden Augen haben keine Augenbraunen. Die Ohren sind kurz, der Schwanz gleicht einer Bürste von spröden Haaren. Die vier Klauen seiner Vorder- und die fünf seiner Hinterfüße stehen ziemlich weit auseinander, und sind sehr gekrümmt. Er kann sie nicht einziehen, wie andere Raubthiere. Mit seinen scharfen Sinnen wittert er aus weiter Ferne seinen Fraß, und ist ein glücklicher Jäger. Wird er gejagt, so weiß er die Hunde durch einen abscheulichen Gestank, den er willkürlich erregen kann, von sich entfernt zu halten. Sein wie Atlas glänzendes braunrothes Fell hat einen aschgrauen, mondförmigen Flecken zwischen den Augen und Ohren. Der Rücken ist sehr dunkel. Hält man ihn im Hause und reizt ihn nicht, so ist er zahm und sanft. Auch frißt er nicht unmäßig, aber so hastig, ohne zu kauern, daß man glauben sollte, er müßte ersticken. Das Getränke leckt er wie ein Hund. Die Reste seines Fraßes versteckt er. Brod liebt er nicht; desto mehr aber Fettigkeiten, Butter &c. Pastor Genberg, in Jämtland hatte einen junggefangnen Vielfraß, der den Tag über frei im Hause herumging, Nachts ader angelegt werden mußte, weil er gern am Boden nagte. Oft plätscherte er im Wasser, spielte wie eine junge Kaze mit Quasten, Spänen &c., wälzte sich auf dem Rücken, machte Purzelbäume und tausend Possen. Mit Liebe vermochte man alles bei ihm; Gewalt und Strenge erregten aber seinen Zorn, der sich nicht eher legte, als bis er drei oder vier Stunden so fest geschlafen hatte, daß man ihn tragen konnte, wohin man wollte. Mehr als ein großer Hund fraß er nie. Mit Schweinen kam er gut aus. Hunde, Pferde, schwarze Räder waren ihm zuwider. Wollte ihm ein Hund zu Leibe, so schoß er seine Excremente wie einen

Strahl von sich, deren Geruch sie plößlich verjagte. Einst, da er an der Kette lag, packten ihn wirklich ein Paar starke Hunde. Wüthend wehrte er sich, riß dem Einen ein Stück Fleisch aus dem Leibe, zog den Andern, der schon Reißaus nehmen wollte, mit seinen Klauen herbei, zerbrach ihm einen Fuß, und würde ihn getödtet haben, wenn nicht herbeieilende Menschen ihn gerettet hätten. Er hielt sich sehr reinlich, wälzte sich oft im Schnee, leckte sich fleißig, und legte seinen Unrath immer an Eiznen Ort. Bei Nacht war er gewöhnlich unruhiger und thätiger, als am Tage. Oft nagte er sich durch seine Hütte und entkam. Doch entfernte er sich nie weit vom Pfarrhose, und schien seinen Hausgenossen so geneigt zu seyn, daß da er einst in dem Augenblicke, da man auf ihn schießen wollte, die ihn suchende Magd erblickte, freudig auf sie zueilte und ihr gutwillig nach Hause folgte. Mit den Jahren wurde er mürrischer und reizbarer, und die, die ihn endlich nach Stockholm lieferten, eine Tochter des Pfarrers unternahm das Wagesstück, hatten die liebe Noth mit seinen Launen. Im wilden Zustande mag er freilich noch mehr zu fürchten seyn. Um den Namen des Geyers unter den Säugethieren noch mehr zu verdienen, dürfte er nur noch die ihm versagte Schnelligkeit im Laufen mit seinem Muthe, seiner Stärke, seiner List verbinden. An der letztern fehlt's ihm nicht. Um das flüchtige Rennthier, dessen Fleisch er sehr liebt, in seine Gewalt zu bekommen, nimmt er ein Büschelchen Rennthiermoos ins Maul, steigt auf einen Baum, und läßt es, wenn das nichtsbesorgende Thier sich nähert, fallen. Sobald es sich bückt, um es zu fressen, springt ihm der Bielfracß auf den Rücken, und fängt an, es zu zerfleischen. Verzweifelt rennt nun das arme Thier, und stößt sich nicht selten die Hirnschale an Bäumen ein. Eben so überfällt er das Rennthier, wenn es im tiefen Schnee wühlt, um sein Moos zu suchen, nimmt dem Isati seinen mühsam erlegten Raub ab, und hohlt aus Fallen, in die er selbst nicht geht, die Thiere, die wohl nicht für ihn gefangen wurden. Sah doch einst ein Woywode, wie der Bielfracß, den er

ins Wasser werfen und mit Hunden heken ließ, den nächsten besten beim Kopfe faßte und so lange untertauchte, bis er ersoff. Im Grunde frist der Bielfracß alles, was er findet, auch Früchte. Seine Heimath ist der Norden. Er bricht in die Häuser der Lappen, Dalekarlier, und bestiehlt ihre Vorrathskammern. Der Hunger nöthigt ihn zuweilen Aas zu fressen. Daß er aber, wenn er ein großes Thier verzehrt, um es an Einem fort zu thun, sich zwischen zwei nahestehenden Bäumen hindurchdränge, um sich auszuleeren, und so auf einen Sitz mit dem Braten fertig zu werden, ist eine alberne Fabel. Das Weibchen, das sich im Frühjahr begattet, und im Herbst wirft, hat gewöhnlich zwei grauliche Junge, die in einem Jahre ausgewachsen sind. Im zahnlosen Alter sind rothe Ameisen ihre Speise. Im Winter ist der Pelz des Bielfracßes am schönsten und sehr kostbar. Ein in ihn gekleideter Mann heißt in jener Gegend so viel, als ein reicher Mann. In Kamtschatka läßt man sich gar nicht nehmen, die Engel im Himmel tragen lauter Bielfracß-Pelze, und der eleganteste Koppsuß der Damen sind daselbst Bielfracßspitzen. Wer mit ein Paar solcher Tazen sich auch der Sprödesten naht, der kann sicher seyn, ihr Herz zu gewinnen. Er wird daher gern ein Paar Seebiberfelle dafür geben. Das Fleisch des Bielfracßes ist schlecht und ungenießbar.

So wie es am Vorgebirge der guten Hoffnung einen Vogel gibt, der die Ansiedlungen des fleißigen Bienenvölkchens überall aufzufinden weiß, und durch sein freudiges Creak, Creak rufen, denen die ihm folgen, ein sicherer Wegweiser zu reicher Honigbeute wird; eben so kennt man dort auch ein vierfüßiges Thier, den Honigdachs (M. Mellivorus, Rattell 196), der den guten Bienen äußerst nachtheilig wird. Ihm gab die Natur alles, was er bedurfte, um die Mitglieder eines so zahlreichen, starkbewaffneten Thierstaates anzugreifen, Instinct, starke Klauen, und eine dicke Haut. Sobald die Sonne sich zum Untergänge neigt, dann kommt der Honigdachs, sieht sich nach allen Seiten um, und hält, wenn dieser Beobachtung zu

trauen ist, eine Pfote vor die Augen, um umgebend von den Sonnenstrahlen, die mit reicher Beute zurückkehrenden Bienen desto besser zu entdecken, und den Ort auszukundschaften, wo sie ihre symmetrische Stadt angelegt haben. Zuweilen wird der Honigkuckuck auch sein Begleiter. Er folgt nun den Bienen, und wehe denen, die sich an der Erde in verlassenem Kaninchen-Schafals-Maulwurfs- und andern Höhlen angesiedelt haben. Mit seinen scharfen Klauen gräbt er ihnen nach, zerstört ihre schöne Arbeit und frisst ihren Honig. Mögen sie auch mit tausend Stacheln auf ihn eindringen, ihn schützt seine zottige, außerordentliche dicke Haut, die schlaff und weit wie ein Sack über ihm hängt, und selbst von Hunden nicht leicht durchbissen werden kann. Ueberhaupt ist sein Leben äußerst zähe, und man muß ihn auf die Nase schlagen, wenn man ihn ohne Schießgewehr und Messer tödten will. Die stärksten Hunde, die auch einen Löwen zerreißen würden, können ihm wenig anhaben, weil die sich faltende Haut ihren Bissen widersteht, und so die edlern Theile unbeschädigt bleiben. Kann doch der Honigdachs, wenn ihn ein Mann mit aller Stärke am Kopfe packt, diesen, eben um der weiten Haut willen, noch umdrehen und seinen Gegner in den Arm beißen. Die auf Bäumen bauenden Bienen haben zwar von ihm selbst nichts zu befürchten, da er im Klettern wie im schnell Laufen gleich ungeschickt ist; allein indem er den Zorn über seine Ohnmacht dadurch ausläßt, daß er in den ihm ärgerlichen Baum beißt, so gibt er dadurch den Caffern und Hottentotten ein sicheres Zeichen, wo sie Honig zu suchen haben. Seine Farbe ist aschgrau am Rücken und schwarz am Bauche. Durch den aschgrauen Theil läuft an den Seiten eine schwarze Binde. Die Augen umgibt gleichfalls eine schwarze Stelle.

Für uns hat der Schupp (*M. Lotor, le Raton*, Waschbär 197) mehr Wichtigkeit, da sein Balg von nicht geringem Werthe ist. Er wird in Nordamerica, aber auch auf den americanischen Inseln gefunden, und wohnt gewöhnlich in hohlen Bäumen. Mais, der noch weich ist, Zuckerrohr, Früchte, auch Vogeleyer sind seine Speise.

Die letztern saugt er aus und erwürgt die brütende Mutter oder verjagt sie. Den Morgen verschläft er; Nachmittags und Abends geht er seiner Nahrung nach. Bei schlechter Bitterung bleibt er wochenlang in seinem Lager und saugt an seinen Laken. Sein Gang ist schleppend, dabei hält er immer den Rücken gekrümmt, den Kopf nach unten gesenkt. Doch kann er auch hüpfen und klettern, und steigt wie der Bär rücklings vom Baume herunter. Ein Baumloch ist das Wohnzimmer, worin das Weibchen seine zwei bis drei Junge hat. Sie brauchen dritthalb Jahre, bis sie erwachsen sind, woraus man schließen möchte, die Lebensdauer des Schupps sey zwanzig Jahre. So zahm wird er, daß er sich gar leicht zum Hausthiere machen läßt, und auch in Europa den Winter gut aushält. Er frisst dann, außer Insecten, Mäusen, Würmern, Schnecken, vorzüglich Eyer und Süßigkeiten, trinkt auch sehr gern Milch. Dabei setzt er sich auf die Hinterfüße und führt die Speise mit beiden Vorderfüßen zugleich zum Maule. Ist diese nicht saftig, so taucht er sie in Wasser und wäscht sie gleichsam mit den Pfoten. Oft reibt er auch diese gegeneinander, als ob er sich waschen wollte. Runde Dinge rollt er gern, und so kugelt er auch mit den Eiern eine Weile, ehe er ein Loch hineinbeißt und sie sehr geschickt ausfaugt. Kommt er in Viehhöfe, so läßt er genaue Spuren zurück. Aустern weiß er sehr gut zu öffnen. Wägeln beißt er den Kopf ab und trinkt ihr Blut, Suppen schöpft er mit hohlen Pfoten. Seines Auswurfs entledigt er sich an entlegnen Orten. Gern steigt er an Menschen hinauf, durchsucht ihre Taschen und hohlt heraus, was ihm ansteht. Auch die feinsten Dinge kann er fassen. Gehör und Gesicht sind bei ihm nicht besonders scharf, desto besser aber ist sein Geruch für Süßigkeiten, die er sehr liebt, und für saure Dinge, die ihm zuwider sind. So einschmeichelnd er oft ist, so läßt er sich dennoch nicht leicht etwas nehmen, äußert seinen Zorn durch einen Laut, der der Mövenstimme gleicht, oder auch durch ein heißeres Weller und er verbohnt sich mit dem, der ihn einmal beleidigt hat, nie

wieder. Sein Biß ist empfindlich. Er sieht wilder und furchtbarer aus, als er wirklich nicht ist. Der hinten breitere Kopf geht nach vorn sehr spitzig zu, die Nase ragt über die untre Kimmlade hervor; die Augen sind grünlich, die Ohren abgeründet, die Vorderbeine kürzer als die hintern. Ziemlich kurz ist der Hals und gewölbt der Rücken; der Pelz aber ein Gemische von braun, gelblich, rüthlich und schwarz. Der Schwanz ist halb gerin- gelt. Man fängt ihn mit Hunden, auch in Schlingen und Fallen. Sein Balg gibt gute Mütze und Palatine. Auch die Hutmacher verarbeiten die Haare. Das Fleisch ist eßbar.

Unter die vielen Thiere, denen die für das Ganze wohlthätig sorgende Natur die Eingeweide der Erde zur Wohnung anwies, damit sie durch ihr Graben den Kreislauf der Luft und Feuchtigkeiten beförderten, gehört auch der Dachs (L. Taxus, le Blaireau 198), der in Europa und Asien zu Hause ist. Ein dickes, langes Haar verbirgt seine wahre Gestalt. Nur im Gesicht ist es kürzer. Die Farbe desselben ist eine Mischung von schwarz, weiß, roth und grau, und gegen die fast allgemeine Regel ist der Rücken hell, der Bauch dunkler. Immer sind seine Haare fett und unrein. Dieß kommt von einer nur ihm eignen Oeffnung unter dem Schwanz, das Saugeloch genannt, her, in dem sich eine klebrige übelriechende Feuchtigkeit befindet. In dieses steckt der Dachs, wenn er im Winter ohne Nahrung in seinem Kessel liegt, seine spitzige Schnauze, und saugt so an sich selbst. Er hat ziemlich kleine Augen und Füße, die an den Knien wie ein Winkelhacken gebogen sind, mit fünf besonders an den Vorderen sehr scharfen Klauen. Sein kurzer Schwanz gleicht einem bloßen Haarbüschel. Seine Schnauze ist hundsartig. Daß es aber Hunde- und Schweinedachse gebe, muß man für eine Einbildung erklären. Sein Gesicht ist nicht sehr gut, desto scharfer sein Gehör; seine Stimme aber ein durchdringendes Brunzen.

Der Dachs ist ein menschscheuer Einsiedler, der sogar das Licht flieht, und wenn er von der nach kurzen Som-

mernächten aufgehenden Sonne fern von seinem Baue überrascht wird, sich ganz betäubt in einen hohlen Baum, oder in einen alten Fuchsbau flüchtet. Erst wenn wieder Finsterniß in seinem Walde herrscht, kehrt er in sein eigenes Haus zurück. Für ihn hat die Gesellschaft keine Freuden, selbst die seines Weibchens vermeidet er. Nie würde er seine Klause verlassen, triebe ihn nicht der Hunger heraus. Doch kann er ihn sehr gut ertragen, und seine Fettigkeit kommt weniger vom vielen Essen, als vom vielen Schlafen her. Ohne ein Winterschläfer zu seyn, so schläft er doch leicht so viel als diese. Denn er ist höchstens den vierten Theil des Tages wachend. Die drei übrigen Viertel und die ganze Nacht verschläft er. Sein Bau verräth viel Kunst und Sorgfalt. Er hat mehrere geräumige Kessel mit verschiedenen Aus- und Eingängen und Luftröhren. Ein eigener Platz ist für den abscheulich riechenden Urath bestimmt. Denn er flieht üblen Geruch. Dieß scheint der Fuchs zu wissen; denn er treibt den Dachs dadurch, daß er seine stinkende Losung in seinen Bau legt, heraus und nöthigt ihn, sich einen neuen zu bauen. Zwar versagte dem Dachs die Natur die Geschwindigkeit, die so viele Thiere vor ihren Feinden schützt. Aber sie gab ihm als Ersatz den Instinct, sich eine sichere Höhle zu bauen, Schlafst, Genügsamkeit, eine dicke Haut, die manchem Biße widersteht, und Zähne und Klauen, wie viele Hunde schwer empfinden. Auch verkauft er sein Leben theuer genug, das ohnehin äußerst zähe ist. Dieß sah man an einem lebendig gefangnen, zum Anatomiren bestimmten Dachs. Man steckte ihn in einen Sack und schlug so lange darauf los, bis man ihn für todt hielt. Ein vorwitziger Hund riecht am Sack. Pöblich packt ihn der Scheintodte durch den Sack so fest bei der Pfote, daß beide im Hin- und Herzerren mehrmals übereinander purzeln. Jetzt gibt man dem Dachs mehr als zwanzig Streiche auf den Kopf; umsonst, er lebt fort: dann einen entsehlischen Schlag auf die Schnauze, er bäumt sich zu wiederhohlten Malen heftig, wird allmählich ruhiger, und beschließt endlich nach zweistündigem

Martern sein Leben. Gewiß werden unsre Leser, die es schon lange wissen, daß der Mensch die Thiere zwar nützen, aber nicht quälen darf, diese Behandlung laut mißbilligen, und die Anatomen, seyen sie gewesen, wer sie wollen, beklagen, die zu einem an sich so edeln Endzweck die zweckwidrigste Todesart wählten und das Thier todtbläuten.

Fast alles frist der Dachs, Eyer, Käse, Butter, Brod, Früchte, Nüsse, Getreide, Wurzeln, Kaninchen, Hasen, Kröten, Gänse, Hühner, Käfer, Würmer, nichts verschmäht er. Rohes Fleisch zieht er dem gekochten weit vor, auch wenn er zahm ist. Dieses wird er sehr leicht, und gewinnt seinen Wohlthäter so lieb, daß er ihm wie ein Hund nachfolgt. Im Alter bleibt er brummisch und menschenfeindlich. Die Wärme sucht er so unvorsichtig, daß er sich oft die Pfoten verbrennt. Im Winter raugen die Dächse. Das Weibchen trägt 9 Wochen, bereitet seinen Jungen ein weiches Lager, wirft 3—5 Junge, bringt ihnen mütterlich, was es nur aufreiben kann, und wehrt sich wüthend gegen den, der sie ihm nehmen will. Man fängt die Dächse mit Hunden, denen ihre krummen Beine das Hineinkriechen in den Dachsbau erleichtern. Sobald der Dachs seinen Feind näherkommen hört, so scharret er die Erde auf, um sich zu verschauzen und den Hund zu verschütten. Mittlerweile gräbt man auch von oben herunter, faßt den Dachs mit Zangen und knebelt ihn. Nicht unangenehm ist sein Fleisch, und die Franzosen halten eine Dachskeule mit Blumenkohl für etwas vorzügliches. Der Balg gibt sehr dauerhafte Ueberzüge zu Koffern, Pferdekummten, Jägertaschen, und aus den Haaren macht man Pinsel.

## VII. O r d n u n g.

F e r a e.

Reisende Thiere.

Tab. LI. LII.

Bär. (Ursus.)

Der braune 199. Der schwarze 200. Der Americanische 201. Der weiße 202. Der Polarbär 203.

Die wilden, reissenden Thiere, die sich nicht bloß mit Eiern, Wögeln, Mäusen, Insecten und Würmern begnügen, sondern zum Theil auch die größten, nützlichsten Säugethiere anfallen, ja selbst den sichtbaren Herrn der Schöpfung zerreißen, wenn er sich nicht zu retten weiß, sind es, die uns in der neuen Ordnung der Säugethiere, zu der wir jetzt kommen, beschäftigen werden. Ihnen gab ihr Schöpfer ein unersättliches Verlangen nach Fleisch und Blut, gab ihnen Waffen und Stärke, sich dessen, was ihnen zur Nahrung angewiesen war, zu bemächtigen, gab ihnen eine solche innere Einrichtung, daß ihnen die Früchte der Erde keine hinlängliche Nahrung gewähren, und daß sie auf Kosten anderer Geschöpfe ihr Leben erhalten müssen. Allein hier möchte man doch wirklich überhaupt

fragen, ob es nicht mit der millionfach erprobten Weisheit und Güte des Urhebers der Natur streite, das sichtbar Er selbst in die Anlage der thierischen Schöpfung so viel Gewaltthaten und Zerstörung gebracht, daß er so viele Tausende zu einem frühzeitigen, gewaltsamen und schmerzhaften Tode bestimmt habe? Und sollte es nicht der Mühe werth seyn, ehe wir die Würger selbst, die Tod und Verderben um sich her verbreiten, näher betrachten, darüber einige Augenblicke nachzudenken: Warum die Einrichtung, daß Thiere von Thieren leben, daß eine Menge fleischfressender Thiere in der Welt seyn mußte, durchaus nicht gegen die Weisheit und Güte Gottes streite? Sollte kein fleischfressendes Thier auf der Erde seyn, sollte keiner ihrer Bewohner auf Kosten seines Nachbarn leben dürfen, wie schwach würde dann ihre Bevölkerung seyn, wie viele schönen, auf eine andre Art höchst nützlichen Thiergeschlechter müßten wir dann aus der Reihe der Geschöpfe herausnehmen, für die nun auch keine Nahrung, kein Futter vorhanden wäre? Wie viel würde selbst der Mensch, der dann doch auch diesem Naturgesetze gehorchen müßte, in Absicht seiner Nahrung und Kleidung entbehren? Dann dürften die Millionen, die jetzt das Opfer eines gewaltsamen Todes werden, gar nie das Daseyn erhalten, und die Fruchtbarkeit der Thiere, oder auch ihre natürliche Lebensdauer mußte eine ganz andre seyn, als sie jetzt wirklich ist. In dem Maaße, als nach der gegenwärtig bestehenden Einrichtung durch Raubthiere zerstört werden, in eben dem Maaße können nun auch desto mehr Geschöpfe das Leben erlangen, die Wohlthat des Lebens genießen, und sie verlieren durch jene nur etwas in der Länge der Lebensdauer. Wer will sagen, daß es für die Millionen Haringe, Mäuse, Insecten, die freilich alle Jahre zur Sättigung ihrer Mitgeschöpfe dienen, besser gewesen wäre, gar nie, als nur auf einige Zeit gelebt zu haben? Wahr ist es, sie werden in der Blüthe ihrer Jahre ein Raub des Todes, empfinden seine Schmerzen oft grausam genug bei langsamem Zerfleischen. Allein war nicht schon das Leben selbst Wohlthat? Von wel-

chem Geschöpfe kann man sagen, daß ihm ein Recht an eine längere Lebensdauer zustehe? Darf ein Vogel sich beklagen, wenn er die Widerkehr des Frühlings kaum zweimal sieht, und dann ein Opfer wird? Er, der doch in dieser Zeit mehr als sechs hundert Mal so alt als die Eintagsfliege geworden ist, die nur einmal die Sonne aufgehen sieht? Hat nicht der gütige Schöpfer die den fleischfressenden Thieren geweihten Opfer größtentheils so eingerichtet, daß ihre Ausbildung weit schneller vor sich geht, daß sie viel früher aller thierischen Genüsse des Lebens fähig werden, daß sie die Epochen des Lebens schneller durchlaufen, wodurch sie auf der andern Seite für ihren frühern Tod entschädigt werden? Und können wir glauben, daß ihrem kurzen, aber gewiß desto froher und sorgenfreier genossenen Leben, der Tod in den Klauen eines Raubthieres ein sogar großes Unglück für sie sey, da der natürliche Tod für sie wahrscheinlich mit weit größern Leiden verbunden gewesen seyn würde? Was anders als ein langsam marternder Hungertod hätte ihrer gewartet, wenn das Alter ihre Kräfte geschwächt, ihre Sinneswerkzeuge abgestumpft, ihre Waffen unbrauchbar gemacht, und keine liebevolle Pflege von ihres Gleichen, wie bei den Menschen, Statt gefunden hätte, und ist so das sie plötz- lich übereilende Lebensende nicht eher Gewinn als Verlust für sie? Bringt nicht überdas das Daseyn von Raubthieren in die thierische Schöpfung mehr Mannigfaltigkeit, entwickelt es nicht eine größere Summe von Kräften, und von wundervollen Kunsttrieben? Größtentheils dumm sind die Säugethiere, die ihre Nahrung im Pflanzenreiche suchen; denn, um eine Wiese abzuweiden, um Baumrin- den zu benagen, um nach Wurzeln zu graben ist kein hoher Grad von Klugheit nöthig. Aber das listige Thier zu überlisten, dem starken, flüchtigen aufzulauern, es zu überfallen, sich seiner zu bemächtigen, eine sichere Wohnung zu bauen, die der Gegner nicht so leicht entdeckt, seine Nachkommen vor blutgierigen Räubern, so gut als mög- lich zu verbergen und zu beschützen, dazu gehörte List, Klugheit, Kunsttrieb, Muth, und alles, was die Thierge-

schichte, die ohne Raubthiere höchst einförmig wäre, so anziehend macht. Würde nicht sogar ohne sie manche im Menschen schlummernde Kraft später entwickelt worden seyn? Denn war nicht Jagd und Fischfang die erste Stufe der Bildung, auf die selbst die wildesten Nationen stiegen, und womit sie Verstand und Witz beschäftigten? Ja, welche ein eckelhafter, welche ein ungesunder Aufenthalt wäre nicht diese Erde für die Lebendigen, wenn es kein fleischfressendes Thier gäbe, wenn alles eines natürlichen Todes sterben müßte! Dann wäre sie mit Leichnamen bedeckt; in ihrem Wachsthum würde die schöne Natur, unter der Menge verwesender Körper, aufgehalten, verpestet die Luft, die wir einathmen, durch abscheuliche Ausdünstungen. Aber die erstaunliche Menge fleischfressender Thiere vermindert die Menge der Leichen, und selbst diejenigen, welche sterben, finden ein Grab im Leibe der Thiere, die sie fraßen. Zu Tausenden ziehen die Erdgeyer den Caravanen nach, um die gefallnen Thiere zu verzehren; höchst geschäftig vergraben die Todtengräber todte Insecten. Sobald mit der Ebbe eine Menge todter Fische am Strande zurück bleiben, die hier verfaulen würden, so erscheinen Rochen und andre Fische, auch Vögel, die nun die Todten weg schaffen. Damit besonders die Vögel dieses wichtige Policengeschäft pünktlich besorgen könnten, war ihnen die außerordentliche Schärfe des Gesichts und Geruches zu Theil, und so blieb in der weisen Haushaltung der Natur nichts unbenutzt, um Leben zu erhalten und zu befördern, und selbst die Raubthiere mußten wohlthätige Diener derselben werden. In der That, wenn wir das Daseyn fleischfressender Thiere aus solchen Gesichtspuncten betrachten, so wird die Sorge, als verträglich sich das nicht mit ihrem weisen und gütigen Urheber, die eine Frucht der Empfinderei und Schwäche ist, nicht Statt finden, und wir werden nicht nöthig haben, zu dem Grunde unsrer Zuflucht zu nehmen, es sey die Schöpfung der Raubthiere darum unvermeidlich nothwendig gewesen, um dem Uebermaß höchst fruchtbarer Thiere, die eben dadurch sich und andern sehr verderblich gewor-

den wären, Schranken zu setzen. So hätte also der Schöpfer durch Raubthiere gleichsam den Schaden wieder gut gemacht, den die zu große Fruchtbarkeit, die Er einigen gab, hätte anrichten können? Hieng es denn nicht von Ihm ab, diese in einem geringern, dem Wohl des Ganzen angemessenen Grade zu verleihen? Dem Haringe, der Maus eine Vermehrungsfähigkeit zu geben, daß keine so gewaltsamen Mittel nöthig waren, den Ueberfluß der Brut zu vertilgen? Und ist es demnach nicht weit schicklicher, der Weisheit und Güte Gottes anständiger, wenn wir annehmen, daß jene große Fruchtbarkeit eben darum Statt fand, weil auch für fleischfressende Thiere hinreichend gesorgt werden sollte? Doch wir wenden uns nun zu diesen merkwürdigen Thieren selbst, von denen wir die kleinen schon in der vorhergehenden Ordnung kennen gelernt haben. Was man von Wildheit und Grausamkeit der Raubthiere sagt, paßt nicht ganz auf die Bären. Sie sind bei weitem nicht in dem Grade zu fürchten, wie manche andre, die diesen Namen tragen, obgleich auch mit den Bären auf keine Weise zu scherzen ist. Eigentlichen Blutdurst bemerkt man an ihnen nicht, und wenn man ihnen, vorzüglich den braunen, nur immer Honig und Milch hinstellte, so würden sie mit der ganzen Natur Friede halten. Auch müssen wir, um selbst gegen reißende Thiere gerecht zu seyn, nicht vergessen, daß nicht alles, was ein Thier in der Wuth des Zorns, von Menschen aufs äußerste gereizt, oder vom Hunger gequält, oder auch aus Verdruß über seine Gefangenschaft wagt, für seinen natürlichen Character angesehen werden dürfe. Das, was die verschiedenen Bärenarten miteinander gemein haben, sind sechs Vorderzähne oben und unten; die obern sind einen um den andern abwechselnd ausgehült; in der untern Kinnlade liegen die beiden mittlern mit dem untern Theile weiter einwärts, als die äußersten und mittelsten. Die Backenzähne haben stumpfe Zacken. Die Zunge ist glatt, der Schwanz kurz abgeschnitten.

Der Bär, den die Bärenführer gewöhnlich zu uns bringen, ist eigentlich der braune Landbär (U. Arctos,

(Oars 199), der in allen Welttheilen, die heißesten Länder ausgenommen, einsame Wälder bewohnt, in Deutschland aber, wo er sonst häufiger war, fast ganz ausgerottet ist. Ein dicker Pelz verhüllt seine wahren Umrisse, und gibt ihm eine unfröhlliche, schwerfällige Gestalt. In seinem dicken, wolfsähnlichen Kopfe liegen die kleinen Augen, die eine Nickhaut haben, etwas schief, und seine Ohren sind klein und zugerundet. Er hat eine vorn aufgeworfne Schnauze, eine breite Nase, eine über die untere vorstehende Oberkinnlade, ein gesenktes Kreuz, etwas eingebogene Vorderbeine, breite fünfzehige Fußsohlen, und schwarze, harte Klauen. Das aufrechtstehende Bärengerippe hat mit dem Skelette eines Menschen, und die Fährte des Bären mit dem Fußtritte eines Barfußgehenden viele Aehnlichkeit. Gewöhnlich hat er aufgerichtet stehend sechs Fuß. Seine Schwere ist zwei Centner und darüber. In Nordamerica findet man Bären, die fünf Centner haben, und ein Kurfürst von Brandenburg schoß einen, der 1024 Pfund wog. Er ist ein Feind des gesellschftlichen Lebens, scheint Menschen und Thiere zu vermeiden, und liebt die Einsamkeit. Da, wo die Natur fast ganz verwildert ist, wo man wenig Spuren menschlicher Cultur wahrnimmt, wo uralte Bäume finstre Clausen, und wildebewachsne Felsen unzugängliche Grotten bilden, da wohnt er am liebsten, und bewegt sich im Winter gar nicht von der Stelle, ohne deswegen einen Winterschlaf, wie so manche andre Thiere, zu haben. Er genießt täglich etwas weniges von dem kleinen Wintervorrath an Eicheln, Ochsenknochen, wildem Obst. In dieser Zeit wird das Fett, das sich im Herbst in großer Menge bei ihm angelegt hat, wieder zugesetzt, und er verläßt sein Winterlager als ein ausgehungertes Gerippe. Aber dann frißt er auch alles, was er findet, so wie er überhaupt kein Kostverächter ist, wobei ihm sein scharfes Auge, sein höchst feiner Geruch, der die Folge der Ausdehnung seiner innern Nasenfläche ist, und seine Stärke sehr zu Statten kommen. Ein Schlag mit einer Tazze ist hinreichend, ein Thier niederzuschlagen, und er saugt erst das Blut aus, ehe er das Fleisch verzehrt. Die Reste seines

Fraßes vergräbt er. Frisches Fleisch, wie das von Pferden, Rindvieh, Schafen, Hirschen u. doch auch Getreide und Wurzeln frißt er. Er überfällt manches Thier im Schlafe, durchwühlt Ameisenhaufen, bestiehlt Bienensbücke, holt Fische aus dem Wasser, plündert Weinberge und Obstbäume, und weil ihm das Herabsteigen etwas beschwerlich ist, so nimmt er seinen schwächsten Theil, den Kopf, zwischen die Vordertazzen und fällt wie ein plumper Sack herab. Doch steigt er auch öfters rückwärts herunter. Den Menschen fällt er nur an, wenn er gereizt wird. Aber dann umfaßt er ihn auch mit seinen Vorderfüßen so, daß dieß die letzte Umarmung für sein ganzes Leben wird. So plump er scheint, so geht er doch sehr geschickt auf den Hinterbeinen, lauft ziemlich schnell, klettert mit Leichtigkeit und schwimmt gut, wenn es nicht zu lange dauert. Ohne große Anstrengung schleppt er mit seinen Tazzen, deren er sich überhaupt mehr als seiner Zähne zur Gegenwehr bedient, ein Pferd und reißt ihm mit ihnen alles Fleisch bis auf die Knochen weg. Er lauert auf einem Baume seinen Raub auf, stürzt unversehens herab, beißt ihn ins Genick, schlägt die Klauen ein, und überwältigt so den stärksten Ochsen. Auch Schlaugigkeit scheint er mit Stärke zu verbinden. Man weiß aus dem Munde von Kamtschadalen, daß der Bär, von dem das Rennthier durch seine Schnelligkeit wohl nichts zu befürchten zu haben scheint, seiner durch List Meister werde. Wenn Rennthierheerden am Fuße eines Felsen weiden, so kommt er in der Höhe herbeigeschlichen und nimmt solche Wege, daß sie ihn nicht wohl sehen können. Sobald er über ihnen ist, so macht er mit seinen Tazzen Felsenstücke los und rollt sie hinab. Das Verwundete wird dann seine leichte Beute. Seine Stimme ist ein wildes Brummen, und wenn er zornig ist, knurrt er mit den Zähnen. Sehr leicht wird er blind, und dann soll er sich dadurch Erleichterung verschaffen, daß er sich durch Bienen und Wespen den Kopf wund stechen läßt. Die Bären leben Paarweise in einer treuen Ehe, Ihre Begattungszeit ist gegen Ende Augusts, bei andern später, den September hindurch. Ihren



künftigen Jungen bereitet die Bärin ein weiches Lager von Moos und Kräutern an einem sehr einsamen Orte. Hier wirft sie nach vier Monaten Tragezeit ein bis drei Junge, die sie säugt und mit der größten Zärtlichkeit liebt. Für sie bekämpft sie muthig jede Gefahr, und verwahrt sie vor ihrem Manne, der sie fressen würde. Durch Zusammenschlagen ihrer Tazzen warnt sie ihre Jungen, und sie vergift so lang ihrer eignen Sicherheit, bis sie diese gerettet hat. Vier Wochen bleiben sie blind; im fünften Jahre sind sie reif, und 20 — 25 Jahre können sie leben. Wenn man eine Bärin mit fünf Jungen antrifft, so sind diese nicht alle von Einem Wurfe. Denn die gegenseitige Anhänglichkeit dauert zwischen der Mutter und den Jungen bis ins vierte Jahr. Ganz jung, in den ersten sechs Monaten, muß man diejenigen fangen, die man zähmen will. Man zieht sie dann mit Brod und Wasser, worunter etwas Honig und Bier gemischt wird, auf. Lächerlich ist das Vorgehen, die Bären kämen als unförmliche Brocken auf die Welt, und bekämen ihre Bärengestalt erst durch das mütterliche Lecken. Wenn der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, so mögen auch sie ziemlich unförmliche Klumpchen seyn; aber eine solche Art der Ausbildung ist wohl eben so grundlos, als das Saugen der Bären an ihren Tazzen den ganzen Winter über, oder auch das Vorgehen, daß der Bär, wenn er einer Heerde Kühe begegnet, die, die eine Glocke anhat, zuerst anhalten, sie ihr abreißen und ganz platt klopfen, oder auch, daß er den schwangern Frauen höchst gefährlich seyn soll. Das letzte ist wenigstens von den Kamtschadalischen Bären nicht glaublich. Sie werden wenigstens als sehr höflich gegen das schöne Geschlecht beschrieben, so daß sie, wenn sie einer schönen Beerenflescherin begegnen, sich völlig als zahme Thiere betragen, und nur darin ein Bißchen ungalant seyn sollen, daß sie das Beerenkörbchen rein ausfressen. Auch der längstgezähnte Bär wird sehr heftig, wenn man ihn auf die Nase schlägt und nie darf man ihm zu sehr trauen. Da er aber auch ohne das zuweilen wird, so ist die Kette und der Ring durch die Nasenhaut immer nöthig. Smorgonie ist eigent-

lich die polnische hohe Schule, wo junge Bären in den Künsten unterrichtet werden, womit uns zuweilen arme Polen, unter einer abscheulichen, dem Bären mehr als uns angenehmen Musik unterhalten. Hier lernt der Tausendskünstler Trommelschlagen, Purzelbäume machen, Almosen mit dem Hute sammeln, tanzen u. d. m. Man fängt den Bären auf verschiedene Art. Am gefahrlosesten ist es, wenn man ihn mit Brantwein, den man auf Honig in Baumstämme gießt, berauscht. Zu schießen ist er am leichtesten, wenn er gerade neugierig horchend auf den Hintertazzen steht; fehlt man aber, so rennt er auf den ungeschickten Schützen los, und lobnt ihn mit einer schrecklichen Umarmung. Mannigfaltig sind die Kunstgriffe nordischer Völker in der Bärenjagd. In Kamtschatka nimmt es Ein Mann mit dem Bären auf, und stoßt ihm ein spitziges Eisen in den Rachen. Ein solcher Sieg bringt große Ehre, und die Nachbarn werden zum Sieger, in die mit Bärenknochen als mit Trophäen geschmückte Hütte, auf einen Bärenbraten eingeladen. Auch wissen sie, daß der Bär gern freien Ausgang seiner Höhle hat. Sie legen Holzscheite hin. Der dumme Bär holt sie so lange hinein, bis er sich nicht mehr wenden kann und eingesperrt ist. Dann gräbt man von oben hinab. Muthig sucht der junge Illyrier den Bären auf. So wie er ihn sieht, wirft er ihm einen Stein an den Kopf. Brummend sucht der Bär den Stein zu fassen, um ihn nach seinem Gegner zu werfen. Dieser steigt auf einen Baum; der ergrimmete Bär ihm nach. So wie er sich jenem nähert, haut ihm dieser die Tazzen, eine nach der andern, ab, daß er herabstürzen muß. Die Finnmärkischen Lappen machen eine Art von Verhau vor der Bärenhöhle von Neisern. Wenn er nun den Kopf heraussteckt, macht ein Schlag seinem Leben ein Ende. Auch bringen sie bei einem von ihm angefressenen Raube selbstschießende Bogen an. Die Korjacken fangen ihn mit Schlingen, Klappen, Fallen, Selbstschüssen, Fußangeln. Verwundet ihn eine solche, so schlägt er so lange zornig gegen die Erde, bis alle vier Füße angenagelt sind. Die Bauern an der Lena und dem Ilim legen ihm eine

Schlinge mit einem großen Klotz. So wie er gravitatisch fortschreitet, so zieht er die Schlinge zu, und da er nun im Fortgehen bemerkt, daß ihn der Klotz hindert, so geht er mit wüthendem Zorn an einen Berg, und stürzt den Klotz hinab. Natürlich reißt ihn dieser mit hinunter. Ist er nicht gleich todt, so wiederholt es das einfältige Thier so lange, bis es ganz zerschellt liegen bleibt. Die Bärenjagd verlohnt sich auch der Mühe. Das Fleisch riecht zwar nicht gut, doch essen es die Nordländer allgemein, und schätzen vorzüglich den Kopf, die Zunge und die Schinken. Die Bärenzähne sind ein Leckerbissen auf den Tafeln der Großen. Das Fett ist vortrefflich, gibt sehr gutes Dehl, das nicht leicht ranzig wird, und kann zu Speisen und zur Heilung gebraucht werden. In Louisiana bekommt man von einem fetten Bären 120 Eöpfe Dehl. Gegen Rheumatismus soll das von männlichen Bären Männern, und das von weiblichen, den Frauenzimmern sehr heilsam seyn. Die Haut ist ein vorzüglich gutes, höchst dauerhaftes Pelzwerk. Sie war das Bette der alten Deutschen. Daher der bekannte Schimpfname des Faulen, dem seine Bärenhaut über alles gieng. Die Kosaken machen aus den getrockneten Gedärmen Fensterscheiben, der Kamtschadale trägt sie als einen Schleyer gegen die Sonnenstrahlen und mäht mit dem scharf gemachten Schulterblatt seine Wiese. Sonst galt das rechte Bärenauge, so wie sein Blut und seine Galle, sehr viel.

Nördlicher als der braune wohnt der schwarze Bär (U. Niger 200). Sein Kopf ist länger und dicker, auch die Ohren sind länger. Seidenartig glänzend ist sein schwarzer Pelz. Er ist weniger wild und fleischfressend, nimmt lieber seine Nahrung aus dem Pflanzenreiche, und frißt Wurzeln, Beeren, Gras. Wenn die Haare dieses Bärs weiße Spitzen haben, so gibt das dem Thiere eine schöne, grauliche Silberfarbe. Dann heißt er Silberbär. Auch der americanische Bär (U. Americanus 201) soll von ziemlich sanften Sitten seyn, und wenig Fleisch genießen. Doch reißt er zuweilen ein Stück Vieh nieder, und dann beißt er ein Loch in die Haut und bläst hinein, so

daß das Thier aufschwillt. So erzählen wenigstens einige Reisende, indeß andre hingegen versichern, er genieße nie Fleisch, sondern bloß Eicheln, Früchte, Honig und Milch. Die Bärin muß sich daselbst sehr gut zu verbergen wissen, denn nur selten wird eine erlegt. Das Fell ist schön schwarz; doch hat das Thier gelbbraune Backen. Man bringt jenes in Menge nach Europa. Das Fleisch wird frisch und geräuchert gegessen, das Fett als Del und als Salbe gebraucht.

Man muß sich sehr hüten, den weißen Landbären (U. Albus 202) mit dem eigentlichen Polarbären (U. Maritimus 203) nicht zu verwechseln. Jener kommt in Gestalt und Sitten mit dem braunen und schwarzen Bären sehr überein; nur hat er das im Norden sehr häufige weiße Winterkleid, und lebt viel unter Schnee und Eis, von denen seine Heimath einen so reichen Vorrath hat. Dieser, der Polarbär, gehört ganz dem äußersten Norden an, und wird von den Wallfischfängern zum öftern angetroffen. In großer Menge findet er sich an den Küsten des Eismeers, um Spitzbergen und auf jenen unermesslichen Eisfeldern vermuthlich bis an den Nordpol hin, und er kann sich desto ungehinderter vermehren, je weniger in jenen Gegenden, wo alles vom Froste starrt, die Jagd Reize hat. Zuweilen kommt er auf großen Eisschollen an die nördlichen Küsten Irlands und Norwegens, kehrt aber auf andern wieder zurück. Fische, Wasserögel, Seehunde, Wallfischhäser u. dgl. sind seine Nahrung. Hat er daran Mangel, so geht er auf Landthiere los, gräbt Leichen aus, frißt seines Gleichen und fällt Menschen an, ohne ihre überlegne Anzahl zu fürchten. Er ist größer, fetter, schwerer als der Landbär, wiegt ohne Kopf, Haut und Eingeweide sechshundert Pfund und darüber, und zeichnet sich außer diesem vorzüglich durch den längern Kopf und Hals, und den etwas mehr gewölbten Schedel von dem Landbären aus. Nase, Maul und Klauen sind schwarz. Sonst aber ist der ganze Körper mit langen, milchweißen, zuweilen auch gelblichen Haaren bedeckt, die sich wie Wolle anfühlen. In Schneeegruben der Wälder und in Höhlen der

Ufer hält die Polarbärin ihr Wochenbette, und hat zwei Junge. Sie bleibt hier bis in den März; dann geht sie mit ihren Jungen ins Meer und sucht ihren Mann auf, der den ganzen Winter auf dem Eise zugebracht, und manche Fahrt auf Eisschollen gemacht hat. Im Junius geht er mit ihr ans Land. Wenn sie hungrig sind, hat man alles von ihnen zu fürchten. Nur ihre Neugierde kann dann des Menschen Glück seyn. Denn wenn er ihnen einen Handschuh oder sonst etwas in den Weg wirft, so untersucht und beguckt der Bär es von allen Seiten, und man gewinnt dadurch Zeit, sich zu retten. Ihre Stimme ist ein heißeres Wellen. Ihr Fleisch wird gegessen, schmeckt aber thranartig, ihr Fell gibt gutes Pelzwerk, das in ihrer furchtbar kalten Heimath zu Winterreisen vortrefflich ist.

---

Tab. LIII. — LXIII.

Der Hund (Canis).

- Der eigentliche Hund 204—225. Der Wolf 226. 227.  
 Der schwarze Fuchs 228. Der Birkfuchs 229. 232.  
 Der Brandfuchs 220. Der capische Schakal 231.  
 Der Steinfuchs 232. 234. Die Hyäne 235.  
 Der Schakal 236.

Eine zahlreiche, ungemein merkwürdige Thiergattung ist es, die die Lehrer der Naturgeschichte unter dem gemeinschaftlichen Namen Hund vereinigt haben. Denn nicht nur jenes gute, treue Hausthier, das diesen Namen abschließend führt, sondern auch der listige Fuchs, der grimelige Wolf, die unersättliche Hyäne, und manche andre mit ihnen verwandte Säugethiere gehören in diese Gat-

tung. Sie alle haben sechs ungleich lange Vorderzähne, von denen einige gesurcht sind, einzeln stehende lange, spitzige und gekrümmte Eckzähne, und sechs bis sieben zackige Backenzähne auf jeder Seite. An ihren Vorderfüßen befinden sich fünf, an den hintern vier mit unbeweglichen Klauen versehene Zehen. Alle sind fleischfressend und haben, wenn nicht häusliche Erziehung ihre Sitten gemildert hat, einen unersättlichen Hang nach Fleisch. Man kennt bereits 26 Arten, ohne die zahlreichen Racenverschiedenheiten zu rechnen.

Vielleicht ist unter allen Säugethieren kein einziges, dem der Mensch mehr zu verdanken hätte, als dem Hunde. Zwar kann man weder von seinem Fleische, noch von seinem Felle, noch auch von andern Theilen den großen Nutzen ziehen, den uns z. B. das Rindvieh gewährt; und doch tragen wir kein Bedenken, dem Hunde nicht nur in Absicht seiner Anlagen und Fähigkeiten, sondern auch der Dienste, die er dem Menschen geleistet hat und noch leistet, den Vorzug vor allen Säugethieren einzuräumen. Ihm nur und seinem Beistande verdankt der Mensch einen Theil seiner Herrschaft über das Thierreich. Ihn wählte er zu seinem Bundesgenossen gegen Thiere, die ihm an Stärke und Geschwindigkeit überlegen waren, und seine scharfen Sinne, sein Muth und seine Treue halfen dem Menschen oft zu einem Siege, den er ohne den Beistand des Hundes nie errungen haben würde. Doch wir wollen, ehe wir von den vortrefflichen Naturgaben des Hundes und den treuen Diensten, die er uns leistet, reden, ihn nach seinen körperlichen Eigenschaften etwas näher betrachten. So verschieden auch die Hunde untereinander sind, so haben sie doch manche Eigenschaften miteinander gemein. Horizontal mit dem Körper steht der längliche Kopf. Die Scheitel ist flach, vorwärts abhängig. Die Oberlippe wird an dem nackten, gezähnelten Seitenrande von der obern bedeckt. Die chagrinartige, immer feuchte Nase ragt über die Unterkinnlade vor, und hat halbmondförmige Nasenlöcher, und am Maule befinden sich fünf- bis sechs Reihen borstenartiger Haare. Unter dem trefflichen, schneeweißen

Gebisse, das aus 42 Zähnen besteht, zeichnen sich besonders die einzeln stehenden, gekrümmten und langen Eckzähne aus. Etwas schief stehen die Augen. Sie haben am innern Augenwinkel eine kleine Nickhaut. Lang, glatt und äusserst beweglich ist die flache Zunge. Bald zugespitzt, bald rund, bald hängend, bald stehend sind die Ohren, und sieben Warzen mit Haaren hat jedes Hundsgesicht. Der Leib ist rund und geht nach hinten merklich dünner zu. Die Hündin hat am Bauche zehn Saugwarzen, zuweilen auch nur acht. Das Männchen hat sechs solche. An den Vorder- und Hinterfüßen befinden sich eigentlich nur vier vollkommene Zehen, denn der fünfte an den Hinterfüßen ist ein unvollkommener Daumen. Die Ferse steht in der Höhe. Alle Hunde tragen ihren Schwanz mehr oder weniger gebogen aufwärts. Ihr Körper ist, bios bei den türkischen ausgenommen, behaart, und ihre Farbe, wie bei den meisten Haushieren, sehr verschieden. Fünfzehen Nähte unterscheidet man in ihren Haaren. Verschieden ist ihre Stimme. Sie knurren, bellen, heulen, murren zum Theil nur leise. Einige, wie die Isländischen, können bios das letztere. Durch diese Stimmen geben sie ihre Leidenschaften zu erkennen, und es ist merkwürdig, daß manche Hunde, wenn der Vollmond hell scheint, wenn sie ein Geläute oder Glockenschlagen hören, oder wenn sie schnell etwas sie befremdendes sehen, abscheulich zu heulen anfangen. Ihre liebste Nahrung ist Fleisch. Doch fressen sie im häuslichen Zustande alles, und zumal Brod recht gern. So gierig sie sind, so können sie doch auch Hunger ertragen; eine aus Versehen in einem Landgute eingesperrte Hündin lebte 40 Tage von der Wolle einer Matraße. Wenn sie Gras fressen, so geschieht dies nicht aus Hunger, sondern gemeinlich, weil sie nicht ganz wohl sind. Man schließt daraus auf eine Veränderung des Wetters. So falsch der Schluß seyn mag, so ist ihnen deswegen Wetterkunde nicht abzuspochen. Sie ist Folge ihrer scharfen Sinne, vermöge deren Benjowschys Hund, auf jener Fahrt nach Japan, die Nähe eines Landes anzeigte und hoffen ließ, ehe noch Jemand etwas davon sah. Selbst gewisse

Naturbegebenheiten scheinen sie voraus zu ahnden, wie erst kürzlich der Hund des Pfarrers in Goldau bewies, der einige Tage vor dem entsetzlichen Erdstalle in der Schweiz höchst unruhig war, und gleichsam sich zu entfernen aufforderte, dann aber auf einmal verschwand, und erst nachdem das Unglück geschehen war, zurückkam, und sich traurig auf den Schutt legte, der seines Herrn Haus bedeckte. Vielleicht fressen die Hunde auch an schwülen Tagen Gras zur Kühlung; denn sie sind sehr trockner, hitziger Natur, müssen immer zu saufen haben, und können aus Mangel an frischem Wasser krank, ja wohl gar toll werden. Als eine physische Merkwürdigkeit verdient beim Hunde, was sich sonst bei keinem Thiere findet, das Rücken der jungen Hunde beim Harnen, und das Zusammenhängen nach dem Begatten angeführt zu werden. Zweimal im Jahre ist die Hündin 10 — 12 Tage lang läufig. Schon von weitem wittert sie der Hund. Sie trägt 60 — 65 Tage, und wirft drei bis zwölf Junge, die sehr unvollkommen und blind zur Welt kommen. Ihre Augenlider sind nicht etwa bios zusammengeklebt, sondern ein dünnes Zwischenhäutchen verbindet sie. Es zerreißt am zehnten oder zwölften Tage. Zärtlich leckt die Hündin ihre Kleinen, frisst den Unrath derselben, damit kein übler Geruch sie belästige, und trägt sie vorsichtig ins Lager zurück, wenn man sie herausgenommen hat. Den, den sie in diesem Falle zuerst zurückträgt, halten die Jäger für den Besten darunter, auch zieht man die Hunde des ersten Wurfs im Jahre denen vor, die der zweite Wurf gibt. Muthig wird auch die kleinste Hündin ihre Jungen gegen weit größere vertheidigen. Fast unglaublich ist der Beweis von mütterlicher Liebe, den ein Kaufmann in der Oberlausitz von seiner Hündin sah. Diese war trüchrig mit seinem Wagen fortgelaufen, da er nach Leipzig auf die Messe reiste. Hier warf sie fünf Junge kurz vor der Abreise. Der Kaufmann empfiehlt die kleine Familie seinem Hauswirthe und reist ab. Einige Tage nach seiner Ankunft hört er die ihm wohlbekannte Stimme seiner Hündin. Er öffnete die Thür. Mit ausschweifender Freude springt sie herein, und legt eins ihrer Jungen

ihm zu Füßen, eilt wieder fort, bringt nach einiger Zeit ein Andres, und kehrt wieder um. Jetzt schickt er der guten Mutter nach, und man findet, ihrer Spur folgend, die noch übrigen drei, die nun, wie billig, der Nachgeschichte trug, indes die Hündin freudig folgte. Der Leipziger meldete auch wirklich, die Hündin mit den Jungen sey einmal verschwunden. So hatte also das gute Thier den Weg von 20 Meilen auf Abwegen zehnmal gemacht, war zehnmal durch die Mulde geschwommen, und hatte ihre Jungen immer dazwischen gesäugt, und sich doch auch Nahrung suchen müssen — und das in acht Tagen, um ihre Jungen in die geliebte Heimath zu bringen. Kann manche Mutter das lesen, ohne von Schamröthe zu glühen? Ehe ein Monat vergeht, entwickeln sich schon die Anlagen des jungen Hundes. In einem Jahre hat er seine Reife erlangt. Sein Alter kann er auf vierzehn bis zwanzig Jahre bringen. Erreicht er das höhere Alter, so wird er ein hilf- und sinnloser Greis. Die glänzend weißen Zähne werden ungleich, stumpf und schwarz, im Gesicht zeigen sich graue Haare. Unmäßigkeit im Essen und Trägheit machen auch ihn vor der Zeit stumpf. Das sonst lebhafteste Thier wird träge, schläft viel, träumt oft, und knurrt und murt im Schlafe, und wedelt mit dem Schwanz, je nachdem die Traumgestalten, die es sieht, erfreulich oder ärgerlich sind.

Die ungemein große Verschiedenheit der Hunde hat Viele auf die Vermuthung gebracht, es möchten mehrere Stammrassen gewesen seyn; es sey unmöglich, daß alle von Einer abstammen. Da aber doch alle, wie verschiednen sie auch seyn mögen, sich untereinander begatten, fruchtbare Jungen zeugen, in Absicht auf Triebe und Lebensart so viel miteinander gemein haben, so ist es wohl wahrscheinlicher, daß man alle zu Einer Art rechnen dürfe. Man darf nur nicht vergessen, welche Veränderungen häuslicher Zustand, Clima, Nahrung, allmähliche Abartung hervorbringen könne. Wie viel geht nicht durch häuslichen Zustand vom ursprünglichen Gepräge der Natur, das im freien, wilden Zustande sich immer gleich bleibt, verloren?

Wie hat nicht der Mensch gewisse Ausartungen, die er bemerkte, erblich zu machen gewußt, wie die Natur gleichsam ungeschaffen, ja wohl veredelt? Denn, so wie er dieß im Pflanzenreiche mit großem Glücke that, so daß jetzt Korn, Weizen, Pflaumen, Aepfel, ungeweine Vorzüge vor den wildwachsenden haben; eben so gelang ihm das auch im Thierreiche, und es ist keine Herabwürdigung der Natur und ihres großen Schöpfers, wenn man annimmt, er habe es dem Fleiße und dem Nachdenken des Menschen überlassen, die Natur mit neuen Arten zu bereichern, sie ergiebiger zu machen. Nur wollen wir zu dem Umschaffen und Veredeln das Abhauen der Ohren und Schwänze unserer guten Hunde auf keine Weise gerechnet wissen; eine Gewohnheit, die man eher Verstümmelung nennen könnte. Außer den Verschiedenheiten, die häuslicher Zustand unter den Hunden hervorbringen mußte, mögen auch Himmelsstrich und Nahrung viel dazu beigetragen haben, und sie konnten es um desto mehr, da der Hund dem Menschen in der nur diesem eignen Fähigkeit, überall leben zu können, unter allen Säugethieren am nächsten kommt, und also auch dem Clima anartet. Wirklich fehlt es uns nicht an Beispielen, welchen Einfluß dieses auf die Hunde, auf Schadsucht oder Häßlichkeit, auf Muth oder Feigheit, auf Thätigkeit oder Trägheit derselben habe. In Lappland und Grönland sind Menschen und Hunde gleich häßlich; unter einem glücklichen Himmel beide schön und talentvoll. Wie vorzüglich sind nicht die dänischen, tatarischen, albanischen, irländischen Hunderassen! Wie berühmt waren nicht die Letztern bei den Alten unter dem Namen epirische! Einen solchen schenkte einst ein albanischer König Alexander dem Großen. Um seinen Muth zu erproben, läßt dieser Varen, Eber, Damhirsche zu ihm bringen. Ruhig bleibt der Hund liegen. Aufgebracht über diese Feigheit, befiehlt Alexander, ihn zu tödten. Jetzt sendet der König von Albanien einen andern, mit der Bitte, nur an großen, wilden Thieren den Versuch zu machen. In einem Augenblicke ist ein Löwe erlegt. Kein besseres Schicksal hat der ihm folgende Elephant. Die Zuschauer wissen kaum, ob sie den Hund

mehr in der Art des Angriffs, oder der Gegenwehr bewundern sollen, und sehen mit Erstaunen das Ungeheuer stürzen und vom Hunde zerreißen. In einigen Ländern werden die Hunde kahl und haarlos, in andern stumm. Sie heulen dann wie die Wölfe, oder belfern wie die Füchse. Unter dem glühend heißen Himmel einiger Gegenden verlieren sie ihr Feuer, ihren Muth, ihre Klugheit, wodurch sie uns so nützlich werden. Aber dafür nützen sie dort auf eine andre Weise. Sie werden gegessen. Einen fetten Hundsraten zieht der Neger fast jedem andern vor, und bezahlt ihn auf dem Hundemarkte auch theuer. Das ägyptische Frauenzimmer kennt keine größere Leckerei, als einen gekochten jungen Hund, und die Karthaginenser waren berühmte Hundesesser. In Angola sind die Hunde ein sehr kostbares Mastvieh. Zwei und zwanzig Sclaven, deren Marktpreis gewöhnlich zehn Ducaten für Einen ist, gibt man für einen fetten Hund, und man kann dort den Adelsstand nicht gewisser erlangen, als wenn man einige fettere Hunde in die königliche Küche liefert. So wird der natürliche Einfluß, den jene heißen Gegenden auf die Eigenschaften der Hunde haben, auf eine andre Weise vergütet. Allein wenn auch diese Erfahrungen der Vermuthung, daß alle Hundarten von einem einzigen Stammpaare abstammen, große Wahrscheinlichkeit geben; so wurden dadurch die Schwierigkeiten doch nicht gehoben, dieses Stammpaar anzugeben. Um ihm auf die Spur zu kommen, haben die Naturforscher sorgfältig die in Wildnissen lebenden, verwilderten Hunde beobachtet, bei denen allmählich das, was die Cultur ihnen gegeben hatte, allmählich verschwunden seyn mochte. Sie fanden, daß die mehr als hundert Jahre in den americanischen Wüsten lebenden Hunde, die wilden Hunde von Canada, in den antillischen Inseln, die in Peru, wo sie Alko heißen, so wie auch die in Congo eine auffallende Aehnlichkeit in Absicht auf Ohren, Haare, Schwanz, Naturell, mit dem Schäferhunde haben, und fanden sich dadurch veranlaßt, ihn an die Spitze zu stellen. Das schlechte Aeußerliche kann hier keinen Entwurf abgeben. Denn gerade er besitzt die Hundetugenden, die mehr werth

sind, als die angenehmste Gestalt; besitzt Emsigkeit, Wachsamkeit, Genügsamkeit, Treue, Unhänglichkeit an den Menschen in vorzüglichem Grade. Konnte doch die letztere in den Congoer wilden Hunden selbst der lange Aufenthalt in der Wildniß nicht vertilgen. Denn werden sie in Herden zu dreißig und mehr, Löwen, Tiger, Elephanten überfallen, so legen sie den Ueberrest ihrer Beute in ein Dorf zum Gebrauche der Einwohner hin, auch gesellen sie sich öfters unaufgefordert zu Reisenden und begleiten sie. Aus diesen Gründen haben die Naturforscher dem Schäfer- und Bauernhund die Ehre eingeräumt, Stammvater aller Hundarten zu seyn.

Doch wir wollen jetzt einige der vorzüglichsten Racen und Blendlinge dieses vortrefflichen nützlichen Thieres in trennen Abbildungen betrachten, ohne uns mit den Vermuthungen, aus welchen Racenvermischungen sie entstanden seyn mögen, weitläufig zu beschäftigen. Als die Stammvater und Ahnherren aller Hundarten betrachten Buffon den Schäferhund (*C. familiaris Pastoralis*, *le Chien de berger*, Pl. 204) und den Haushund (*C. fam. Domesticus*, *le Mâtin*, Bauernhund 205). Sie haben in Absicht auf Größe, Stellung, aufrechtstehende Ohren und einen an der untern Seite stärker behaarten Schwanz, viele Aehnlichkeit miteinander, nur ist der Haushund kurzhaarig, da hingegen der erstere langhaarig und zottig ist, auch mehr Gelehrigkeit verräth. Beide sind von erprobter Treue, und in ihnen kann sich der arme Schäfer, der dürstige Söldner, trotz der schmalen Kost, die er ihnen reicht, eines so uneigennütigen Freundes rühmen, als mancher Große der Erde nicht besitzen mag. Weniger gute Eigenschaften entdeckt man am Mops (*C. f. Fricator*, *le Doguin* 206), den freilich der Aufenthalt unter Menschen, und die übergroße Sorgfalt, mit der er von manchen gepflegt wird, verdorben haben mag. Er ist ein unerträgliches Kläffer, der sich oft selbst von seinem Herrn nicht zur Ruhe verweisen läßt. Seine Trägheit trägt viel bei, ihn oft unförmlich fett zu machen. Meist hat er fahlgelbe, schwarz überlaufne Haare und ist völlig glatt.

Säugethiere I. 24

Glänzend schwarz ist seine stumpfe Schnauze, und auch seine hängenden Ohren sind gemeiniglich schwärzlich. Was dieser im Kleinen ist, das ist der Bullenbeißer (C. f. Molossus, *le Dogue allemand*, Bärenbeißer 207) und die englische Dogge (C. f. Anglicus, *le Dogue anglois* 208) im Großen. Sie sind sehr starkleibig, und die hängenden Oberleffen und die etwas blinzenden Augen geben ihnen ein grämliches Aussehen. Man hält den erstern gern als Kettenhund, und seine Stärke wie sein Muth machen ihn fürchtbar. Er faßt seinen Mann an der Kehle, und hält ihn, ohne daß er sich wenden kann. Seine Wuth bei den unmenschlichen Freuden der Thierhaken, die die Schmach eines gesitteten Staates sind, ist gränzenlos. Auch als Zugvieh leistet er viel, und es ist außerordentlich, mit welcher Geschwindigkeit und einer für den, der es zum ersten Male sieht, fürchterlichen Hastigkeit ein Paar solcher Thiere mit einem Wagen voll Kälbern einherrennen, was man in Augsburg alle Tage sehen kann. Größer als er wird die englische Dogge, die zum Hetzen der Bären, Dachsen, wilden Schweine gebraucht wird. Sie opfert, wenn es seyn muß, ihr Leben in einem solchen Kampfe auf, und kennt durchaus keine Furcht. Man hat schon Doggen von drei Fuß Höhe gesehen. Die Erlaubniß, in den Zimmern der Großen zu schlafen, hat ihnen den Namen Kammerhunde erworben, so wie der große Dänische, der gern um Wagen ist, Kutschhund heißt. Wenn diese auf der großen Jagd Dienste leisten, so ist dagegen der Jagdhund (C. f. Sagax, *le Chien couchant*, *l'Espagneul*) für die kleinere vortrefflich. Im Grunde hat man freilich mehrere Hunderassen zur Jagd abgerichtet, und sie als Jagdhunde gebraucht. Im engeren Verstande gibt man daher diesen Namen vorzüglich den Hühnern- oder Wachtelhunden, bei denen man nicht weiß, ob man mehr die Gelehrigkeit des Thieres, oder die Geduld derer, die es so abzurichten wissen, bewundern soll. Sie sind gemeiniglich glatthaarig, schön gefleckt, zuweilen vortrefflich getieget. Das letztere gilt besonders von den Bengaler- und Corsicaner-

hunden, die übrigens dem Hühnerhunde gleichen. Der Hinterkopf hat meistens eine Furche, die Ohren sind lang und hängen, der Leib ist ziemlich dick. Man kann nicht ohne Verwunderung sehen, mit welcher Vorsicht ein solcher Hund (209) vor einem Fasane steht, den er ausgewittert hat, mit welcher Beharrlichkeit der Leithund dem Schweiß eines angeschossnen Wildes folgt (210), und sich durch nichts irre machen läßt, und immer an dem Seile, an dem man ihn leitet, stark zieht, und wie still und schleichend diese Hunde etwas auffuchen, wovon sie Witterung haben (211), wobei jede Bewegung eine Art von Sprache mit dem ihnen folgenden Jäger ist. Sie alle haben stumpfe Schnauzen, dagegen der Spitz (C. f. Pommeranus, *le Chien loup*, Pommer, Wolfshund 212) eine sehr spitzige besitzt, wovon er auch seinen Namen haben mag. Auch seine Ohren sind spitzig und stehen in die Höhe. Viel hat er in der Gestalt vom Fuchse. Seine ziemlich langen Haare sind schlicht. Er gibt einen sehr getreuen, alles meldenden Haushund ab, und verräth eine ungemeyne Lebhaftigkeit. Die Pferde scheint er vorzüglich zu lieben, daher man ihn gern in Ställen hält. Vielleicht aber kommt kein Hund an Anhänglichkeit und Ergebenheit gegen den Menschen dem guten Pudel (C. f. Aquaticus, *le Barbet* 215) gleich. Er ist der eigentliche Wasserhund, obgleich auch die andern Hundarten das Wasser nicht fürchten. Aber er scheint es vorzüglich zu lieben, und hohlt gar gern etwas aus demselben heraus. Sobald er an ein Wasser kommt, so bettelt er ordentlich seinen Herrn darum an, daß er ihm etwas hineinwerfe. In der Gelehrigkeit übertrifft er fast alle Hunde, und er lernt hundert Künste, die er mit der größten Willigkeit, und zumal wenn er etwas zu essen möchte und bei guter Laune ist, oft unverlangt macht. Von seinem Herrn ist er, wenn er darf, ein unzertrennlicher Begleiter; gibt er ihm etwas von seinen Sachen, so trägt ers ihm nach, so beschwerlich ihm auch das Aufsperrn des Mauls seyn möchte, und wehe dem, der es ihm nehmen wollte. Bei seinen vielen guten Eigenschaften ist er doch bei weitem

nicht der schönste Hund, und sein dicker Kopf, sein etwas kurzer starker Leib, sein kurzes, krauses Haar geben ihm nicht das angenehme Aussehen so mancher andern Hunde. Unter andern Dingen, die er bald lernt, ist auch das Trüffelsuchen. Diese, eine Handbreit unter der Erde ohne Blätter und Wurzeln wachsende Pilze, sucht er auf, und scharrt da, wo er sie wittert. In Frankreich, Spanien und Mayland läßt man sie auch durch Mutterschweine auffuchen, muß ihnen aber den Müßel mit einem Ringe verschließen. Aber weit zottiger, als er, ist der sibirische Hund (C. f. Sibiricus, *le Ch. de Sibirie* 214), von dem man eine größere und eine kleinere Art kennt. Den Sommer über läßt man ihn in seiner Heimath wild herumlaufen, im Winter aber wird er elings gefangen, und dann muß er sich in Schlitten spannen lassen, auf denen man beträchtliche Winterreisen mit ihm macht. Nur der Schwanz ist bei dem isländischen Hunde (C. f. Islandicus, *le Ch. d'Islande* 215) sehr zottig, übrigen ist er ziemlich glatt. Ganz allein auf Island findet man ihn. Sein Leib ist ziemlich dick. Er dient in seiner Heimath als Haushund. Etwas sehr auffallendes, was man bei keinem andern Hunde noch wahrgenommen hat, bemerkt man an dem türkischen Hunde (C. f. Aegyptius, *le Ch. Turc* 216). Er hat ein völlig haarloses Fell, das bald fleischfarbig, bald gefleckt, bald ganz schwarz ist. In Absicht seines Baues gleicht er etwas dem Windspiel. Er bringt sein Leben immer auf der Straße zu, denn er darf kein Haus betreten. Jeder bleibt in dem Bezirke, wo er geboren ist, und so entstehen kleine Hunderepubliken, aus denen keiner sich in eine andre wagt. Keine Nation liebt die Hunde mehr, als die türkische, keine thut so viel für sie, indem sie auf öffentliche Kosten gefüttert werden, und sogar Stifungen und Liebesanstalten für sie vorhanden sind, und doch ist der Türke, der sie anrührt, unrein und muß sich waschen. In Aegypten sieht man diese Hundearart in Menge. Da die Cisternen verschlossen sind, so laufen sie an die Küste und gehen bis an den Hals ins Meer, ohne zu trinken. Sehr viele

Ähnlichkeit miteinander haben die beiden allerliebsten Thiere, das Bologneser = (C. f. Melitensis, *le Bichon, ou le Ch. de Malte* 217), und das Löwenhündchen (C. f. Italicus, *le Ch. Lion* 217\*). Beide haben ein langes, seidenartiges Haar, das zottig herabhängt, nur ist das Erstere ganz damit bedeckt, da hingegen beim Andern der hintere Theil des Leibes und ein Stück des Schwanzes glatt ist. Ihr Körper ist zart und niedlich gebaut. Malta scheint ihre Heimath zu seyn, aus der sie sich in Italien und dann fast überall verbreitet haben. Sie sind die Lieblinge der Damen, und glücklicher wäre schon manches Kammermädchen, ja manches leibliche Kind gewesen, als sie nicht waren, wenn sie sich auch nur eines Theils der Sorgfalt, und der Gunst zu erfreuen gehabt hätten, die diese Thierchen bei ihrer Gebietherin genießen. Kann man diese Hündchen als Muster der Feinheit und Proportion in ihrem Baue betrachten, so möchte sich gerade das Gegentheil vom Dachs hunde (C. f. Vertagus, *le Basset* 218) sagen lassen. Es gibt ihrer zwei Arten, krummbeinige und geradebeinige. Für die Länge des Leibes, und die Dicke des Kopfs, sind die Beine immer unverhältnißmäßig kurz. Allein gerade dieses macht sie dazu geschickt, in die Höhlen der Däcse und Füchse zu kriechen, und ihre Bewohner heraus zu jagen. Man will die häßlichen krummen Beine für eine erblich gewordne englische Krankheit halten. Wie schön und schlank ist nicht hingegen der Windhund (C. f. Grajus, *le Lévrier* 219)! Wie verräth nicht alles an ihm seine Bestimmung zum flüchtigsten Laufe! Wie flugähnlich eilt er nicht hinter dem Wilde her! Er kommt ursprünglich aus Griechenland und der Levante. Es gibt verschiedne Sorten, große und kleine, zottige und glatte, und man sieht zuweilen welche von unbeschreiblich zartem Gliederbaue, so daß auch sie die Ehre erhielten, Schooßhündchen zu werden, und die schönen Fähigkeiten, die ihnen die mütterliche Natur gab, in häuslicher Gemächlichkeit stumpf werden zu lassen! In Kurland gibt es Windhunde, die die Doggen an Höhe übertreffen. Lange Haare an den Fuß-



sohlen hat der Kurländische Eishund, dem also die Natur selbst Filzschuhe gab. Größer, als der größte unter den Windhunden, ist der russische Hund. Sein langgestreckter Leib verdünnt sich sehr nach hinten zu. Den dickbehaarten Schwanz trägt er halb aufgeschlagen. Der Mann (220) ist ganz weiß, nur die Ohren und einige Flecken in ihrer Nähe sind grau; die Hündin (221) hat ein weit zottigeres graugeflecktes Fell. Der Kopf ist für die Größe des Leibes und die hohen Beine auffallend klein. Dicker, stämmiger ist der schöne große spanische Wolfshund (222), dessen Aehnlichkeit mit dem Wolfe ihm seinen Namen gab. Sein zottiges Haar ist von ungleicher Länge, am Schwanz aber am längsten. Durch die Art, wie er diesen trägt, und dabei die Haare stellen, sieht es aus, als ob das Thier einen Federbusch hätte. Ueberhaupt gibt Spanien und die Barbarei manchen Thieren sehr schönes seidenartiges Haar. Auch einen wilden, so wie Bastarthunde, wollen wir unsern Lesern noch zeigen. Der wilde Hund (225) mit dem spitzen Kopf, den aufrechtstehenden Ohren, starkem Leib, ziemlich kurzen Beinen, lebt in den Wäldern von Cayenne gesellschaftlicher, als sonst Raubthiere pflegen. Er scheint aber mehr bloß eine verwilderte Art zu seyn. Nur mit großer Nähe wird er zahm. Kleine Thiere, auch Früchte sind seine Nahrung. Seine bräunlichen Haare gehen auf dem Rücken in Schwarz, an den Seiten in Weißlich über. Die Schnauze ist schwarz, die Kehle und die Backen weiß; der übrige Theil des Kopfes hat eine rothbraune Farbe. Mit dem Wolfshastardhund schließen wir diese kleine Hunde-Gallerie. Eine Wölfin warf den Hund (224) und die Hündin (225), die wir abgebildet vor uns sehen, im Jahre 1775 in Frankreich. Ihr Vater war ein Jagdhund. Von ihm hatte der Hund den ganzen Hundskopf, von der Mutter die aufrechtstehenden Ohren und einen wahren Wolfsschwanz. Seine Farbe war braun und fahlgelb, seine Stimme mehr ein Wolfsgheul als ein Hundebellen. Ihm fehlte nur die Freiheit, um ein vollkommener Wolf zu seyn, so wild, unbändig und gefräßig war er. Da-

gegen hatte die Hündin den Kopf und übrigen Bau von der Wölfin, den kurzen abgestumpften Schwanz aber vom Vater. Sie war ziemlich sanft und gesellig, sprang mit Leichtigkeit über beträchtlich hohe Mauern, und verrieth überhaupt viele Gewandtheit. Ihre Stimme war ein heißeres Bellen und ihr schwarzbraunes Fell gieng am Bauche in Grau über.

Aber es wäre ungerecht gegen dieses edelmüthige, treue Thier gehandelt, wenn wir uns bloß mit einer flüchtigen Kenntniß seiner verschiedenen Gestalten begnügen wollten. Nein, seine vorzüglichen Anlagen, seine Klugheit, seine Treue, die Dienste, die er uns leistet, verdienen, daß wir noch länger bei ihm verweilen. Vielleicht verschaffen wir ihm dadurch eine gewisse Achtung, die ein Thier von so schätzbaren Anlagen vor der unverständigen und grausamen Behandlung schützt, die es sich oft gefallen lassen muß. Ihm pflanzte die Natur eine Neigung ein, gern um den Menschen zu seyn, und diese Anhänglichkeit an ihn lehrt den Hund alles zu thun, um die Liebe seines Gebiethers zu erhalten, und seine Fähigkeiten nach seinem Willen zu gebrauchen. Seine Befehle erwartet er mit gespitzten Ohren, und ein leiser Wink reicht hin, sie ihm bekannt zu machen. Unerwiderlich ist seine Treue, er hienüß reichen oder Armen, und oft ist er der einzige Freund, der bei dem Dürftigen aushält, auch wenn ihn alles verläßt. Ist er doch schon oft der treue Führer des blinden Bettlers gewesen, und sah man nicht in Rom einen solchen Hund, der mit seinem blinden Herrn vor allen Häusern, wo Almosen zu hoffen war, stillstand, dieses in den Hut des Bettlers legte, und selbst, wenn man Brod herabwarf, sich nie daran vergriff? Empfangene Wohlthaten vergißt der Hund nie; und ein einziger freundlicher Blick seines Herrn tröstet ihn nach der härtesten Behandlung, und macht ihn wieder froh. Winselnd legt er sich ihm zu Füßen, wenn er ihn züchtigen will, und statt auf sein Gebiß, seine Stärke und Geschwindigkeit zu trohen, leckt er demüthig seine Hand und sucht sie durch Bitten zu entwaffnen. Er spricht durch Geberden mit

ihm, drückt Bitten und Danken, Kummer über Trennung und Freude über Wiedersehen, Verlangen und Hoffnung durch jene vielleicht deutlicher aus, als jener Hund, der einige Wörter vernehmlich auszusprechen gelernt haben soll. Ihm ist er so ergeben, daß man einen Hund, der während der Abwesenheit seines Herrn immer traurig gewesen war, ihn, bei seiner unerwarteten Zurückkunft, mit ausschweifender Freude umfassen, und dann todt niederstürzen sah. Auch ins Schlachtgerümmel folgte dem macedonischen Könige Lysimachus sein treuer Hund, legte sich winselnd neben seinen Leichnam, folgte der Leiche und stürzte sich in den Scheiterhaufen, der die Ueberreste seines Herrn verbrannte. Auf die Gunst seines Herrn ist er so eifersüchtig, daß er, selbst wenn dieser einen theuren Freund umarmt, unruhig wird, und auch ein Zeichen des Wohlwollens von ihm fordert, und wird dieser in Handel verwickelt, so mischt er sich gewiß zum Vortheil seines Herrn in sie, stellt sich dem Feinde desselben mit gesträubtem Haar knurrend und bellend entgegen und weist ihm die Zähne. In jeden Ton, jede Ordnung des Hauses, in dem er lebt, findet er sich bald; seine Freunde sind auch die seinigen. Er lernt sie am Gange, an der Art, wie sie die Glocke ziehen, an ihrer Stimme kennen. Ist er nicht ganz gewiß, so beriecht er sie und meldet sie bellend. Diefer und Diebe haben an ihm einen furchtbaren Feind. Während fällt er die Letztern an, nimmt ihnen den Raub ab und legt sich darauf. Wäre es auch etwas Eßbares, so würde ihn selbst Heißhunger nicht verleiten, sich daran zu vergreifen. Seinen Herrn und sein Eigenthum kennt und findet er überall. Auch durch Flüsse und Länder von ihm getrennt, weiß der Hund zu ihm zu gelangen. Nichts erregt mehr Bewunderung, als wie er eine zahlreiche Heerde zusammenhält und gleichsam beherrscht; und wie alle seine Aufmerksamkeit auf sie und auf jeden Blick des Hirten gerichtet ist. Alles, was Natur und Erziehung zu leisten vermag, vereinigt der Hund im Kampfe gegen wilde Thiere und auf der Jagd, die er nicht weniger als sein Herr zu lieben scheint. Seine Augen funkeln beim ersten

Tone des Jagdhorns; alles verräth Verlangen nach einem rühmlichen Siege; alles spricht an ihm, so daß der Jäger aus seinem Bellen, seinen Bewegungen auf Alter, Entfernung, Lager etc. des Wildes schließen kann. Und wie vorsichtig und leise sucht er nicht die Spur, wie muthig fällt er an, wie pfeilschnell folgt er dem fliehenden Thiere, und wie weiß er nicht alle Versuche desselben, ihm die Spur zu verwirren, fruchtlos zu machen, und auch da, wo sich Spuren und Fährten mannigfaltig kreuzen, den Faden nicht zu verlieren! Untereinander leben manche Hunde im freundschaftlichsten Vernehmen. So innig war die Freundschaft zwischen zwei Hunden, die Sandford in England gehörten, daß, da der Eine starb, der Andre sich sichtbar abhärmte, keine Nahrung mehr nahm, und seinem Freunde in wenigen Tagen folgte. Mit andern Hausthieren kommen sie gemeiniglich gut aus. Nur die Katze, die aber, auch wenn der Hund noch so ruhig gegen sie geht, schon die Pfote aufhebt, züchtigt er zuweilen.

Doch dieß sind bloß die allgemeineren Fähigkeiten und Tugenden der Hunde, die sie fast alle, nur in einem bald größern, bald geringern Grade besitzen. Aber man sah auch Dinge von ihnen, die fast unglaublich waren, die über die Gränze des Instincts hinaus, nahe ans Gebieth der Vernunft streiften, und die sich, ohne Ueberlegung und Schlüsse bei ihnen vorauszusetzen, kaum erklären ließen. Welche Beweise von Klugheit, Scharfsinn, Treue, Muth, Gehorsam, Dienstfeier der Hunde sind nicht aus dem Munde glaubwürdiger Zeugen bekannt geworden! Wenn Herrn von Bismarcks Hündin, die höchst erbizt von der Jagd zurückkam, ihre Jungen durchaus nicht säugte, bis sie sich abgekühlt hatte; wenn jener holländische Förster, der aus Versehen seinen Hund in eine Kammer sperrete, und darüber auf 5 Tage verreisete, bei seiner Zurückkunft jenen neben dem Wildpret, das er nicht anzurühren wagte, verhungert findet; ist nicht jenes weise Mutterliebe, dieses Gehorsam bis in den Tod zu nennen? Und werden wir die folgenden Beispiele hören können, ohne über die Klugheit des Hundes zu erstaunen? Im

Wirthshaus zu St. Albans ließ einst ein Mann seinen Hund zurück, bis er von London zurückkehrte. Der größere ins Haus gehdrige will ihn aber nicht leiden. Ruhig geht der Mißhandelte fort, kommt aber mit einem starken Kameraden zurück, und nun wird jener für die Verletzung der Gastfreundschaft von den Allirten derb gezüchtigt. Einst hatte der Chirurgus Morand den Hund seines Freundes an einem Weinbruche glücklich geheilt. Einige Zeit nachher kratzte etwas an seiner Thüre. Marmond öffnet und sieht seinen ehemaligen Patienten mit einem andern Hunde, der auch das Wein gebrochen hatte. Der gutmüthige Wundarzt versteht die Sprache des guten Thieres. „Diesmal, sagt er, mag es noch so hingehen! Für ein andermal keine solche Kundschaft weiter!“ Im Jesuiten-Collegium de la Fleche hatten Hunde die Pflicht, den Bratenspieß in einem Rade zu drehen. Einst fand der Koch den nicht, an dem die Reihe war und wollte den einspannen, der gerade behaglich vor dem Feuer ausgestreckt lag. Wüthend beißt dieses sonst sanfte Thier nach dem Koch und rennt fort. Man hört im Park ein heftiges Gebell, und sieht endlich erstaunt, wie er den Pflichten vergessenen mit Puffen und Stößen vor sich her in die Küche und zum Bratenwender hintrieb, den in Bewegung zu setzen er sich auch nicht weigerte. Wie listig gieng es nicht der Hund an, der einmal näher am Caminfeuer seyn wollte, es aber, weil sein Herr immer etwas später ins Wirthshaus kam, von seinen Kameraden umlagert fand. Er schleicht sich hinaus, und fängt wie rasend zu bellen an. Die Hunde kommen neugierig herbei und untersuchen, was es seyn möchte. Mitterweile geht der erste wieder hinein, und wählt sich den besten Platz; eine List, die er hernach noch oft wiederholte. Ist der Einfall nicht wenigstens eben so glücklich, als der, den ein durchnäßt und halberfrosen in einer Herberge ankommender Reisender hatte? Auch er wäre gern näher am Ofen gewesen, und befahl daher dem Wirthe, seinem Pferde — Mustern zu geben. Um ein Pferd, das Mustern frist, zu sehen, geht einer nach dem andern in den Stall, und als

der Wirth mit der Nachricht kam: es will nicht fressen, und der Reisende bloß: „So, das ist sonderbar“, antwortete, hatte dieser längst das wärmste Plätzchen eingenommen. Muß man es nicht Klugheit nennen, wenn jener Hund in ein Gefäß, indem das Getränk zu tief war, als daß er es hätte erreichen können, so lange Steine warf, bis es herauf stieg; ein Andern den Violinbogen versteckte, weil er Musik nicht leiden konnte, und umsonst zuvor durch Zerren am Rocke dessen, der sie spielte, sein Mißfallen zu erkennen gegeben hatte; ein Andern, der gewohnt war, alle Sonntage seinen Herrn in die Messe nach Charenton zu begleiten, und der einige Male hinter einander zurückbleiben mußte, weil man seiner Gesellschaft überhoben seyn wollte, sich nun am Sonnabende von Paris wegschlich, und seinen Herrn in Charenton erwartete, und noch ein Andern sorgfältig das Licht auslöschte, so oft sein Herr, über dem Lesen im Bette eingeschlafen war? Wirklich konnte das im Anfange dieser kaum glauben, bis er sich schlafend stellte, worauf sein guter Hund am Bette heraufstieg und untersuchte, ob er schlief, dann auf den Tisch sprang, mit der Vorderpfote das brennende Licht niederdrückte, und endlich an seine Schlafstelle zurückkehrte. Mag es seyn, daß Nachahmung dessen, was er von seinem Herrn oft gesehen hatte, daran Antheil gehabt habe, wie dieß bei jenem Hunde, der, so oft er die Stube unreinigt hatte, schleunig nach einem Hader lief, und aufwischte, wohl der Fall war; dennoch möchte das Untersuchen, ob sein Herr schlief, auf etwas mehr als äffische Nachahmung hinweisen. Wer muß nicht des Generalprocurator Segonsac Hund bewundern, der häufig bei dem Kutscher auf dem Bocke saß, und, wenn dieser betrunken war, die Fußgänger durch heftiges Bellen warnte? Nie bellte er, wenn der Kutscher nüchtern war. Oft kehrte die furchtsamere Madame Segonsac nach ihren Zimmern zurück, und fuhr nicht an, wenn sie ihren Hund bellen hörte, weil sie dann gewiß seyn konnte, daß ihr Kutscher zuviel getrunken habe. Wie klug handelte nicht der Hund des Lieutenant R., dem beim Auslöschen des Lichtes eine

Lichtschnuppe in die Sägspäne gefallen war, ohne daß er es bemerkte. Diese waren kaum in Brand gerathen, als der Hund seinen Herrn weckte und so die große Gefahr, die das Haus bedrohte, glücklich abwendete. Und wer findet nicht in der Art zu schließen und zu handeln, die Meiderlins, eines Augsburgischen Ephorus Hund, an den Tag legte, etwas, das an die — Moralität gewisser Menschen erinnert? Oft schon hatte das gute Thier den Fleischkorb nach der Fleischbank getragen, und der Fleischer wußte aus dem darin befindlichen Gelde, was er ihm mitzugeben hatte. Immer richtete es sein Geschäfte gut aus. Einmal aber überfielen es mehrere seiner Kameraden. Der Hund mochte sich wehren, wie er wollte, er konnte nicht verhindern, daß sie nicht Meiderlins Braten zu fressen anfiengen. Endlich fraß er selbst mit, und handelte also nach dem auch bei Menschen nicht ganz seltenen Grundsatz: „wenn ichs nicht nehme, nimmes ein andrer.“ Nicht übel sagt man von einem solchen Thier wörtlich: er macht es wie Meiderlins Hund. Aber auch in Absicht auf treue Anhänglichkeit an ihren Herrn, auf Sorge für sein Eigenthum, und die Gabe es überall aufzufinden, erzählt man Dinge von Hunden, die Erstaunen erregen. Noch steht man im Schlosse Montargis über einem Kamine ein Denkmal auf Hundestreue. Aubry war im Walde von Bondy ermordet und verscharrt worden. Sein Hund kam zu seinem Freunde, winselte, heulte, zerzte an ihm, bis er ihm in den Wald folgte, wo er das Grab des unglücklichen Aubry entdeckte. Niemand ahndete den Thäter. Einige Zeit darauf sieht der Hund den Ritter Macaire, und packt ihn wüthend an. Dieß geschah in der Folge noch öfter. Die Sache erregte Aufsehen. Man erinnerte sich an seinen Haß gegen Aubry, und manche Umstände verstärkten den Verdacht. Der König Carl der V. erfährt die Sache, und läßt den Hund zu sich bringen. Mehr als zwanzig Hofleute waren gegenwärtig, auf den einzigen Macaire stürzt der Hund wüthend los. Jetzt befiehlt der König einen Zweykampf auf der Insel nôtre Dame, zwischen dem Ritter und dem

Hunde. Nach damaliger Sitte sollte dieß ein Gottes Urtheil seyn. Es fiel gegen Macaire aus. Der Hund reißt ihn zu Boden. Er muß seine Schandthat eingestehen. Eben so entdeckte der Hund eines Papierhändlers, der von Marseille nach Toulon reiste, den Mörder seines Herrn. Dieser befand sich als ein Fremder auf einem Ballhause, wohin der Sohn des Ermordeten mit dem Hunde desselben kam. Kaum war der Letztere jenen ansichtig, als er auf ihn zustürzte, und ihn zerrissen haben würde, hätte man ihn nicht am Halsbande zurückgezogen. Aber auch da blickte er lechzend und unerswandt nach dem Mörder hin, den dieser Zufall und die Macht des Gewissens bald dahin brachte, dem herbeigeholten Commissär seine Mordthat zu bekennen. Wie rächte nicht jener Hund den Tod seines Herrn, eines Bürgers aus Meiningen im J. 1803. Räuber hatten ihn erschossen. Seine ihn vermissenden Bekannten, fanden am andern Tage den Hund traurig neben drei Leichname im Walde sitzen. Aber als man nun die Leiche seines Herrn forttragen wollte, so tobte der Hund auf eine so fürchterliche Weise, daß kein andres Mittel war, als das treue Thier zu erschießen. Einem Hunde hatte der trostlose le Fever in Pensylvanien die Rettung seines eilften Kindes, Derik, der sich in einem unermesslichen Walde verlaufen hatte, zu danken. Umsonst hatte man alles aufgebothen, ihn zu suchen, als ein Wilder mit seinem Hunde zum Besuche kam. Er fordert die Schuhe und Strümpfe, die Derik zum letzten Male getragen, und läßt den Hund daran riechen. Jetzt heißt er den Hund suchen. Der Hund verschwindet im dicken Walde. Bald hört man ein Wellen. Er hat die Spur. Mit funkelnden Augen kommt der gute Hund zurück. Er hat gefunden, und das schon halbtodte Kind wird gerettet. Nie sah man ein rührenderes Beispiel von Hundestreue, als an Lamberts Hund im J. 1802. Dieser Kaufmann hatte mit zwei Packpferden und dem, das er ritt, einen schmalen Weg an einem ausgetretenen Flusse zu passiren. Die beiden ersten kamen glücklich vorüber. Er selbst stürzte hinein. Der Hund schwimmt seinem

Herrn nach, faßt ihn am Gurt, und zieht ihn gegen das Ufer hin. Aber der Gurt zerreißt und er ist alles, was der Hund an dieses bringt. Noch einmal stürzt er sich hinein; umsonst, sein armer Herr war verschwunden. Jetzt erinnert er sich der Packpferde, die seiner Aufsicht anvertraut waren, aber ohne Führer den Weg fortsetzten. Er eilt ihnen nach, hält sie bellend auf, um wieder seinen Herrn zu suchen; eins kommt zum stürzen. In peinlichster Unruhe rennt der Hund hin und her, bald nach dem Flusse, bald nach den Pferden. Seine Verlegenheit scheint gränzenlos. Ein junger Mensch ist Zeuge des Schauspiels, er will dem Pferde aufhelfen. Der Hund läßt ihn nicht hin, und nöthigt ihn zur Flucht. Durch ihn kam die Nachricht nach Chaufesfont, im Maine und Loire Departemente, wo Lamberts Familie wohnte. Sie gieng an den Ort. Heulend wies der Hund den Gurt und den Fluß. Noch oft lief nachher das gute Thier hinaus, und heulte an der Stelle, wo sein Herr so unglücklich gewesen war, und nie können Lamberts Edhne, die ihres Vaters Handel fortsetzten, an dem Plage vorüber kommen, ohne daß der Hund durch Heulen verriethe, wie unversehlich ihm sein alter Herr sey. Glücklicher als dieses vortreffliche Thier war der Hund des Pächters Hawkes. Von Branntwein berauscht gieng er in einer kalten Decemberrnacht nach Hause, kam vom Wege ab und fiel. Es schneyte sehr stark, und der Betrunkne schlief ein. Der Hund scharrt den Schnee um ihn zusammen, und legt sich nun auf seinen Herrn, dem er durch seine Wärme und sein zottiges Fell unlängbar das Leben erhielt. Die an Tugenden und Lastern so reiche Schreckenszeit in Frankreich stellt uns auch ein ruhrendes Beispiel von Hundetreue auf. Der achtungswürdige Herr v. R. wird als verdächtig eingekerkert. Alle seine Freunde fliehen, verbergen sich; sein Hund bleibt ihm treu und legt sich vor die Thüre des Gefängnisses. Dieß thut er alle Tage. Am Gerichtstage dringt er in den Saal, legt sich zu den Füßen seines unglücklichen Herrn, und leckte ihm die Hände. Er begleitete ihn zur Guillotine — von ihr zu seinem Grabe. Drei Mo-

nate lang besucht er dieses alle Tage, und kommt immer dazwischen zu einem Freunde seines Herrn, wo er etwas zu essen findet. Man will ihn von der Gewohnheit abbringen, und legt ihn an eine Kette. Er macht sich los, verläßt von nun an das geliebte Grab nie wieder, setzt sich heftig gegen die, die ihn entfernen wollen, scharrt mit schon weichenden Kräften die Erde aus, die ihn von seinem Herrn trennet, und sinkt nun über seinem Grabe, als ein Opfer der Treue, dem Tod in die Arme. Eben so treu, als mit seinem Leben und mit seiner Sicherheit, meint es der Hund mit seines Herrn Eigenthum. Viel leicht floß schon manche Thräne, deren man sich nicht zu schämen hatte, dem Hunde, der der treue Begleiter seines Herrn auf einer Reise war. Einmal stieg dieser von seinem Pferde ab, legte seinen Geldgurt neben sich, und ließ ihn aus Versehen liegen. Hestig setzt sich der Hund ihm entgegen, fällt das Pferd an, bellt wüthend. Der Reisende glaubt, sein Hund sey toll geworden, und schießt auf ihn. Bald darauf vermißt er seinen Gurt, kehrt zurück, findet ihn — und auf demselben seinen sterbenden Hund. Auch le Baillant, dem so viel Merkwürdiges auf seinen Reisen begegnet ist, sah von seiner Lieblingshündin, Rosette, einen Beweis von treuer Bewahrung seines Eigenthums. Er vermißte sie einst, und da er ein Paar Hottentotten zurücksandte, sie zu suchen, so fanden sie dieselbe bei ein Paar Sachen sitzen, die unbemerkt von den Packwagen abgefallen waren. Doch noch wunderbarer ist das, was man von einer Wette erzählt. Im Lande der Betten wettete ein Freund bei einem Spazierritte mit seinem Freunde auf seinen Hund, er würde einen englischen Schilling, wo er ihn auch hinlegte, zu finden wissen und ihm bringen. Die Wette wurde angenommen und der Schilling wurde versteckt. Nach einiger Zeit gibt er seinem Hunde durch Zeichen zu verstehen, er habe etwas verloren. Der Hund läuft fort, und kommt am andern Tage mit einem Paar Beinkleider, worin eine Uhr und Geld war. Der Herr fordert den Eigenthümer in den Zeitungen auf. Ein Pächter meldet sich und erzählt, daß

er des Weges gekommen sey, und den Schilling gefunden habe. Bald nachher habe sich ein Hund freundlich an ihn gemacht, und sey ihm nicht von der Stelle gegangen. Auf einmal sey der Hund in einer Nacht, wo auch die Beinkleider weggekommen wären, verschwunden. Eben so sonderbar gieng es auch mit einer Uhr, die einem Manne auf dem Baurhall von St. Germain entwendet wurde. Er gibt dieß dem Hunde zu verstehen, und dieser sucht und kommt endlich bellend, und fährt seinen Herrn zu einem wohlgekleideten Manne. Sicher von dem Spürsinne seines Hundes, wird ein Commissär geholt. Man findet bei dem saubern Herrn zwölf Dosen und acht Uhren, unter denen der Hund die seines Herrn gleich herausuchte. Doch wir halten diese Beispiele von Fähigkeiten und Tugenden der Hunde hinreichend, um zu zeigen, welch ein vortreffliches Geschöpf er sey, und werden nicht nöthig haben, noch viel von den Kunststücken und den kleinen häuslichen Diensten, wozu man ihn abgerichtet hat, zu erwähnen. Manchem thut sein Hund, wenn er nach Hause kommt, die Dienste eines Kammerdieners, und bringt ihm ein Kleidungsstück nach dem andern. Der Ackermann Michael Wesche, im Halberstädtischen, bedient sich regelmäßig eines Hundes, seine Briefe nach einem ihm gehdrigen, entfernten Bauernhose zu schicken. Ein Butterbrod ist sein Bothenlohn, und ein Peitschenhieb nicht selten der Abschied, wenn er nicht ganz bei Laune scheint, die Reise anzutreten. Es fällt daher von selbst in die Augen, wie unbeschreiblich nützlich diese Thiere dem Menschen seyen, wie sehr sie verdient haben, seine Hausgenossen zu werden. Freilich wurde auch oft von ihren Fähigkeiten, ihrem Muth, ihrer Stärke ein schändlicher Mißbrauch gemacht, der aber nie ihnen, sondern nur den Menschen zur Unehre gereicht. Wenn Heinrich VIII. König von England, Carl dem V. vierhundert englische Doggen gegen Frankreich zu Hilfe sendet; wenn die Eroberer Americas die armen Eingebornen mit Hunden hegen, die wie Soldaten ihre Löhnung hatten; wenn die unglücklichen Marroneger, die ihr Menschengefühl

zum Widerstande gegen ihre grausamen Unterdrücker hinzerissen hatte, durch Hunde aufgejagt und zum Theil zerissen werden; wenn Räuber Hunde zu Bundegegnen gegen ihre Mitmenschen machen; wenn Schooßhunde mehr als Kinder, und Jagdhunde mehr als Unterthanen geliebt werden; wenn Thierhezen und Parforcejagden alle Abscheulichkeiten der rohesten Zeitalter auch in gesitteten noch fortbauern lassen, und an zwecklosen Martern nützlicher Thiere ein Vergnügen zu finden gewöhnen: so sind das schändliche Mißbräuche, die nie dem Hunde, immer nur dem Menschen zum Vorwurf gereichen. Wirklich wäre der Nutzen, den uns der Hund als Wächter und Hausfreund und auf der Jagd leistet, schon groß genug, so daß man nicht nöthig hätte, ihn auch auf eine verwerfliche Art zu gebrauchen. Auch sonst noch verdankt ihm der Mensch sehr viel. Für die Kamtschadalen, denen sein Fell zu Staatskleidern dient, und für die Grönländer ist er ein nützlich Zugthier. Er läuft leichter als das Pferd und Kenuthier, macht in einem Tage 10 — 12 Meilen, und vier Hunde ziehen 3 erwachsne Personen und 60 Pfund Gepäck leicht und behende. In Norwegen werden Hunde zum Vogelfang auf steilen Anhöhen, die kein Mensch erklimmen kann, gebraucht. Selbst zum Fischfange hält man sie daselbst. Daß man sie hie und da als Mastvieh schlachtet, haben wir schon gehört. Ihr Fleisch schmeckt wie Schöpfensfleisch. Auf Schiffen mußte schon oft, beim gänzlichen Mangel frischen Fleisches, ein Hund zur Erquickung der Kranken dienen. Das Fett wird medicinisch gebraucht. Die Haut bearbeitet der Gerber; behaart dient sie zu Ueberzügen. Zum Wegbeizen der Haare bedient man sich vorzüglich da, wo viel Saffian gemacht wird, ihres scharfen Roths. Durch junge Hunde, die Kranke zu sich ins Bette nahmen, wurden diese öfters schon geheilt, und die Hunde erbten das Uebel. Bei Wunden, Geschwären und podagraischen Schmerzen schafften sie durch Lecken des leidenden Theils Erleichterung. Und wer kennt nicht den Hundebalsam und den weißen Hundsunrath, der als ein schweißtreibendes Mittel vorzüglich in

den Zeiten viel galt, da noch eine Arznei je schmutziger und seltsamer sie war, desto mehr Zutrauen genoss. Als Märtyrer der Zergliederungskunst verdienen sie endlich noch dankbar erwähnt zu werden, da an ihnen die schätzbarsten Beobachtungen gemacht worden sind.

Unmöglich können wir dieses nützliche Thier verlassen, ohne von dem, wir möchten sagen, fürchterlichsten Uebel, das die Natur hat, noch etwas hinzuzufügen. Unsrer Leser vermuthen schon, daß wir von der Tollheit und Wuth der Hunde reden wollen. Ihr Anfang verräth sich bei dem Hunde durch eine gewisse Niedergeschlagenheit. Er sucht die Einsamkeit, flieht Speise und Trank, brummt und knurrt statt zu bellen, und scheint in einem Tannel zu seyn, der seine Schritte ungewiß macht. Fremde Personen fällt er tückisch an; gegen seinen Herrn behält er immer noch eine gewisse Achtung und Liebe. Noch ist sein Biß nicht tödtlich, aber doch immer schwerer zu heilen, als andre Wunden. Aber mit dem Fortschritte des Uebels fängt der Hund an zu keuchen, die Zunge herauszustrecken, zu schäumen, das Wasser zu scheuen. Im Gehen taumelt er, im Springen kommt er immer vom geraden Wege ab. Trüb und thranend ist sein Auge, bleifarbig die Zunge. Er läuft zuweilen meilenweit mit niedergesenktem Kopf, hängenden Ohren und Schwanz. Dies ist besonders bei der laufenden Wuth der Fall, die zwar nicht so ganz heftig als die hitzige, aber doch auch für Menschen und Thiere zu fürchten. Zuweilen kann ein Hund toll seyn, ohne daß Schäumen, Hängen des Schwanzes, Wasserscheue es verriethe. Diese bleibt zuweilen so ganz aus, daß ein solcher Hund wohl gar schwimmt. In jedem Falle ist schleuniges Erschießen zu rathen, wenn nicht Menschen und Thiere von ihm gebissen werden, und durch eben die Stufen der Wuth hindurchgehen sollen. Die ganze Natur hat kein fürchterlicheres Gift. Durch den leisesten Biß, ja durch den Speichel und die Werkzeuge, womit der wüthende Hund erschlagen worden, theilt es sich mit. Ja es soll sogar Jahre lang im Körper seyn können, ohne sich zu verrathen, und endlich durch Um-

stände begünstigt, sich plötzlich entwickeln. Schmerz an der verwundeten Stelle ist das, was der unglückliche Gebißne zuerst fühlt. Ihre Geschwulst verbreitet sich mit dem Schmerz immer weiter; träge werden die Muskeln, dem Schmerz unterbrochen ist der Schlaf, und unwillkürliche Seufzer und Menschenscheue werden die Vorboten einer fürchterlichen Zukunft. Mit dem Wachstume des Uebels werden die Zufälle schrecklicher. Jetzt fühlt der Bedauerungswürdige Herzensangst; gepreßt, von Seufzern unterbrochen ist sein Athem; ein kalter Schauer überläuft ihn, sobald er Wasser oder einen glänzenden Körper ansichtig wird; ein Tropfen Feuchtigkeit, womit seine Lippen und Zunge berührt werden, vermehrt seine Angst, sein Zittern. Eine schwarze, zähe, gallige Feuchtigkeit geht durch Erbrechen von ihm, die Fieberhitze, das Irreden nehmen zu. Doch sein Leidens-Maß ist noch nicht voll. Es steigt — der Unglückliche streckt die raue Zunge heraus, seine Stimme wird heißer, das Gähnen stärker; er lechzet vor Durst, und jede Feuchtigkeit, die man ihr nahe bringt, macht ihn wüthend. In seinem Munde häuft sich Speichel; er fühlt einen unwiderstehlichen Reiz, ihn gegen die Umstehenden auszuwerfen; er kämpft dagegen und vermag doch nicht, den Reiz zu überwinden. Fürchterlich knirscht er mit den Zähnen; eiskalter Schweiß steht auf seinem Gesichte; er rast entseztlich, und das zu einer Zeit, wo man aus seiner rührenden Bitte, sich von ihm zu entfernen, um keinen unglücklich zu machen, auf Geistesgegenwart, auf Bewußtseyn seines erbärmlichen Zustandes schließen muß. Endlich kommt, und wer segnet dann nicht seine Ankunft? der Tod, der unter Krämpfen, Zuckungen und Engbrüstigkeit, gemeiniglich am vierten Tage vom Ausbruche des Uebels an, dem Jammer ein Ende macht, der wohl, auffer dem lebendig Begrabenwerden, seines Gleichen nicht hat. Unter die Ursachen der Hundswuth rechnet man vorzüglich Alter, sehr große Hitze oder Kälte, und schnelle Abwechslung derselben, Genuß des vermoderten Fleisches, Mangel des Getränks oder auch der Gelegenheit, den Geschlechtstrieb

zu befriedigen, Würmer und heftige Zahnschmerzen. Sonst suchte man durch Ausschneiden des Zungenbandes, das man in der Einfalt den Tollwurm nannte, der Wuth zuvorzukommen. Allein jene Sehne dient zur schnellern Bewegung der Zunge. Man hat eine Menge Mittel empfohlen, um die unglücklichen Folgen dieses Bisses zu verhüten. Sehr tiefes Schröpfen an der Stelle, wo der Biß ist, und dann ein Blasenpflaster auf die Schröpfwunde, Ausschneiden und Ausbrennen der Wunde, lang unterhaltenes Eitern derselben, innerlicher Gebrauch der Maywurmslatwerge, auch der gepulverten Belladonnenzwurzel, haben bisher noch zum Östern sehr gute Wirkungen gehabt. Wächten wir doch die größte Vorsicht und die schleunigste Entfernung der Hunde, an denen wir Spuren der Tollheit bemerken, den Gebrauch jener Mittel unnöthig, und nie durch Leichtsinns das Thier zu einer Quelle des größten Jammers machen, das uns Gott zum Nutzen und Vergnügen gab!

So viel Aehnliches hat der Wolf (C. *Lupus*, *le Loup* 226) mit dem Hund, daß man ihn einen wilden Hund nennen könnte, und daß Einige ihn für den Stammvater unsrer Hunde halten, unter denen er dem Schäferhunde am meisten gleicht. Allein er ist nicht nur größer, und läßt seinen dickbehaarten Schwanz immer hängen, oder zieht ihn auch hinter die Zwischenbeine, sondern es findet auch überhaupt in Absicht auf ihre Sitten, die Dauer der Tragezeit, Lebensart, ja selbst auf Körperbau manche Verschiedenheit zwischen diesen Thieren statt, und man bemerkt sogar, daß der junge Hund beim Anblick eines Wolfes sich zitternd seinem Herrn an die Füße schmiege. Nur der alles wagende, geübte Bauernhund fällt mit sich sträubendem Haare und einer Erbitterung über den eben so erbitterten Wolf her, die nur durch den Tod des Einen oder des Andern befriedigt wird. Stürzt der Hund, so zerreißt und frißt ihn der Wolf; ist der Hund Sieger, so überläßt der Hund großmüthig das Aas andern Thieren. Eine dummboshafte Miene, ein wilder Blick, ein unbändiges Naturell, eine widrige Stim-

me macht den Wolf allen Thieren verächtlich; er ist ein Schrecken alles dessen, was lebt, den Herrn der Schöpfung nicht ausgenommen. In seiner Bildung unterscheiden ihn vom Hunde die schiefe Lage der Augenhöhlen, die blauen funkelnden Augen mit ihren herabhängenden Rändern, der größere, zugespitztere Kopf, die flachere Stirn, die kurzen, steifen Ohren, der gestreckte Leib, der vorn breiter, hinten schmaler ist. Fester als beim Hunde sind seine Kimladen, stärker die Bänder seiner Halswirbel, stämmiger, aber kürzer seine Füße. In Absicht auf die Zahl der Zehen kommt er mit dem Hunde überein. Auch ihr Gebiß gleicht sich, nur ist es bei dem Wolf stärker, und mit Vergnügen werden unsre Leser, im Gefühle ihrer Sicherheit, in den treuabgebildeten Wolfsrächen (227) blicken. Ein kreuzlahmer, eilfertiger Trab ist sein Gang, ein wildes Geheul seine Stimme, kurz und leise sein Schlaf. Hunger kann er fünf Tage, Durst bei weitem nicht so lange ertragen. Oft quält ihn Jener und macht ihn halb wüthend, so wenig ihm etwas fehlt, um Beute zu machen. Nur mag er, wenn er etwas gefangen hat, zu unmaßig fressen, denn er verzehlet alles, Haut, Haare, Knochen. Doch weiß er auch, wenn er Muße hat, seinen Raub recht gut auszuziehen. Die Schärfe seines Gesichts und Geruchs kommen ihm bei seinem räuberischen Verufe sehr zu Statten; er wittert seinen Raub auf eine große Weite, und jagt, um die Spur bald zu bekommen, gegen den Wind. Von Natur ist er verzagt und scheint dumm; denn klirrende Ketten, Feuer, ungewohnte Töne jagen ihn in die Flucht, und wirklich soll einst ein Musikant durch den Ton seiner Violine aus seinen Klauen errettet worden seyn; aber doch macht ihn oft das Bedürfnis sinnreich, die Erfahrung argwöhnisch, der Hunger verwegen. Gegen wehrlose, schüchterne Thiere zeigt er wilde Kühnheit, gegen entschlossene Feigheit, wenn nicht der Hunger ihm Muth gibt. Gleiehende sind immer verloren, die aber sich zur Wehre setzen, jagen ihm Furcht ein. Ihn kann eine Kuh oder Ziege mit vorgehaltenen Hörnern in die Flucht



schlagen, und eine geschloßne Heerde, die mit zusammengehaltenen Köpfen gegen ihn steht, greift er nicht an. Was der Hund aus wahrer Herzhaftigkeit thut, das vermag der Wolf nur im verzweifelnden Ausbruche des Hungers, und seine Poltronerie sieht man erst recht, wenn er in Fallstricken gefangen wird. Dann scheint er seiner Waffen und Stärke ganz zu vergessen, und läßt sich, ohne Zorn zu äussern, Halsband, Maulkorb, Kette anlegen. Fiel doch einst eine Frau in eine Wolfsgrube, in die bald darauf ein Wolf und ein Fuchs stürzte, ohne daß ihr etwas geschah. Denn die Angst, sich gefangen zu sehen, schien diesen Thieren alle Mordgedanken so ganz vertrieben zu haben, daß man am andern Tage beide erschossen, und dann der Frau heraushelfen konnte. Über bei all' den Beweisen von Feigheit neben Wildheit ist er doch höchst furchtbar. Er scharrt unter den Thüren der Schafställe ein Loch zum Eingange, würgt ohne Unterschied, und trägt seinen Raub nach und nach weg. In dicken Wäldern lauert er auf friedliche Hirsche und Rehe, fällt Pferde in den Ställen und Hunde an der Kette an, folgt der Spur eines jagenden Wolfs, um an seiner Beute Theil zu nehmen, schleicht dem angeschossen Wolf nach, um ihn zu zerreißen, ergreift auch Menschen, stiehlt Kinder, scharrt Leichname aus den Gräbern, folgt den Armeen auf die Schlachtfelder, wo er leider seine Begierde nach Menschen- und Pferdefleisch nur zu reichlich stillen kann, und ist auf alle thierische Nahrung so erpicht, daß er sogar halbgegarbte, mit Kalk bedeckte Häute frisst, und sich dadurch manche Indigestion und einen stinkenden Athem zuzieht. Von großen Thieren verscharrt er die Ueberreste, jagt aber, auch wenn er Vorrath hat, regelmäßig jede Nacht. Vielleicht sah man ihn diesen zuweilen wieder herauscharren, und kam dadurch fälschlich auf den Gedanken, er fresse Erde, um, wie man lächerlicher Weise vorgab, sich zum Angriffe großer Thiere schwerer zu machen. Er ist stark genug, mit einem Hammel im Rachen stärker, als der ihn verfolgende Schäfer zu laufen. Wenn der Wolf mit seinem Weibe ge-

meinschaftlich jagt, so findet man im frischgefallnen Schnee nur die Spuren eines Wolfs, weil das Weibchen immer in die Fußstapfen des Mannes tritt. Im Grunde ist er ein ungeselliges Thier, und wenn er sich mit andern zusammenhält, wobei sie abscheulich zusammenheulen, so ist's nur auf gemeinschaftlichen Raub abgesehen. Dann wissen sie sich listig zu vertheilen, verschiedne Rollen zu übernehmen, einander das Wild zuzujagen, und durch vereinigten Angriff sich dieses Thieres zu bemächtigen, das dem Einzelnen glücklich entgangen wäre. Oft nähert sich ein Wolf der Heerde bloß darum, damit man ihm die Hunde nachsende. Sobald das geschehen ist, kommt ein Andern aus dem Hinterhalte, und holt ein Schaf. Wirklich machte einmal Einer den Hirten auf einen in der Ferne lauernden Wolf aufmerksam, und forderte ihn auf, seine Hunde auf ihn zu lassen. Das werde ich nicht thun; denn gewiß wartet schon ein anderer, bis die Hunde fort sind, und holt ein Schaf. Um sich davon zu überzeugen, versprach der Andre, es zu bezahlen, und er mußte es auch. Wenn der Wolf mehrere Gänge würgt, so legt er die Hälse kreuzweis übereinander, um mehrere fassen zu können, und lauft mit seinem Raube davon. Hunger und Durst können ihn völlig wüthend machen; er heult dann gräßlich, und sucht den erstern, in gänzlicher Ermanglung des Fleisches, mit Schilf, Moos, Knochen, ja sogar Lehm zu stillen. Die Kämpfe der Wölfe um den Besitz einer Wölfin sind wüthend, besonders da man immer mehr männliche als weibliche findet. Mit Knurren, Zähneknirschen und Geheul zerreißen und zerbeißen sie einander, und oft kostet dem begünstigten Liebhaber das Leben. Zwölfs bis vierzehn Tage dauert die Ranzzeit der Wölfin, die bei den ältern im December, bei den jüngern im Februar ist. Nach viertelhalb Monaten Tragezeit wirft (wölft) sie 5 — 9 Junge. Sie wählt dazu einen dichten, fast unzugänglichen Ort im Walde, bereitet ein weiches Mooslager, rauft alle Dornen ringsherum sorgfältig aus, und scheint das alles selbst ihrem Manne zu verbergen, der den Zuwachs der Familie, wegen der dadurch vermehrten Nahrungsvorgen, nicht gern

sehen soll. Frühe gewöhnt sie ihre Jungen an ihren mörderischen Beruf, bringt ihnen Fledermäuse, Rebhühner, Kaninchen, und läßt sie damit spielen. Aber das Kinderspiel endet immer mit Mordthaten. Um ihren Aufenthalt nicht zu verrathen, jagt sie dann immer entfernt von ihnen. Sie rupft das geraubte Federvieh, theilt unter ihren Kleinen das Fleisch aus, führt sie gegen Heerden, wobei sie den Hund übernimmt, und sich von ihm jagen läßt, um ihren Jungen Zeit und Sicherheit zu verschaffen, von der Herde zu rauben, und vertheidigt sie gegen jeden Angriff muthig. Nach zehn Monaten sind sie stark genug, ihren Unterhalt selbst zu suchen, im dritten haben sie ihre volle Reife, und mit 15 — 20 altern sie; ihr gelblich braunes mit schwarz und grau vermishtes Haar wird weiß, ihr Gebiß stumpf. Junge, zahm erzogene Wölfe scheinen sehr gelehrig und sanft; aber wenn sie acht Monate alt sind, darf man sie an eine Kette legen. Lange hatte ein junger Wolf friedlich mit den Hühnern auf dem Hofe zusammengelebt; in einer Nacht erwürgte er alle, ohne eins zu fressen, und zwei Jahre war ein Wolf mit einem Hunde sehr vertraut umgegangen, als ihm einmal einfiel, ihn zu ermorden. Volmont de Bomare hatte einen jungen Wolf vom Wurfe her mit Milch, Brod und Suppe aufgezogen. Er leckte ihm die Hand, rapportirte, und war ungemein drollig. Einmal gab er ihm die Eingeweide eines Huhns. Jetzt erwachte die schlummernde Begierde nach Fleisch. In der Nacht fühlte Bomare einen Schmerz. Der Wolf nagt an seinem Schenkel. In Carolina soll ein Schäfer einen zahmen Wolf als Schäferhund gebraucht haben. Einst findet er mehrere Schafe todt übereinander liegen. Er erschießt den Wolf, räumt die Leichname weg, und findet unter ihnen einen Wolf, den sein treuer Wächter erlegt haben mußte.

Sonst fand man fast in der ganzen Welt Wölfe. Jetzt hat man sie in vielen Ländern ausgerottet. In Frankreich und Polen sind sie noch häufig, und richten, zumal wenn sie in harten Wintern der Hunger in die Wohnungen der Menschen treibt, viel Unheil an. Man hat oft ganze Pro-

vinzen gegen einen Wolf aufgeboden. Wolfsgruben, Luderpläge mit vergiftetem Nas, Fußeisen, Fallen, Schlagbalken, Selbstschüsse u. dgl. hat man gegen diese übelberüchtigten Räuber angewendet. Mit Hunden den Wolf zu heizen, ist mühsam. Er kann einen ganzen Tag laufen, und lauft immer gegen den Wind gerade aus, um von jeder ihm näher kommenden Gefahr Witterung zu erhalten. Am Senegal findet man sehr große Wölfe, die oft in Gesellschaft der Löwen jagen. Adanson war einmal Augenzeuge, daß ein solcher Wolf mit einem Löwen in einen Hof kam, und von den niedern Dächern herab mit den Vorderpfoten die Fische herabholten, die die Neger zum Trocknen hingelegt hatten. Oft hört man dort ein fürchterliches Duett vom Gebrülle des Löwen und dem Heulen des Wolfs. Im Norden haben die Rennthiere von dem dort öfters weißen Wolfe alles zu besorgen. Er liebt ihre und der Wallfische Zunge über alles. In Persien richtet man die Wölfe zum Tanzen und Kämpfen ab, und bezahlt ein solches Thier wohl mit 500 Thalern. Die Wahrwölfe, vor denen sich die Menschen wahren, hüthen müssen, sind nirgends zu Hause, als im Hirn der Ammen. Hier, auf diesem fruchtbaren Boden, mögen auch die Sagen entstanden seyn: daß eine Wolfs- und eine Schafdarmsaite nie zusammenstimme, daß eine mit Wolfs- und Schafshaut überzogene Trommel der mit Schafshaut überzogenen den Ton nehme, daß wo ein Wolfskopf eingegraben sey, keine Heerde fresse, u. d. m. Nur der Wolf und nordische Halbwilde finden das Fleisch des Wolfs genießbar. Der Balg gibt vortreffliches, dauerhaftes Pelzwerk, in das nicht leicht Insecten kommen. Der Zähne bedient man sich zum Glätten, auch gibt man Kindern einen Wolfszahn, woran sie nagen, was das Hervorbrechen der Zähne befördert. Der Wolfskoth, der sonst medicinisch gebraucht wurde, löst man jetzt im Wasser auf, und bestreicht damit die Schafe, was sie vor den Anfällen des Wolfs verwahren soll. Da der schwarze Fuchs (C. Lycaon, le Loup noir 228) ein Mittelglied zwischen Fuchs und Wolf zu seyn scheint, so mag er auch bei uns Säugethiere 1.

zwischen Weiden seine Stelle einnehmen. Er bewohnt die kältern Gegenden der Erde, ist ganz schwarz, und hat auf dem Rücken eine Art von Mähne. Sein Balg wird bis auf 400 Rubel bezahlt. Wenn die schwarzen Haare weiße Spitzen haben, so heißt er Silberfuchs. Uebrigens macht sowohl die Entfernung des Aufenthalts des schwarzen Fuchses, als auch seine Seltenheit es sehr begreiflich, daß man über ihn und seine Lebensweise noch keine so genauen Beobachtungen anstellen konnte, als über den eigentlichen Fuchs (*C. Vulpes, le Renard*), der als eins der listigsten und merkwürdigsten Thiere eine vorzügliche Stelle in unsern Unterhaltungen verdient. Alle Welttheile, Africa ausgenommen, bewohnt er, und scheint sich aus den kältern Gegenden in wärmere gezogen zu haben. Ein gerader, wölbiger Schwanz und die fuchsrothe Farbe ist sein beständiger Character. Hat der Schwanz eine weiße Spitze, so heißt sein Eigenthümer Wirkfuchs (229. 232); ist sie schwarz, Brandfuchs (*C. Alopex, le R. charbonnier* 230), und läuft ein schwarzer Streif über den Rücken hin — so heißt ein solcher Fuchs Kreuzfuchs. Dieß sind außer den Bastardarten, die man schon von Füchsen und Hunden bekommen hat, wofür man auch die berühmten sacedämonischen Hunde hält, die drei Hauptvarietäten jenes berühmtesten Thieres, das in der ganzen Welt berühmt ist, und das auch in der Fabelwelt von Aesop, bis auf Gellert und Pfeffel herab, fast immer die bedeutendste Rolle spielt. Der Fuchs kommt in Absicht seiner Größe und Gestalt einem Spitzhunde ziemlich nahe. Er hat einen etwas größern Kopf, spitzige Ohren, schief liegende tückische Augen, eine schmale Schnauze und einen dicken Hals. Sein schlanker Leib endigt sich in einen zottigen Schwanz, und ist mit feinen, sehr langen Haaren bedeckt, die er alle Jahre im Sommer neu bekommt. Dann ist sein Balg schlechter, er selbst aber träger, niedergeschlagener, als gewöhnlich. Seine Sinne sind vortrefflich. Für jede Leidenschaft hat er eine eigne Stimme, bald klaffend, bald bellend. Wendet sich das Wetter, so schreit er fast wie ein Pfau. Bei großem Schmerz, wenn ihm ein Glied zerschmettert wird, ist ihm

ein scharfer Schrei des Schmerzes eigen. Bei leichten Wunden bleibt er stumm, und er ließe sich eher todtsprügeln, ehe er einen Laut von sich gäbe. Sein Hundegebiß ist scharf und stark, und er verbeißt sich in der Wuth so, daß man es oft mit einem Eisen auseinander brechen muß. Seinem festen Schlaf überläßt er sich in der gekrümmten Lage wie ein Hund. Er riecht unangenehm und doch hat er auch einen Wohlgeruch bei sich. Denn in der Nähe des Schwanzes befindet sich in einer Drüse mit einer violenartig riechenden Feuchtigkeit. Immer sieht man ihn, wenn er verwundet wird, zu dieser Drüse seine Zuflucht nehmen, sey es, daß der Geruch, oder der Geschmack, oder eine geheime Kraft ihm Erleichterung verschaffe. Sein gewöhnlicher Aufenthalt sind theils selbstgegrabene, theils andern Thieren abgenommene Höhlen. Die erstern können zuweilen auf 50 Fuß im Umfange haben. Am liebsten gräbt er unter Baumwurzeln, am Ende der Wälder gegen Odrfer hin, um nahe bei den Bauernhöfen zu seyn, und die ihm so angenehme Musik — das Krähen der Hühner — hören zu können. Drei bis sechs Fuß tief liegt der Fuchsbau; er hat mehrere Kammern oder Kessel. Eine sehr enge Röhre, die senkrecht hinab, dann im Bogen wieder aufwärts steigt, führt zum Wochenbett der Füchsin (232), und hier ist gemeinlich der letzte Zufluchtsort, in der sich der von Dachshunden verfolgte rettet, und den Eingang verrammelt. Der Fuchs frisst alles, und wird durch seine Verschlagenheit fast noch schädlicher, als der Wolf. Alle Arten von Federvieh, Hasen, Lämmer, Eyer, Milch, Käse, Honig, Schlangen, Ratten, von denen man schon ganze Nester in seinem Magen gefunden hat, Eidechsen, Käfer, Fische, Obst, Weintrauben — nichts verschont er. Im verschmigten Herbeischleichen kommt ihm kein Thier gleich, und das schnell aufsteigende hascht er noch in der Luft mit einem gewaltigen Sprung. Zuweilen aber mißlingt es ihm; die aufsteigenden Vögel scheinen dann seiner mit lustigem Geschwäg zu spotten; beschämt und langsam soll denn der Fuchs, wie die Jäger beobachtet haben wollen, gleichsam die Schritte zählen, wie viel er sich versprungen habe. Rehe

werden von ihm gesellschaftlich gejagt, zumal wenn Schnee und Eis ihren flüchtigen Lauf erschweren. Ein Fuchshepaar scheint lebenslänglich beisammen zu bleiben. In der Kanzeit, im Februar, hört man sie mit heißer Stimme einander rufen. Neun Wochen darauf wirft die Füchsin ihre drei bis sechs weißgelben, blinden Junge auf ein mit Treue und Sorgfalt zubereitetes Lager. Merkt sie Gefahr, so begibt sie sich mit Sack und Pack anderswohin, wo sie sich sicher glaubt. Nach einem Monat bringt sie ihre Junge an den Eingang des Baues, und säugt sie an der Sonne. Schon jetzt hohlt sie ihnen manches Hühnchen, manchen Vogel, womit sie erst spielen, bis jedes ein Stück abreißt und in einem Winkel knurrend verzehrt. Nach einem halben Jahre werden sie von ihr ihrem Schicksale überlassen. Sie bringen ihr Leben auf 12—15 Jahre; doch sterben wohl die allerwenigsten eines natürlichen Todes. Schwer ist ein alter Fuchs zahm zu machen. Denn er liebt seine Freiheit so sehr, daß er sich, wenn er in einem Fuchseisen gefangen wird, auch wohl den eingequetschten Fuß abbeißt, um wieder frei zu werden. So ganz läßt ihn der Schmerz über den Verlust seiner Freiheit alles Uebrigen so ganz vergessen, daß man ihm in sein Gefängniß eine Henne, bei deren Anblick sonst alles an ihm lebt, legen darf, ohne daß er sie berührt. Er hämt sich sichtbar ab und stirbt vor langer Weile. Ganz jung gefangne Füchse lassen sich leichter zähmen und sogar zur Jagd abrichten. Allein dann darf man ihnen von Jugend auf keinen Bissen Fleisch geben, sonst jagen sie für eigne Rechnung.

Unerschöpflich ist der Fuchs an List, um theils seine Raubgierde zu befriedigen, theils sich von dem, was ihm lästig ist, zu befreien, und Nachstellungen zu vereiteln. Schon seine Art zu jagen, dem Winde entgegen, der die Witterung anderer Thiere ihm zu seine eigne fortweht, sein Katzenähnliches Schleichen auf dem Bauche, bis er nahe genug ist, durch einen gewaltigen Sprung seine Beute zu erreichen, sein ruhiges, stoßstilles Liegen an Hecken, wenn etwa ein armer Hase des Weges kommt, seine Kenntniß von den verschiedenen Lagern der Thiere, sein bedächt-

liches Durchstreifen der Reviere in allen Richtungen, so daß ihm nichts verborgen bleiben kann, und seine Klugheit, nie in der Nähe seines Baues zu rauben, um diesen nicht zu verrathen, verdienen Bewunderung. Er weiß mit Kunstgriffen zu wechseln, wenn ihm einer fehl schlägt, und er scheint sich nach Zeit und Umständen mit Beurtheilungskraft und Vorsicht zu richten. Plagen ihn Flöhe, so geht er mit einem Büschel Moos im Maule rückwärts ganz langsam ins Wasser, und läßt nur den Schwanz im Trocknen. Man rettet sich die Bewohner seines Pelzes darein; er lauft heraus und schlägt den Schwanz gewaltig gegen die Bäume. Wenn ihn Hunde verfolgen, so pißt er in seinen Schwanz, um sie durch den abscheulichen Geruch zu verjagen, oder er wälzt auch den nassen Schwanz im Sande, schlägt damit den Hunden derb ins Gesicht, und weiß so recht nachdrücklich ihnen Sand in die Augen zu streuen. Geht er auf den Krebsfang aus, so setzt er sich hart ans Wasser, und läßt ganz harmlos seinen Schwanz ins Wasser hängen; sobald ein Krebs hineinkneipt, so wird der Schwanz plötzlich herausgezogen und der Krebs gefressen. Hat er wilden Honig ausgewittert, so läßt er ganz geduldig sich die Bienen auf seinem Pelze versammeln. Glaubt er, es seyen ihrer genug auf ihm, so wälzt er sich schleunig auf der Erde, wiederholt das öfters, bis er so viele ermordet hat, daß er den Honig ruhig verzehren kann. Um eine Krähe anzulocken, legt er ein Paar Dorschköpfe hin; so wie sie veranlaßt über den Fund zu fressen anfängt, stürzt er aus seinem Hinterhalte hervor und erwürgt sie. Er ist viel zu klug, sich die Schnauze am stacheligen Igel zu verwunden; darum wälzt er die Stachelkugel so lange hin und her, und läßt wohl auch seinen Unrath auf sie, bis das arme betäubte Thier die Glieder von sich streckt, und ihm Blößen genug gibt. Umsonst ist der Dachs stärker, als er; dennoch nimmt er oft von seinem Baue Besitz, um sich die Mühe des Grabens zu ersparen, und damit ihm ja die Lust vergehe, ihn wieder daraus zu vertreiben, so legt er an den Eingang seine unerträglich stinkende Loosung, die dem Dachs höchst zuwider ist. Lie-

ber wird er verhungern, als aus seinem Baue herausgehen, wenn er eine Falle am Ausgange wittert; aber war ein Kaninchen in seiner Höhle, und er sieht nicht mehr, so schließt das kluge Thier, die Falle habe nun ihren Dienst gethan, und es kommt getrost heraus. In Hühnerställen, die der Fuchs in der Stille der Nacht besucht, würgt er erst alles, wahrscheinlich um dem Geschrei ein Ende zu machen, und dann trägt er die armen Schlachtopfer nach und nach in seine Höhle. Sobald die Morgendämmerung anbricht, oder ein Geräusch in der Nähe ihn vermuthen lassen, daß man nun erwache, um an die Arbeit zu gehen, so findet er für rathsam, in seiner Freistätte zu bleiben. Den Vogelsteller überhebt er oft der Mühe, die in Schlingen und auf Keimruthen gefangnen Vögel wegzunehmen, und sorgt auch für die Zukunft durch einen reichlichen Vorrath. Jagt ihn Hunde, so flieht er zwar oft nach seinem Baue, springt aber auch ins Dickig, um ihnen das Nachsetzen zu erschweren. Wenn ein Baum etwas schief ist, so rettet er sich auch auf ihn; vergräbt er Ueberreste, so sieht er sich immer dabei um, deckt sie recht sorgfältig zu, und blickt in einiger Entfernung noch einmal um sich. Man kann sich leicht vorstellen, daß man viele Geduld haben muß, um das schlaueste Thier, bei dem jeder Schritt sichtbar mit scheuer Vorsicht bezeichnet ist, zu fangen. Der unermüdete Dachshund thut dabei gute Dienste. Doch vermag er ihm nicht bis in die innerste Kammer zu folgen. Sein Wellen verräth aber die Stelle, wo man nachgraben muß. Durch Schwefel erstickt man ihn in seinem Baue. Auch mit Tellerfallen, Schwanzhalsen, Fuchseisen, Netzen fängt man ihn. Der Hund, der trotz der nahen Verwandtschaft, wie das freilich oft der Fall ist, sein größter Gegner zu seyn scheint, jagt ihn mit sichtbarem Vergnügen, und ausdauerndem Eifer. Den immer bessern Winterbalg verarbeitet der Kürschner, den Sommerbalg der Hutmacher. Die Fuchschwänze geben wärmende Halskrausen. Die schlechtern dienen, um Gemälde und andere Dinge, die ein größerer Kehrwiß beschädigen würde, abzustäuben. Sein Fleisch gibt man bei

aus den Hunden. Doch essen es die Lungenen, Ostjaken und andre Halbwilde. Fuchsbhl, Fuchschmalz, Fuchskoth u. d. stand sonst in großem Ansehen, und noch jetzt mag ein armer Lungenlütiger sich mit einer Fuchslunge den Schmerz abermals getäuschter Hoffnung erkaufte haben. Die Perser bestreichen sich die Hände mit Fuchsfett, um sie vor dem Froste zu schützen. Die Grausamkeit, der die verschiedenen Arten den Fuchs zu jagen nicht genügten, erfand auch das Fuchsprellen. So nennt man das Emporschnehlen der Füchse auf einem starken Tuche, bis sie todt sind. Aber mit Unwillen wird der Gefühlvolle sein Auge von einer Lustbarkeit wegwenden, die die Menschheit entehrt und sie allmählig gewöhnt, an den Qualen der Mitgeschöpfe Freude zu finden.

Wir haben oben schon des Kreuzfuchses gedacht, der sich vorzüglich durch den schwarzen Rückenstreif auszeichnet. An ihn erinnert der sogenannte capische Schakal (*C. Mesomelas* 251), der eine völlige Fuchsgestalt hat. Auf dem Rücken ist er ungemein schön schwarz und weiß gezeichnet, der Schwanz etwas geringelt. Die Bewohner des Vorgebirgs der guten Hoffnung kennen ihn sehr gut, und schon sein Schakalnahme läßt von ihm keine größere Mäßigung, als vom Fuchs erwarten.

Mehr einem Hunde als einem Fuchse gleicht der Steinfuchs (*C. Lagopus*, *Isatis*, Polarfuchs, *Isati*) den man bald blaulichschwarz (255), bald weiß (254) findet. Denn es scheint nicht, daß das Eine sein Sommerdas Andre sein Winteranzug sey. Glaubwürdige Jäger versichern, daß von Einem Weibchen schwarze und weiße kommen. Daß der Winter die Farbe etwas ändern mag, ist wohl kaum zu zweifeln. Die fünf und zwanzig Funge, die das Weibchen werfen soll, ist unstreitig eine Fabel. Ihm gab die Natur, die so gerne sich nach den Bedürfnissen richtet, dickbehaarte Fußsohlen, weil er in den kältesten Erdstrichen der alten und neuen Welt in Felsenklüften und auf beschnehten, schlüpfrigen Bergen lebt. Die furchtbare Kälte auf Spitzbergen, Island, und die Hudsonsbay hat für diese Thiere nichts abschreckendes. In selbstgegrabnen

Bauen, Erdhöhlen, Felsenklüften haben sie ihren Aufenthalt. Mehrere theils gerade, theils schiefe Adhärenzen führen in die erstern. Leminge, Wasservögel und ihre Eyer, Schneehühner, Hasen, Muscheln, Krabben, Fische, selbst Nas und Leichen fressen sie. Um Fische zu fangen plätschern sie mit den Pfoten im Wasser. Der neugierige Fisch, der sehen will, was vorgeht, wird dann erhascht. Ihre Stimme ist ein rauhes Wellen, zuweilen heulen sie. Das letztere thun sie, ehe sie eine Wanderung anstellen, was bisweilen geschieht. In einigen Gegenden müssen sie in ungeheurer Menge vorhanden seyn. Was Steller von ihnen erzählt, beweist eine Schlaueit und Frechheit, die fast unglaublich ist. Aus manchem muß man vermuthen, sie haben damals zum ersten Male auf der Beringinsel Menschen gesehen. Bei Tag und Nacht kamen sie in die Wohnung, die er und seine Reisegefährten hatten, stahlen alles, Messer, Stücke, Kleidungsstücke, erbrachen die Proviantfässer, rissen dem, der ein Thier auszog, das Fleisch aus den Händen, selbst wenn er während seiner Arbeit auch mehrere erstach, rückten wie Menschen mit den Schultern sich anstemmen, die Steine weg, unter die man etwas vergraben, und untergruben die Sälen, auf die man das, was man vor ihnen sichern wollte, gelegt hatte. Was die See auswarf, das holten sie zuerst, und vergruben es so tief, daß man keine Spur davon fand. Alles mußte mit Knütteln in der Hand schlafen, sonst nahmen sie die Mützen vom Kopfe, die Handschuhe von den Händen, die Biberdecken unter dem Leibe weg. Wo man sich sehen ließ, waren auch sie und trieben eine Menge Possen und Unverschämtheiten. Hunderte schlug man todt, ohne daß die andern ein Exempel daran genommen hätten. Ihr Fleisch soll schmackhafter seyn, als von andern Füchsen. Ihr Balg ist vorzüglich. Es gibt noch andre Füchse, deren Felle zu ungeheuren Preisen bezahlt werden. Von einer grauen, aschfarbigen Art erzählt man, sie sollen in ihrer Heimath, die nur allein der Wald Heerkoi Bollof, in der Russischen Tatarey ist, über deren Erhaltung der Reinheit ihrer Race

so eifrig wachen, daß sie jeden neuen Ankömmling in ihrem Gebiete ermorden.

Nichts kann abgeschmackter seyn, als die lächerlichen Fabeln, die man von der Hyäne (C. Hyaena, le Hyäne, Grabthier, Abendwolf 235) erzählt. Sie beweisen, welch' ein unsicherer Beobachter der Furchtsame sey, und wie sehr man seine Leichtgläubigkeit mißbrauchen könne. Hat man sich doch nicht geschaut, von den Hyänen vorzugeben, daß sie die Menschenstimmen nachahmen, sich den Namen des Schäfers merken, ihn von der Herde wegrufen, ihn bannen und bezaubern, ja die Schäferinnen so verliebt machen, daß sie der Herde vergäßen und davon laufen. Es ist sehr begreiflich, daß schon zuweilen ein pflichtvergessener Schäfer und eine lächerliche Schäferin ihre Sorgfalt mit der Hyäne entschuldigten, deren Hirn man ohnehin auch eine Zauberkraft zuschrieb. Noch lächerlicher ist das Vorgeben, die Hyäne sey Mann und Weib zugleich, und wechsle damit jährlich ab. Auch hat man von Zeit zu Zeit mit Beschreibungen und Abbildungen von Hyänen die Welt heimgesucht, die Entsetzen erregten. So groß als ein Wolf ist die Hyäne, aber sie hat einen kürzern und stärkern Leib, längere Füße, einen plattern, eckigern Kopf, einen sehr stumpfen mit 34 Zähnen besetzten Kachen, längere Haare und eine Mähne, die sie willkürlich aufrichten kann, längs dem Rücken gegen den kurzen Schwanz hin, der weiter nichts als ein dicker Haarklumpen ist. Gerade stehen die Augen in dem mit türkischer Wildheit herabhängendem Kopfe; sie funkeln fürchterlich und sehen bei Nacht, wie es zu ihrem nächtlichen Raubgeschäfte nöthig ist, besser, als am Tage. Die langen, nackten Ohren stehen aufrecht, die Zunge ist mit kleinen Strahlen besetzt und der Hals so steif, daß die Hyäne, um hinter sich zu sehen, den ganzen Körper umwenden muß. Im Genicke hat sie einen Büschel Haare, so spröde wie Schweinsborsten, und unter dem Schwanz eine Deffnung oder Spalte, in der sich eine schmierige Feuchtigkeit sammelt. Die vier Zehen an den Füßen, die vorn etwas länger als hinten sind, haben starke Grabnägel. Immer geht sie auf den Spitzen

derselben, und wenn sie aufgejagt wird, so hinkt sie mit dem linken Hinterfusse wenigstens eine Zeit lang, so daß man immer glaubt, sie werde niederstürzen. Auf ihrem borstigen und grobhaarigen weißgrauen Felle befinden sich schwarze und braune Streifen; die Füße sind geringelt. Dumme Grausamkeit, wilde Hartnäckigkeit und Wuth verkündet schon das Aeußerliche der Hyäne. Sie ist weit verzweigner als der Wolf. Am hellen Tage fällt sie Menschen an und erbricht Stallthüren. Dem Idiven selbst verkauft sie ihr Leben theuer, hat wohl auch schon, wie Kämpfer berichtet, zwei in Flucht geschlagen, und leicht wird die Unze von ihr bezwungen. Schafe, Ziegen, Esel, haben alles von ihr zu fürchten. Im Nothfall begnügt sie sich mit Wurzeln und Palmen sproßlingen. Sie scharrt auch Leichen aus den Gräbern, und ersetzt dadurch in ihrer Heimath, dem heißen Asien und Africa, wo die Todten nachlässig verscharrt werden, den Mangel medicinischer Polizei. Aus Felsspalten und Höhlen, die sie sich selbst gräbt, führt sie wüthend auf ihren Raub. Sie zu zähmen ist sehr schwer. Kämpfer sah in Isbahan bei einem reichen Feueranbeter eine junggefangne männliche Hyäne. Nur mit einem Maulkorbe wagte man, sie aus ihrem Stalle zu führen. Schlag man sie, so bldete sie wie ein junges Kalb. Sonst vergleicht man ihre Stimme mit dem Schluchzen eines Menschen, der sich erbrechen muß. Buffon sah eine Hyäne, die ihr Wärter mit Stockschlägen zwang, die Näbne aufzurichten, und der er die Hand in den Rachen zu stecken wagte. Vielleicht hatte lange Gefangenschaft und ein milderer Himmel die wilde Hitze abgekühlt. Ihr dummer Scharfsinn wird oft ihr Verderben. Der Maure wirft ihr einen Sack hin. Wüthend beißt sie hinein, und läßt das, was sie einmal anfaßt, nie los. So kann man sie nun in ihrer blinden Wuth ganz gemächlich ins Gefängniß schleppen. Bruce sah auf der Insel Meroe Hyänen, die so stark waren, daß sie einen Menschen ganz gemächlich ein Paar Meilen weit, ohne abzusetzen, tragen konnten. Die Araber essen das Hyänenfleisch und machen auch einen medicinischen Gebrauch davon. Die Hyänen, die manchmal

in Frankreich so großen Lärm erregt haben, besonders die berühmte um Lyon (1754 — 1756), scheint nichts anders, als ein alter, grausamer Wolf gewesen zu seyn.

Wenn auch gleich der Schakal (C. Aureus, le Chacal, Goldwolf, Goldfuchs, Goldhund 236) durch sein blaß goldgelbes Fell, mit grauer Mischung, angenehmer als die Hyäne aussieht, so sind doch seine Sitten darum nicht viel sanfter. Er gleicht in der Größe einem mittelmäßigen Hunde. Einige haben ihn auch den Wilden genannt, und für den Stammvater der Hunde gehalten. Er hat eine starkgewölbte Stirn, eine spizig zugehende Schnauze, ein sehr scharfes Gebiß, kurze steife Ohren, lebhaft Augen, dicke starke Füße, scharfe schwarze Klauen, und einen sehr haarigen dicken Schwanz. Hiezu kommen noch ein starker Knebelbart, und sieben mit Borsten bewachsne Warzen. Die äußerst groben Haare machen sein Fell unbrauchbar. Nichts gleicht seiner unersättlichen Fressbegierde, als sein unaufhörliches Geschrei. Dadurch fällt er den Morgenländern äußerst zur Last. Seine Stimme Ua, Ua, schallt in abgesetzten durchdringenden Tönen, und ist dem wehmüthigsten und kläglichsten Seheule eines unglücklichen Menschen ähnlich. Sobald ein Schakal zu heulen anfängt, so antworten die übrigen in der Nachbarschaft mit Bellen, und Wipfeln, so daß man nun kaum sein eignes Wort zu hören im Stande ist. Truppweise, zu dreißig, ja bis zwei Hundert, ziehen sie in ihrem Vaterlande, Asien und Africa, besonders in Natolien und der Levante herum, und scheinen, trotz ihrer Wildheit, ungemein gesellig zu seyn. Aber eben diese Verbindung macht sie auch größern und stärkern Thieren, als sie selbst sind, furchtbar, und nicht nur Schafe, Schweine, Federvieh, sondern auch Pferde und Ochsen werden von ihnen zerrissen. Fünf bis acht Junge wirft das Weibchen, und macht sich dazu ein Lager, wie der Fuchs. Den Tag über bleiben sie in ihren Höhlen und Felsspalten, bei Nacht gehen sie auf Raub aus. Mehr, als sie auf einmal zu fressen im Stande sind, erwürgen sie nicht, und darin sind sie denn doch noch besser als der Wolf, dessen Mordlust keine Schranken kennt.

Alles, was nach Fleisch schmeckt, ist dem Schakal angenehm, und wenn er kein frisches hat, so müssen ihm wohl auch Schuhe, Hüte, Zäume, Sattel und was er nur immer von Lederwerk austreiben kann, zur Nahrung dienen. Die allertrockenste Haut, das ranzigste Fett, selbst den stinkendsten Thierunrath verschmäht er nicht. Wenn er jagt, so läßt er den Kopf unterwärts hängen, um die Spur besser zu verfolgen; daß er aber dem Löwen als Spürhund diene, ist eine lächerliche Fabel. Er zieht gern den Armeen und Karavanen nach, um die Leichen, die sie zurücklassen und verscharren, auszugraben, und wenn die Schakals einmal Menschenfleisch gekostet haben, so besuchen sie gern die Kirchhöfe und graben die Todten aus, wobei ihr klägliches Heulen diese Beschäftigung noch schauerlicher macht. Eben darum lassen die Orientalen, denen die Ueberreste der Thiergenossen, wie allen gesitteten Menschen, heilig sind, dieselben in ein tiefes Grab legen, die Erde recht fest hineinstampfen, und Dornengesträuche und scharfe Steine darunter mischen, damit sich der Schakal im Graben verwunde. Auch streuen die Ostindier gedörrte Cahans-Wurzel auf die Gräber, um ihn abzuhalten. Verschlossene Särge würden zwar auch die Leichname sichern, allein im Morgenlande gebührt nur den Vornehmsten ein Sarg. Der gemeine Haufe wird bloß in Leinwand gewickelt. Im Grunde ist der Schakal nichts weniger als schüchtern. Er bleibt neugierig vor dem Reisenden stehen, sieht ihn ziemlich frech ins Gesicht, stiehlt ihm auch wohl, wenn er im Freyen schläft, einen Proviant sack. Ihn selbst fällt er nie an, und nur hilflose, kleine Kinder sind nicht ganz sicher vor dem Schakal. Doch will man bemerkt haben, daß er gegen den Menschen etwas Einschmeichelndes habe. Dieß gilt besonders von dem kleinen Schakal, der den Namen Udibe führt. Aus ihm kann man ein ungemein zahmes Hausthier erziehen. Er hat auffallend viel Aehnlichkeit mit dem Hunde, kommt im innern Baue völlig mit ihm überein, ist sehr gern um den Menschen, wirft sich freundlich und mit dem Schwanz wedelnd vor ihm nieder, merkt leicht seinen Namen, springt, wenn man ihm lockt, auf einen

Fisch, schläft, und harnt völlig wie der Hund, und be riecht wie er fremde Hunde am After. Es war daher kein Wunder, wenn man von ihm die Entstehung unsrer Haushunde ableitete. Man glaubt, es seyen Schakale, oder auch Udiben gewesen, durch die Simson die Felder seiner Feinde verwüster habe. Wenigstens möchte es ihm schwer geworden seyn, so viel Füchse zusammen zu fangen. Auch wären diese sicher, ohne sich um die Felder der Philister zu bekümmern, schleunig ihrem Baue zugeeilt.

---

 Tab. LXIV. LXX.

## K a z e (Felis).



Der Löwe 237. 238. Der Lieger 239. Der schwarze Lieger 240. Die Unze 241. Der Leopard 242. Der Panther 243. Der Schittah 244. Die Pantherkaze 245. Der Maragua 246. Der Serval 247. Der Cugar 248. Der Jaguar 249. Der Luchs 250. Der Caracal 251. Der Rothluchs 252. Die wilde Kaze 253. 254. Die zahme 255. Die Angorische 256.

Es könnte befremden, solche prächtige und stolze Thiere, wie die zum Theil sind, deren Namen wir hier vor uns sehen, unter dem Gattungsnamen eines so gemeinen Thieres, wie die Kaze ist, vereinigt, und selbst den Löwen, dessen Ansehen und Superiorität im Thierreiche entschieden ist, hier zu finden. Allein bei systematischem Ordnen wird nur auf gewisse gemeinschaftliche Charactere, und nicht auf solche Vorzüge Rücksicht genommen. Auch hat der, der sie ordnet, keine stolze Eifersucht von den Thieren zu besorgen, denen glücklicher Weise seine Bemühungen ewig



unbekannt bleiben. Denn so groß der Abstand zwischen dem Löwen und der Katze immer seyn mag, so entdeckt man doch schon im Aeußerlichen eine gewisse Verwandtschaft, und es kann dem Beobachter nicht entgehen, daß sie und alle die übrigen Mitglieder dieser Gattung, die aus zwanzig Arten besteht, einen ziemlich runden Kopf, eine rauhe Zunge, Klauen, die in einer eignen Scheide stecken, und aus- und eingezogen werden können, haben; daß in beiden Kinnladen sich sechs, zwar an ihren Enden etwas abgesehne, doch spitzige Vorderzähne, keilförmige lange einzelne Eckzähne und drei zackige Backenzähne auf jeder Seite oben und unten befinden; und daß alle diese Thiere ziemlich grausam und blutdurstig seyen.

Nicht mit Unrecht nannten die Dichter den Löwen (F. Leo, *le Lion* 237) von jeder den König unter den Thieren, denn er hat eine wahre Majestät in seinem Aeußerlichen, wie in seinen Sitten. Sein vielverprechendes Aussehen, sein stolzer Gang, seine donnernde Stimme, sein feuriges, ernsthaftes Auge, seine furchtbare Stärke und die edle Mäßigung, mit der er von ihr Gebrauch macht, haben ihm diesen Vorzug im Thierreiche mit Recht erworben. Alles an ihm verkündet Kraft und Gelenkigkeit; denn fast alles an ihm ist Nerve und Muskel, kein überflüssiges Fleisch noch Fett. Daher die ungeheure Stärke und Muskelkraft, die uns das glaublich macht, was Kolbe sah, wie ein Löwe einen africanischen Büffel niederriß, und ohne sichtbare Anstrengung auf eine Anhöhe trug. Mit Leichtigkeit thut er den gewaltigsten Sprung nach seinem Raube; ein Schlag seines Schwanzes ist hinreichend, einen Menschen zu Boden zu werfen; auf seinem Rücken trägt er ein Rind im vollen Trabe nach seiner Höhle zu und mit ungläublicher Geschwindigkeit schüttelt der zürnende Löwe Mähne und Stirnfalten, wodurch sein fürchterliches Ansehen noch drohender wird. Lauter Beweise, von der Stärke seiner Muskeln.

Den Löwen zeichnet unter dem Geschlechte, dem er angehört, vorzüglich der große Kopf und der lange sich in einem Haarbüschel endigende Schwanz aus. Er hat eine

Länge von 8 — 9 Fuß, ohne den 3 — 4 Fuß langen Schwanz, und eine Höhe von 4 — 5 Fuß. Ausnehmend groß ist sein Kopf, flach die Stirn, fast viereckig das ganze Gesicht, weit gespalten der furchtbare Rachen. Seine Augen liegen schief, seine Ohren sind kurz, seine Nasenlöcher groß. Wie bei ächten Doggen hängen seine Lippen in mehrere Falten herab. Hornartige rückwärts liegende Strahlen bedecken die Zunge, ritzen die Haut dessen, den er leckt, wund, so daß Blut kommt, dessen Anblick auch im zahnsten Löwen die Heftigkeit seines Temperaments weckt, und ihn höchst furchtbar macht. In seinen gewaltigen Kinnbacken stecken 28 scharfe Zähne. Fast den ganzen vordern Leib bedeckt eine starke Mähne, die das majestätische Aussehen vermehrt, und mit den Jahren immer stärker und lockiger wird. Sie fehlt der Löwin (238), die merklich kleiner ist. Uebrigens haben beide dick an der Haut anliegende gelbbraune Haare, die am Bauche heller sind. Ganz falsch aber ist das Vorgeben, daß der Hals des Löwen nur aus einem einzigen Knochen bestehe. Wie der Mensch und alle vierfüßige Thiere hat er sieben Wirbel, die aber durch Sehnen genau mit einander verbunden sind. Nicht weniger grundlos ist das Vorgeben, seine sehr festen Knochen haben kein Mark. Weder Geruch noch Gesicht sollen bei ihm von vorzüglicher Schärfe seyn. Um dem Mangel des letztern abzuhelfen, soll ihn auf seinen Streifereien der scharfsehende Caracal, eine Luchsart, begleiten, und von ihm die Ueberreste seines Raubes an Befoldungsstatt bekommen. Den nämlichen Posten gibt man am Senegal dem Schakal und dem Wolf. So funkelnd und feurig das Auge des Löwen ist, so kann es doch den Anblick des Feuers nicht ertragen. Bei Nacht sieht er, und er schließt sein Auge vermittelst eines beweglichen Häutchens, auch ohne Hülfe der Augenlider. Sein Schlaf ist sehr leise, sein Gang stolz und immer etwas schief. Im Laufe macht er Sähe, und wenn er auf ein Thier zuspringt, so packt er es mit seinen scharfen, schneidenden Klauen. Die brennendheißen Sandwüsten von Asien und Africa sind seine Heimath, und offenbar hat der größere oder geringere Wärmegrad Einfluß auf sein

Temperament. Sanfter und weniger grimmig sind die Löwen, die eine etwas kühlere Gebirgsluft einathmen, als die, die im glühenden Sande der Einden von Zaara wohnen. Doch hat ihre Anzahl sehr abgenommen. Denn unstreitig brauchten die Römer zu ihren Schauspielen mehr Löwen, als heut zu Tage in ganz Lybien wohnen. Auch in Persien und Indien sind sie seltner. Hier sollen sie die Menschen etwas fürchten, und selbst Weiber sollen sie mit einem Stecken verjagen können. Der africanische Löwe hingegen kennt durchaus keine Furcht. Gewohnt zu siegen, fällt er die zahlreichsten Karavanen an, und jede Wunde macht ihn nur desto kühner und muthiger. Lieber wird er kämpfend fallen, als weichen. Muß er das Letztere, so geschieht es unter Brüllen und Beissen. Hat er das Unglück, gefangen zu werden, so scheint die Schaam seine Muskelkraft zu lähmen, und er ist sanft und wehrlos, wie ein Lamm. Wenn nicht Hunger oder Beleidigungen ihn zur Wuth reizen, so betrügt er sich in der Gefangenschaft sehr zahm, und sein Wärter darf es wagen, ihm die Hand, ja den Kopf in den Rachen zu stecken. Wie höchst gewagt aber dieß immer sey, sah man in Cassel. Einem Löwen, der sehr zahm war, steckte seine Wärterin öfters den Kopf in den Rachen. Einmal aber schnappte das Thier und brach ihr das Genick, so daß sie augenblicklich starb. Wahrscheinlich hatte ihm das Ritzen der Haare ein unwillkürliches Niesen verursacht. Kaum sah der Löwe seine Wohlthäterin todt vor sich liegen, als er sich traurig neben den Leichnam legte, ihn sich durchaus nicht nehmen lassen wollte, kein Futter mehr nahm und einige Tage darauf vor Gram starb. Auch der zahmste Löwe kann gefährlich werden, wenn sein Wärter in einem ihm unbekanntem Anzug zu ihm kommt. Nahm doch einst ein Löwenwärter in Dresden, der im schwarzen Kleide von der Communion kam, ein sehr trauriges Ende, da ihn der Löwe, der sonst höchst vertraulich mit ihm umging, nicht kannte. Die alten Römer verstanden es nicht nur, die Menschen ihrer Zeit zu unterjochen; auch als Herren der Löwen zeigten sie sich. An ihre Triumphwagen spannten sie zuweilen Löwen, und

bedienten sich dieser Thiere selbst im Kriege und auf der Jagd, die nun edelmüthig genug waren, ihren Ernährern mit ihrer ganzen Stärke zu dienen. Antonius fuhr oft mit zahmen Löwen, und Caracalla spielte mit ihnen bei der Tafel. Sie wurden sanft und schmeichelnd, und beleidigten kein Kind. Und dieß waren nicht etwa ausgeartete indische Löwen, sondern ächte Lybische. Ueberhaupt ist in dem ganzen Betragen des Löwen ein gewisser Adel, Mäßigung und Großmuth nicht zu verkennen, und selbst im Zorn verläugnet er diese Eigenschaften nicht. Zwar will man in neuern Zeiten seine Großmuth verdächtig machen, weil er denn doch in einem Hinterhalte auf Beute lauert und unversehens hervorspringt; allein das ist nicht hinreichend, ihm den Ruhm einer gewissen Seelengröße zu rauben. So ist es wohl gewiß, daß er große, starke Feinde, Pferde, Nashörner, Büffel, junge Elephanten am liebsten angreife, kleinere aber verschone, wenn nicht der Hunger ihn reizt. Angstvoll sah einst eine Mutter einen Löwen auf ihr im Grase liegendes Kind zueilen. Mit einem ernsthaften Blicke schien das großmüthige Thier die Kleinheit und Wehrlosigkeit des Kindes zu betrachten, und kehrte, ohne es anzurühren, um. Vielleicht ist eben diese edlere Schonung des Schwächern schuld, daß er nicht leicht Frauenzimmer anfällt. Im Jahre 1791 sah man in Wien im Hezuhause einen Beweis von der Großmuth des Löwen. Es wurden im Hezuhause, das Gottlob ein wohlthätiges Feuer in Asche gelegt hat, vier Bullenbeißer auf einen Löwen gelassen, von denen aber drei sogleich die Flucht ergriffen. Der vierte wollte angreifen, als ihm der stolz liegende Löwe einen Schlag mit der Tazze gab, und ihn damit näher zu sich zog. Jetzt ließ der Löwe die Tazze auf dem Hunde liegen, und man hielt ihn verloren. Allein bald darauf entließ ihn der Löwe, und der Hund eilte nur den Schranken zu. Plötzlich schien im Löwen sich ein stärkerer Unwille zu regen. Er springt dem Hunde nach und holt ihn mit zwei Säzen ein. Dieser winselt und fleht um Mitleid. Gleichsam erweicht, tritt der Löwe einige Schritte zurück, und sieht ruhig zu, wie man dem Hunde

die Schranken öffnet. Zur Ehre des Wiener Publikums muß man sein allgemeines Bravorufen erwähnen. Es bewies, daß ihm diese edlere Schonung des Wehrlosen ein angenehmeres Schauspiel gewährt habe, als das Zerreißen desselben ihm gewesen wäre. Wenn ein Moor sich nicht mehr retten kann, so wirft er sich zur Erde nieder. Der mit dieser Ehrfurchtsbezeugung zufriedene Löwe soll nun stolz vorüber gehen. Möglich ist es, daß er ihn darum schont, weil er ihn für todt hält. Denn sonst fällt er allerdings auch Menschen an, und man will bemerkt haben, daß er die Schwarzen den Weißen vorziehe, vielleicht weil sie weniger Kleider anhaben. Auch ist es nicht ganz richtig, daß der Löwe, wenn er ein Thier haben kann, dem Menschen nie etwas zu Leide thue. Ein Hottentotte bemühte sich einst umsonst, seine Heerde zu einer zwischen zwei Felsen eingeschloßne Quelle zu treiben. Da er die Ursache ihres ängstlichen Weigerns näher untersuchte, bemerkte er einen fürchterlichen Leben im Wasser stehend. Eiligst ergriff er nun die Flucht mitten durch seine Heerde hindurch, damit sich der Löwe ein Stück von ihr ausuchen und seiner schonen möchte. Allein der Löwe folgte mitten durch die Heerde, und der Hottentotte hatte kein anderes Mittel, als auf einen Aloebaum hinaufzuklettern, und sich hinter den sehr ausgedehnten Nestern gewisser gesellschaftlich bauender Finken zu verbergen. Mit einem Tod und Verderben drohenden Blicke sah der Löwe von Zeit zu Zeit hinauf, und legte sich endlich unter dem Baum. Nach vier und zwanzig Stunden schien ihn der Durst zu jenem Wasser zurückzurufen. Eiligst ging der Hottentotte nach Hause. Der Löwe folgte seiner Spur, holte ihn aber glücklicher Weise nicht mehr ein. Bei jenen blutigen Schauspielen im Alterthume, da man Menschen, bald zur Strafe, bald zur tiegermäßigen Unterhaltung roher Zuschauer, einen Löwen vorwarf, sah man diesen zum öftern höchst edelmüthig der Unglücklichen verschonen. Mit dem wilden Ausrufe: „Man werfe die Christen den Löwen vor!“ (Christiani ad Leones) forderten die ausgearteten Römer die Gefangenen aus den Gefängnissen, um sie von den Löwen

zerreißen zu sehen. Aber nicht selten bereiteten die menschlichen Thiere den Unmenschen ihre gehoffte Freude, nahmen die Unglücklichen in Schutz, theilten selbst ihre Speise mit ihnen, und umsonst war alles Loben und Schreien der Ungeheuer auf den Gallerien, die das Thier reizen wollten. Kleine Beleidigungen verachtet der Löwe, aber große prägen sich seinem Gedächtnisse so unauslöschlich ein, als empfangene Wohlthaten. Er wird nie vergessen, diese zu belohnen, und für jene blutige Rache nehmen, wenn er Gelegenheit dazu findet. Gottfried de la Tour hatte eines Tages als ächter Kreuzritter einen Löwen von einer fürchterlichen Schlange frei gemacht, und diese niedergehauen. Von diesem Augenblicke an begleitete ihn der Löwe wie ein zahmes Thier, und hing ganz von seinem Willen ab. Der Ritter trat nun die Rückreise nach Europa an, der Schiffer aber weigerte sich, den Löwen an Bord zu nehmen. Das gute Thier stand bei der Abfahrt traurig am Ufer, fieng laut zu brüllen an, stürzte sich endlich in die See, und folgte schwimmend dem Schiffe. Zuletzt wird es aber kraftlos und die Wellen verschlingen das edelmüthige Geschöpf. Man kann nicht ohne Rührung lesen, wie schon mancher Löwe beim Wiedererkennen eines Wohlthäters, oder eines alten Bekannten seine Freude und Dankbarkeit an den Tag gelegt habe. Jedermann weiß, daß Androclus einem Löwen vorgeworfen wurde, der aber, statt ihn zu zerreißen, sich ihm schmeichelnd zu Füßen legte, und die größte Freude bezeugte, den wieder zu sehen, der ihm einst einen Splitter aus dem Fuße gezogen hatte. So erzählt man auch von einer Löwin, der eine gewisse im Elende herumirrende Frau, mit Namen Maldonata, in der neuen Welt bei einer schmerzlichen Entbindung Beistand geleistet haben soll, und die hernach ihre Wohlthäterin wieder erkannte, da sie dieselbe, auf Befehl des grausamen Gouverneurs von Buenos Ayres, an einen Baum gebunden dem Hungertode geweiht antraf. Allein da der Schauplatz dieser Geschichte in der neuen Welt ist, so kann es wohl keine eigentliche Löwin gewesen seyn. Einst besuchte Bull den Tower in England, als ein daselbst seit mehreren Jahren eingeschloßner Löwe,

wie ein freundlicher Hund winselte und ihm zu verstehen gab, er möchte näher kommen. Bull that es, und ließ den Käfig öffnen, der Löwe schmiegte sich an ihn, beleckte ihm die Hände, sprang wie ein Hund an ihm hinauf und verrieth die ausschweifendste Freude, seinen alten Freund wieder zu sehen. Dieß war er auch wirklich. Denn Bull hatte in Marocco in dem Hause gedient, in dem jener Löwe erzogen ward. Da er wieder fortging, brüllte der Löwe laut, stieg mit dem Kopfe gegen den Käfig und weigerte sich vier Tage lang Speise zu nehmen. Selbst der wildeste Löwe scheint beim Anblicke eines Bekannten sanft zu werden. Eine Gesellschaft besah einst den Löwen, der der Lady Hnmlton gehörte, und reizte ihn, da er gerade fraß, in seinem Käfig mit Stäben, als ein Unteroffizier auch in den Hof kam, und zum Käfig hinein rief: Nero, armer Nero, kennst du mich nicht? — Plötzlich verließ der Löwe seinen Fraß, kam gegen den Mann hin und verrieth eine ungemaine Freude, den wieder zu sehen, der bei seinem Transport von Gibraltar nach England ihm manches Gute erwiesen hatte. Dieß sind doch wohl Erfahrungen, die einen gewissen Edelmuth bei dem Löwen voraussetzen. Auch kann man ihn nicht eigentlich grausam nennen. Er verräth keinen Blutdurst wie Füchse, Klaffe etc., die, auch gesättigt, morden, um zu morden. Nur der Hunger macht ihn zum Feinde des Thierreichs; sobald er satt ist, hält er mit Menschen und Thieren Friede. Alles flieht ihn, deswegen muß er auf seine Nahrung im Hinterhalte lauern. Gazellen und Affen sind seine gewöhnliche Speise. Ein Schlag mit der Latze erlegt sie, und sie werden mit Haut und Knochen verschlungen. Eine Mahlzeit sättigt ihn auf drei Tage. Lieber wird er hungern, als Nas fressen. Durst scheint er weniger als Hunger ertragen zu können, und wenn er sauft, so gebraucht er seine Zunge, wie der Hund, schaufelförmig, doch unterwärts sich krümmend. Sein Urin riecht unerträglich. Er athmet stark. Fünf- bis sechsmal des Tages brüllt er langsam und feierlich, und der Widerhall macht sein Brüllen in der Ferne dem Rollen des Donners ähnlich. Wenn er zornig

ist, folgen die Löwe schneller auf einander, seine Augen funkeln, er schlägt mit dem Schwanze gegen die Erde und sich selbst in die Seiten, schüttelt Mähne und Stirnfalten, und zeigt seine Zähne und seinen Rachen, die gleich schrecklich sind. Die Schlangen scheint er zu fürchten. Dieß wissen die Mauren. Wenn sie daher keinen Ausweg zur Flucht mehr haben, so nehmen sie ihren Tulban ab, und machen damit eine schwankende Bewegung. Der Löwe kehrt nun wirklich, im Wahne es sey eine Schlange, sogleich um. Nur in der Gesellschaft seiner Familie lebt der Löwe, auch jagt er nicht mit andern gesellschaftlich. Er scheint es unter seiner Würde zu halten, durch Uebermacht an Anzahl einen Raub zu erlegen. Sah doch Lamiral eine Löwin einst ein wildes Schwein überfallen und fürchterlich mit ihm kämpfen. Der Mann näherte sich auch, setzte sich ganz ruhig auf die Hinterbeine, und sah dem Kampfe gleichgültig zu. Erst da das Schwein unter größlichem Geschrei erlegt war, kam der Löwe herbei, um mit seiner Gefährtin den Kampfspreis zu theilen. Die Löwin veranlaßt oft in der Brunstzeit entsetzliche Kämpfe unter den Löwen. Im Frühlinge wirft sie 4 — 6 Junge, von denen mehrere frühzeitig am Zahnen sterben. Sie sind sehr klein und vermbgen erst nach zwei Monaten zu gehen. Nicht besser konnte die gütige Natur die Jungen, die von einer blutgierigen Mutter sonst so viel zu besorgen gehabt hätten, schützen, als da sie ihr einen so hohen Grad von Mutterliebe einpflanzte. Sie fällt alle lebenden Wesen an, bringt die Beute ihren Jungen, und verwischt mit dem Schwanze die Spuren, die im Sande zu ihrem Lager führen. Auch trägt sie ihre Brut öfters an einen Ort, den sie für sicher hält. Aber diese vergessen auch, wenn sie herangewachsen, nicht, was sie ihren alten und kraftlosen Eltern schuldig sind. Sie jagen nur für sie und brüllen freudig aus der Ferne, um sie von einem glücklichen Fange zu benachrichtigen. Sein Alter mag der Löwe auf 25 Jahre bringen. Weil ihm das Jagen im höhern Alter etwas beschwerlicher wird, so begibt er sich in die Nähe menschlicher Wohnungen, und wird dann sehr gefährlich. Man fängt in ihn

Fallgruben, jagt ihn auch mit Feuegewehr, Spießeln und Hunden. Der angeschossne Löwe soll nun auf den losgehen, der ihn getroffen hat. Die andern vorschont er. Auch darin zeigt sich der Hund als des Menschen treuester Freund, daß er dem Thiere muthig entgegen geht, vor dem das ganze Thierreich zittert. Der Gewinn der Löwenjagd besteht ausser dem, daß die Gegend von einem furchtbaren Feinde befreit wird, vorzüglich in seinem Felle. Sonst war es ein Heldenschmuck, jetzt dient es in Africa zu Decken, Betten, Riemenwerk. Daß da, wo ein Löwenfell aufbewahrt wird, keine Ratte oder Maus sich hinwage, mag zu den Wundern gehören, die Blut, Galle und Herz des Löwen gethan haben sollen. Wahre Ehre macht es übrigens dem Menschen, daß er durch Muth und Klugheit selbst den Königen des Thierreichs sich furchtbar zu machen, und ihnen Land abzugewinnen wußte, indem er ihre Anzahl verminderte. Hätte er seinen Muth, hätte er seine Waffen nur immer gegen Löwen und Tieger gebraucht, so würde sich in dieses Gefühl von der Ueberlegenheit des Menschen keine Wehmuth mischen.

Vielleicht hat die Erde kein grausameres Geschöpf, als den Tieger (F. Tigris, le Tigre 259). Allem, was da lebt, scheint er den Tod geschworen zu haben. Bei ihm ist keine Spur von der Großmuth und Mäßigung wahrzunehmen, die dem Löwen Ehre macht. Auch überfällt vom Fleische dürstet der Tieger nach Blut, überfällt mit furchterlichem Zähnefletschen jedes Geschöpf, es sey bewaffnet oder wehrlos, und mit sichtbarer Wollust wühlt er in den zitternden Eingeweiden und saugt das Blut aus. Die zahlreichste Heerde von Hausthieren würde er nicht verlassen, bis er alle gemordet hätte, und nichts, keine Waffen, keine überlegne Anzahl, können ihn schrecken. Selbst seiner Jungen verschont sein blinder Blutzurst nicht. Er zerreißt sie zuweilen sammt ihrer Mutter, die sie schützen will, und diese Verminderung seines mordlustigen Geschlechts ist das einzige Gute, was wir von ihm zu sagen wissen. Schon sein Aeußerliches verräth sein boshaftes Gemüth. So wie beim Löwen alles

eine gewisse Würde und Großmuth verkündet, so trägt hingegen des Tiegere nackter Kopf, sein treulosnes Katzenauge, sein langgestreckt schleichender Leib, seine blutrothe, oft zum Rachen heraushängende Zunge unverkennbar das Gepräge eines tückischen, mordlustigen Vöselwichts. Sein Kopf ist kürzer und nach hinten spitziger als bei den Löwen, die Augen, Ohren, Nasenlöcher sind kleiner, Füße und Schwanz verhältnißmäßig kürzer, und nur ein unbedeutender Mähnenansatz ist bei ihm wahrzunehmen. Auch er kann seine Gesichtshaut fürchterlich zusammenziehen. In der Größe übertrifft er den Löwen, denn der ächte Löwliche Tieger kommt dem Pferde nahe, und trägt das größte Thier im vollen Trabe nach seiner Höhle. Wir müssen nur nicht vergessen, daß die Tieger in Thiergärten jung gefangen sind, die sich im Stande des Zwanges und der Gefangenschaft nicht vollkommen entwickeln konnten. Auch nennen die Männer, die wilde Thiere zur Schau herumsühren, junge Leoparde und Panther fälschlich Tieger, so wie überhaupt der Ausdruck, getieget, fleckigen Thieren mit Unrecht gegeben wird, da der Tieger keine Flecken, wohl aber schwarze Streifen in einer fahlgelben Grundfarbe hat. Ganz weiße Katzenhaare sieht man am Bauche und am Innern der Füße am häufigsten. Er brüllt mit rauher Stimme. Aus seinem Hinterhalte macht er entsetzliche Sprünge auf seinen Raub, und bedient sich immer der List. Gern lauert er an Gestaden auf die Thiere, die zur Tränke kommen, und sie finden nun statt der gesuchten Erquickung den Tod in seinen Klauen. Zuweilen, wenn man ihn gewahrt wird, ehe er den Sprung thut, schleicht er beschämt davon. Dieß erfuhr einst ein muthiges Frauenzimmer auf einem Spaziergange in einem Wäldchen bei Bengalen. Sie sieht einen Tieger gerade im Begriff auf die Gesellschaft einen Sprung zu thun. Statt zu entfliehen, hält sie ihm kühn die zerbrechlichen Waffen ihres Sonnenschirms entgegen. Dieß macht den Tieger scheu, er stutzt und flieht zurück. Auch er riecht unangenehm, wie der Löwe, fürchtet wie er das Feuer, und soll gleich-

falls auf der Jagd einen Schakal als Spürhund bei sich haben. Vielleicht folgt bloß der Schakal dem Tieger, weil er wissen kann, daß ihn seine Spuren zu zerrissnen Thieren hinführen. Sobald der Tieger einmal Menschenblut gekostet hat, wird er sehr gefährlich, weil er es für das wohlschmeckendste Blut hält; ein Vorzug, wofür wir ihm aber unmdglich Dank wissen können. Man hat Weisspiele, daß er in den Ganges gewatet und aus einem am Ufer stehenden Fahrzeuge einen Menschen geholt habe, obgleich mehrere gegenwärtig waren. Asien ist das Vaterland des Tiegere. Der in brennend heißen Gegenden wohnende ist viel wilder, als der in gemäßigten sich aufhält. Wie häufig er sonst gewesen seyn mag, kann man daraus schließen, daß Pompejus 420, und Augustus noch mehr Tieger zu Schauspielen nach Rom bringen ließ. Man will bemerkt haben, daß der Tieger mit dem Nashorn und Elephanten öfters in Gesellschaft gehe, und ihren Unrath als Kühlmittel brauche. Es ist das kaum wahrscheinlich, da er sie anzufallen pflegt. Die etwas kleinere Tiegerin wirft 4—5 Junge. Ihre Zärtlichkeit gränzt an Wuth. Wenn man sie ihr raubt, indem sie etwa gerade Nahrung für sie sucht, so folgt sie der Spur der Räuber. Diese legen dann, wenn sie die wüthende Mutter nachkommen sehen, ein Junges an den Weg. Sie wissen schon, daß sie es freudig zurück trägt, und ihnen dadurch Zeit läßt, mit den übrigen ihren Kahn zu erreichen und vom Ufer abzustößen. Mit gräßlichem Geheul klagt die Tiegerin um den Verlust ihrer Jungen. Auch der Tieger läßt sich, so wild er ist, zähmen. Der nichtswürdige Helioabal ließ Tieger vor einen Wagen spannen, und stellte so den Bacchus vor. Einen äußerst zahmen Tieger brachte 1790 Capitän Manning aus Bengalen nach Europa. Er konnte allerlei Künste, schlief mit den Matrosen in Einer Hängmatte, spielte mit ihnen und dem Hunde, und versteckte oft, was er fand. So hatte er einmal 25 Paar Hosen in einen Winkel zusammengesetzt. Wenn er Fressen stahl, so ließ man es hingehen, und wagte nicht, ihn dafür zu züchtigen. Nur allein der

Schiffszimmermann konnte seinen Röstbäef, den ihm der Tieger so eben gestohlen hatte, nicht verschmerzen. Er reißt ihn ihm aus dem Rachen, und prügelt ihn tüchtig, und dieser leidet es so geduldig als ein Schooßhund. Der Tieger in der Wiener Menagerie hat erst vor Kurzem die Ehre seines Geschlechts gerettet und gezeigt, daß es der Dankbarkeit fähig sey. Man warf ihm einen jungen Hund vor. Dieser leckte dem Tieger die kranken Augen. Jetzt war Freundschaft zwischen beiden, und der Tieger gab von nun an dem Hunde immer die besten Bissen. Man fängt den Tieger in Fallgruben, mit Hunden und Pferden, die dazu besonders abgerichtet sind. Wer in Ante einen Tieger erlegt, dem gehört aller Palmwein, der gerade zu Markte gebracht wird. Sehr schöne Decken, Stuhlüberzüge ic. gibt das prächtige Tiegerfell. Das Fleisch essen die Indianer gern. Es ist daher wohl nicht wahrscheinlich, daß seine Barthaare das stärkste Gift seyen.

Auch der schwarze Tieger (F. Discolor, *le Tigre noir* 240) ist ein graufames Raubthier, das im südlichen America Menschen und Thiere anfällt. Er ist mehr schwarzbraun als schwarz, und hat äußerst spitze Ohren. In der Größe kommt er dem Bengallschen Tieger bei weitem nicht gleich. Noch ist nicht gewiß, ob er nicht eben das Thier sey, das Andre Jaguarette nennen, auf das wir noch kommen werden.

Auch der Unze (F. Uncia, *l'Once*, kleiner Panther 241) sieht man an, daß mit ihr nicht zu scherzen sey. Ihre grünlichen Augen, ihr tückischer Blick, ihre scharfen, alles zermalmenden Zähne, ihre starken Klauen lassen nichts Gutes vermuthen. Ihr weißgelbes Fell ist unregelmäßig braun und aschgrau gefleckt. Die längern Haare sind für sie Bedürfniß, da sie die gemäßigtern Gegenden Asiens längs den Küsten bewohnt. Auffallend lang ist der Schwanz. So unbändig die Unze ist, so hat man sie doch in Gegenden, wo die Hitze den Hund des Muths und der Stimme beraubt, zur Jagd abgerichtet, wozu sie ihre große Behendigkeit im Springen und Klettern sehr

Säugethiere I. 28

geschickt macht. Der Jäger hat sie hinter sich auf dem Pferde. Sobald sich z. B. eine Gazelle nähert, nimmt er ihr Haube und Kette ab. Mit einem fürchterlichen Schrei und Sprung hascht die Unze ihre Beute. Entwischt sie ihr, so ist sie so beschämt, daß ein Kind sie fangen könnte. Auch Papst Leo X. hatte abgerichtete Unzen. Chardin sah welche, die wie ein Jagdhund leise auf dem Bauche an einer Hecke hinkrochen, und in Alexandrien fanden einmal Reisende so zahme Unzen, die sich friedlich nebeneinander in ein Bett legten und zusammen schliefen.

An Größe kommt der Leopard (F. Leopardus, *le Leopard* 242) der Unze gleich, denn beide sind ungefähr wie ein Fleischerhund, aber er ist ungleich schöner und hat ein wahrhaft prächtiges Fell. In dem schönen, glänzenden Braungelb desselben bilden vier oder fünf Punkte kleine Kreise, in deren orangefarbiger Ausfüllung schwarze Mittelpunkte stehen. Kehle, Brust, Bauch und die innere Seite der Füße ist weiß mit schwarzen Flecken. Der Schwanz ist stark gefleckt. In den heißesten Gegenden von Africa wohnt er, und ist noch bis auf diese Stunde häufig genug. Hier lauert er an Ufern auf die Thiere, die zur Tränke kommen, verschont nichts, was ihm in den Weg kommt, klettert seinem Raube sehr fertig nach, und wird selbst dem Neger fürchterlich. Eine zahllose Menge Leoparde wurden ins alte Rom gebracht, um den Pöbel mit blutigen Thierkämpfen zu belustigen, und ihn über den geräuschvollen Schauspielen das allmähliche Sinken des Staates und die Eingriffe in die Freiheit des Volks vergessen zu lassen. Auch wenn der Leopard zahm ist, so bleibt ihm immer etwas Tückisches, und wenn er Einem die Hand leckt, so kann der Blutgeruch ihn bald zu einem gefährlichen Bisse verleiten. Die Africaner betrachten ihn als den König des Waldes. Sie mögen ihn daher fangen, wo sie wollen, so halten sie es für Pflicht, ihn nach der Residenz ihres Königs zu führen. Hier aber rüstet man sich zum Kampfe, weil man es für unschicklich hält, einen König ohne Widerstand da aufzuneh-

men, wo der König wohnt. Ein Deputirter des Negerkönigs endigt das Treffen, und führt die Sieger im Triumphe ein. Jetzt ist ein Festtag in der Residenz. Der erlegte Waldbüchse wird ausgezogen. Seine Zähne schenkt der König seinen Gemahlinnen; die Haut wird verkauft, das Fleisch dem Volke Preis gegeben. Der König ist keinen Wissen davon, und Se. schwarze Majestät machen jedesmal die Bemerkung gegen das Volk: kein Geschöpf esse seines Gleichen. Aus einem ähnlichen weisen Grunde setzt er sich auch nie auf eine Leopardenhaut. Die Neger rühmen den Geschmack dieses Fleisches; es soll weiß und zart wie Kalbfleisch seyn. Das Fell gibt treffliche Decken und Pelze. Die Zähne sind ein sehr beliebter Halschmuck der Negerinnen. Wer möchte über diese Mode spotten? Liegt darin für den Neger, der sie an dem glänzend schwarzen Halse seiner Geliebten erblickt, und darin einen Lohn seiner Tapferkeit und eine Aufforderung zum muthigen Kampfe findet, nicht mehr Sinn, als in falschen Glasperlen und Korallen?

Größer, wilder, unbiegsamer, aber nicht so schön als der Leopard, ist der Panther (F. Pardus, *la Panthere* 243). Wenn bei jenem die Orangeflecken des braungelben Felles mit Punkten umgeben sind, so haben sie dagegen beim Panther eine ringförmige, zuweilen hufeisenartig geöffnete Einfassung. Sein wilder, blutgieriger Blick, sein rollendes, unstetes Auge, seine fürchterliche Stimme, seine heftigen Bewegungen, seine hochrothe scharfe Zunge, sein spitziges Gebiß, seine festen, starken Klauen, alles verkündet in ihm einen Bürger von Menschen und Thieren, und in seinem grämlichen Gesichte liest man, ohne Physiognom zu seyn, Dummheit, Grausamkeit und Fühllosigkeit. Ihn macht keine Gefangenschaft milder, und unaufhörlich geht er brummend an seiner Kette auf und ab. Wenn er hungrig ist, verschont er nichts, was lebt; mit einem gewaltigen Sprunge stürzt er von hinten über seinen Raub her, und er steigt sogar auf Bäume, und holt aus ihren dichtverschlungenen Zweigen die Thiere heraus, die in ihnen Schutz und Schatten suchten. Er soll sich

selbst in Häuser schleichen, und Hauskaten herausholen, ja sogar — was fast unglaublich ist, mit Kühen und Ochsen, die er getödtet, über Mauern gestiegen seyn. Man findet ihn in ganz Africa, und er ist desto grimmiger, je heißer sein Wohnort ist. Noch größer und grimmiger, als er, soll der americanische Panther seyn. Bei ihm sind die braunrothen Kreise seines orangegelben Felles weiß ausgefüllt. Er soll die größten Thiere erwürgen und fressen.

Vielleicht beklagen wir die Länder, denen die Vorsicht solche fürchtbare Thiere zum Wohnplatze angewiesen hat, und unsre gutmüthigen Leser denken mit Wehmuth an die Africaner, die mit Löwen, Tigern, Leoparden, Pantheren u. so oft kämpfen müssen. Allein wir wollen nur nicht vergessen, daß ohne jene wilden Thiere dieses herrliche Land fast unbewohnbar wäre. Dann würden erst Heere unverschämter Affen, die oft fast im Angesicht des Eigenthümers Obstgärten plündern, und zahllose Antilopen die Menschen von Haus und Hof jagen, und das Land, bei aller seiner wunderähnlichen Fruchtbarkeit, rein ausfressen. So aber setzen jene wilden Thiere ihrer übermäßigen Vermehrung wohlthätige Schranken. Nur Ein Raubthier ist, über das der Africaner mit Recht klagen darf, und das mit aller Wildheit der Raubsucht und des Eigennuzes die Ränste der Kultur verbindet. Es macht nur auf Menschen Jagd, um sie in Pflanzungen zu Tode zu quälen, und bombardirt Städte, um den Preis dieser Waare herabzusetzen. Oder können wir wohl glauben, daß der Neger, wenn er ein Liverpooler Sclavenschiff, dieses wandelnde Leichenhaus, der Küste sich nähern sieht, nicht weit lieber — ein Schiff voll Tiger und Pantherthieren kommen sähe?

Was man von dem Panther behauptet, er lasse sich zur Jagd abrichten, läßt sich bei seiner natürlichen Wildheit schwer glauben, wohl aber gilt das von dem Schittah (F. Jubata, *le Guépard* 244). Indessen kann die Jagd mit ihm kein großes Vergnügen machen. Man führt ihn in einem Käfig mit sich, den man, sobald man ein Wild ansichtig wird, hinstellt. Er stürzt wüthend darauf zu, und reißt es zu Boden. Auf den Fall, daß ihm das

Opfer entgeht, muß sein Herr plößlich irgend ein Thier laufen lassen, um seine Mordlust zu befriedigen, sonst jagt er seinen Herrn selbst. Während er ihm nun durch das kleine Thier, womit er versehen war, zu thun gibt, wirft er ihm die Kappe über den Kopf und fesselt ihn. Er hat ein gelbliches, schwarzbraun geflecktes Fell, eine kurze Mähne und einen ziemlich kurzen Schwanz. Im südlichen Africa und in Ostindien wird er angetroffen.

So groß wie ein Bauernhund ist die Pantherkatze (F. Discolor 245), der Einige auch den Namen Jaguarrette, schwarzer Lieger geben. Sie hat einen völig katzartigen Kopf, abgestuzte Ohren, kurze Beine, einen rothbraunen Pelz und einen langen Schwanz. Ihre Stärke, wie ihre Geschwindigkeit, machen sie in ihrer Heimath, dem südlichen America, Hirschen und Schweinen fürchtbar, und sie ist um desto schädlicher, da sie von ihrem Raube immer nur etwas genießt, und dann wieder nach frischgejagtem Fleische lüstern wird. Menschen greift sie nur dann an, wenn sie für ihre Jungen oder für ihr eigenes Leben etwas von ihnen zu fürchten hat. Sieht man sie aber stark und entschlossen an, und geht dabei rücklings, so entfernt auch sie sich. Sie kann wie ein Kind heulen, und hintennach mäckert sie auf eine eigne Weise. Ihr Fleisch wird gegessen, und ihr Fell ist sehr brauchbar.

Sehr nahe kommt die Maragua (F. Tigrina, *le Margay*, Liegerkatze 246) der wilden Katze, doch hat jene eine spitzigere Schnauze, ründere Ohren, kürzere Haare. Diese sind gelbbraun und schwarz gefleckt und gestreift, am Bauch weiß. Der Schwanz ist gelbbraun und schwarz geringelt. Im ganzen südlichen America ist sie zu Hause, und erwürgt und raubt manches Stück Federvieh.

Wilder und grimmiger, als diese, ist der Serval (F. Serval, *le Chart-pard*, Katzenparder 247), der auch der wilden Katze etwas gleich, aber größer und schöner ist. In Asien und Africa findet man ihn. Er ist im Klettern so behende als die Affen, was diese selbst, so wie auch Vögel und andre Thiere nur zu häufig erfahren. Grausam fällt er über sie her, klammert sich an ihnen fest, reißt ihnen



die Augen aus, und verzerrt ihre Haut. Er kennt keine Furcht, und wagt sich auch an größere Thiere, als er selbst ist. Zu zähmen ist er weder mit Güte noch mit Strenge. Immer bleibt er wild. Uebrigens ist er ein schönes Thier, an dem die funkelnden Augen mit weißen Kreisen umgeben, der schöne gelbe Pelz mit vielen Flecken und den weißen untern Theilen angenehm ins Auge fallen. Er soll sein Lager auf Bäumen nehmen.

Für den americanischen Löwen hält man den Cugar (F. Concolor, le Cougar, Pagi, Puma 248). Er ist auch in der That ein sehr starkes, grausames Thier, das mit der größten Hefigkeit über seine Beute herstürzt, und in einem Augenblicke sie zerreißt und das Blut ausfaugt. Mit seiner Grausamkeit verbindet er die boshafteste List. Will er ein Pferd erlegen, so nähert er sich spielend und macht allerlei Späße, als dächte er an keinen Mord. Hat er das arme Thier sicher gemacht, so springt er ihm auf den Rücken. Weicht das Pferd durch eine schnelle Wendung aus, so packt es am Maule, und dreht ihm den Kopf mit solcher Gewalt um, daß er ihm das Genick zerbricht. Sobald das Geschehen ist und das Pferd stürzt, so haut er mit einem Fuße in dasselbe, und schleppt es in seine Höhle. Einst tödtete ein Cugar von zwei zusammengekoppelten Pferden das Eine. Jetzt zog er Beide mit sich fort nach seinem Walde, und schlug unter dem Ziehen mit Einem Fuße auf das noch lebende zu, um es zu ermuntern, ihm ziehen zu helfen. Klüger als das Pferd weiß sich der Esel gegen den Cugar zu benehmen. Bleibt dieser stehen, so steht er auch; scherzt der Cugar, so macht auch der Esel seine Späße. Dabei gibt er, so dumm er scheint, dem Cugar nur wie im Späße einen derben Hufschlag nach dem andern auf die Nase, daß er ganz beraubt sich davon macht. Selbst wenn es ihm gelingt, dem Esel auf den Rücken zu springen, so ist er darum doch noch nicht Sieger. Ubligh wirft sich der Esel auf den Rücken, und drückt dann seinen grausamen Reiter so stark gegen die Erde, oder er rennt wie wüthend in das Dickig des Waldes, daß die herabhängenden Zweige ihn auszulassen

ndehigen. Nähert sich der Cugar einer Herde Hornvieh, so schließt diese einen Kreis um die Jungen, und erwartet ihren Feind Kopf an Kopf mit vorgehaltenen Hörnern, worauf er gemeinlich wieder abzieht. Auch Eyer, Schildkröten, Eidechsen frist er, und besucht deswegen den Meeresstrand. Er soll auch den Raiman durch Plätschern im Wasser, durch Husten wie ein Mensch aus dem Wasser locken, und die Stimme des Uguti nachmachen, um sie zu verschlingen. Schlafende Menschen haben von ihm alles zu besorgen. Durch Feuer kann man aber seine Besuche von sich abhalten. Die Bären fürchten selbst den todtten Cugar und laufen brüllend davon. Eigentlich macht ihn nur der Hunger furchtbar. Wenn er vollkommen satt ist, so scheint er träg und feig zu seyn. Gewöhnlich lebt er einsam im Schatten melancholischer Wälder. Nur die Brunstzeit versammelt mehrere, und dann hört man sie fürchterlich brüllen. In eine ausgehöhlte Baumhöhle wirft das Weibchen gemeinlich ein Junges. Brasilien ist die Heimath des Cugars, der sich durch einen schlankern, leichtern Bau, ziemlich lange Füße und ein fleckenloses Fell unter seinem Geschlechte auszeichnet. Sein Kopf ist sehr klein, sein Schwanz lang. Seine rothbraunen Haare haben theils weiße, theils schwarze Spitzen, was seinem Felle eine eigne Spielung gibt. Der Cugar des nördlichen America ist von dem des südlichen sehr verschieden. Chemale kamen die Cugare häufig nach Cayenne geschwommen, und thaten den Heerden der Colonisten großen Schaden. Allein durch beharrlichen Widerstand hat man sich dieser Plage zu entledigen gewußt. Mit Knütteln, auch mit Pfeilen tödtet man sie. Ihre Haut ist so dünn und zart, daß ein Blasrohr Kraft genug hat, sie zu durchbohren. Dem verwundeten, in die Enge getriebenen Cugar sollen große Zähren aus den Augen fließen. Den Hunden ist er todtfeind. Die Indianer schützen sie dadurch vor ihm, daß sie ihre Hunde mit einem ihm unerträglich riechenden Kraut einreiben. Zuweilen kann sichs sügen, daß hinter dem ein Stück Wild verfolgenden Hund ein Cugar ist, der ihn jagt. Das Fleisch des Cugars wird von Ei-

nigen sehr gerühmt, sein Fell gibt gute Decken und Gebra-  
me, auch sollen es die Indianer als Schleyer gegen die  
Sonnenstrahlen tragen. Das Fett wird gegen den Schlag-  
fluß empfohlen.

Wenn der Cugar die Stelle des Löwen in der neuen  
Welt vertreten soll, so stellt der Jaguar (F. Onca, *le*  
*Jaguar* 249) daselbst den Tiger vor. So ganz grausam  
und blutigierig ist er aber nicht. Doch schleicht er bei Nacht  
in Städte und Dörfer, holt kleine Thiere, Hühner, Hun-  
de, stiehlt selbst Kinder, und soll, wenn er einmal Men-  
schenfleisch gefostet hat, auch Erwachsenen gefährlich wer-  
den. Man behauptet, wenn er die Wahl zwischen einem  
Neger, einem Americaner und einem Europäer habe, so  
soll er immer erst den Neger, den Europäer aber zuletzt  
fressen; eine Hintanziehung, die dieser nicht übel nehmen  
wird. Die ganze Sache hat wenig Wahrscheinlichkeit.  
Nur der Hunger macht ihn grausam. Sonst ist er feig,  
und nimmt vor jedem Hunde, oder auch vor einem klei-  
nen Feuerbrande die Flucht. Aus Hunger heult er wie  
ein Hund. Denn er frisst alles, selbst Fische, und soll zu-  
weilen dem Raiman auslauern, ihm, sobald er den Kopf  
aus dem Wasser streckt, nach den Augen hacken, aber auch  
von dem schnell untertauchenden Ungeheuer in den Abgrund  
gezogen werden, und da mit ihm verloren seyn. Er hat  
die Größe eines Windhundes. Sein Kopf ist länglich,  
seine Stirne breit und flach, seine Barthaare sind lang,  
seine kurzen Ohren rund, die Augen grünlich, die Beine  
kurz, die Klauen scharf. Seine Farbe ist braunlichgelb,  
mit Flecken und Streifen von allerlei Form. Unterhalb  
ist er weiß. Er wird immer seltner, weil man auf seinen  
Kopf in Mexico, Guiana, Brasilien &c. einen ansehnlichen  
Preis gesetzt hat. Seine Geschichte hat noch viele Lücken,  
was bei der Wildheit solcher Thiere und der Entfernung  
ihres Aufenthalts sich leicht begreifen läßt.

Desto besser konnte der Luchs (F. Lynx, *le Lynx*,  
*le Loup-cervier* 250) beobachtet werden, der das einzige  
gefleckte Thier dieses Geschlechts ist, das auch in kältern  
Gegenden von Europa, Asien und America lebt, und sonst

in Deutschland sehr häufig war, jetzt aber fast ganz aus-  
gerottet ist. In seinem Aeußerlichen kommt er ziemlich  
mit der Katze überein, hat aber längere plumpe Beine, ei-  
nen kürzern Schwanz mit schwarzer Spitze, und lange steife  
Ohren mit Haarbüscheln. Er ist größer als der Fuchs.  
In seiner Miene herrscht eine gewisse Heiterkeit und Ruhe,  
die ihn für schuldlos halten ließen, als er wirklich nicht  
ist. Doch findet man im Ausdruck seiner Gesichtszüge,  
wie in seinem Balge, eine große Mannigfaltigkeit, wor-  
aus die verschiedenen Benennungen, Wolfs- Katzen- Fuchs-  
Hirsch- Kalbéluchs, herrühren mögen. Seine Haare sind  
eigentlich rothgelb. Die Flecken verfließen bei einigen so  
mit der Hauptfarbe, daß man sie kaum gefleckt nennen  
kann, bei andern sind sie sehr bestimmt. So hat der licht-  
gelbe Katzenluchs rothe Flecken, der ziegelrothe Kälberluchs  
weiße; der Persische weiße Luchs schwarze Flecken. Der  
Unterleib ist immer weiß. Seine funkelnden Augen um-  
gibt ein weißer Kreis. Er ist ein sehr glücklicher Jäger.  
Wilde Katzen, Marder, Biesel, Eichhörner entwisphen ihm  
nicht leicht, und er folgt ihnen bis auf die Gipfel der  
Bäume. Auch überfällt er Vögel in ihrem Lager. Für  
Hirsch und Rehe ist er ein gefährlicher Feind. Da, wo  
diese die Hoffnungen des armen Landmannes ohne Ersatz  
zerstören dürfen, möchte man wünschen, daß noch viele  
Luchse wären, die der Mandate nicht achten. Wenn er  
Thiere anpakt, so beißt er ihnen die Halsflecken ent-  
zwei, sucht die Drosselader, und saugt das Blut aus.  
Stürzt das entkräftete Thier, so soll er den Kopf und  
das Gehirn fressen, was Einige läugnen. Jetzt verscharrt  
er den Raub, und bedeckt ihn mit frischen Zweigen.  
Erßt ihm nichts Frisches auf, so treibt ihn der Hunger  
zu diesem zurück. Dieser führt ihn auch wohl in Bauern-  
höfe, wo Schafe, Ziegen, Hühner sein Opfer werden.  
Wenn ihn Hunde anpacken wollen, so wirft er sich auf  
den Rücken, wehrt sich grimmig mit seinen Zähnen und  
Klauen, und verkauft seine Haut ziemlich theuer. Leise  
schleicht er seinem Raub nach, lauert zuweilen mit dem  
Anschein, als schlief er, bis dieser ihm eine Wölfe gibt,

und macht dann einen gewaltigen Satz nach ihm. Wie die reinliche Katze verscharrt er seinen Unrath. Wahrscheinlich sah dieß einmal ein Neugieriger, grub nach, fand zufällig einen Stein, und nun war die Wundersage fertig, der Urin des Luchses verwandle sich in einen Edelstein, den die Alten Lyncurium nannten. Sein Geruch ist sehr scharf, und sein Gesicht vielleicht schärfer, als bei irgend einem vierfüßigen Thiere, doch nicht so scharf, daß er, wie man lächerlich genug vorgab, durch undurchsichtige Körper sehen könnte. Kleiner als das Männchen ist das Luchsweibchen. Sein Fell ist nicht so schön. In eine einsame Felsenkluft oder Höhle wirft es seine 3—4 ganz weiße Junge, für die es sehr besorgt ist und alles wagt. Sie lehrt sie an jungem Geflügel morden. Im Jänner und Februar begatten sich die Luchse. Die Tragzeit ist neun Wochen. Ihr Fleisch ist essbar, ihr Fell vorzügliches Pelzwerk, nur ist zu bedauern, daß die Haare, ihrer Sprödigkeit wegen, leicht abbrechen. Aus Spanien, Schweden, Natolien, vorzüglich aus Archangel kommen die schönsten Luchsfelle. In der Türkei bezahlt man eine mit ihnen gefütterte Weste bis auf 300 Thaler. Kostbar ist der Sibirische weiße Luchs mit schwarzen Flecken. Er heißt Zebis. Man fängt den Luchs mit Garnen, Hunden, die er oft entsetzlich zerbeißt, Fallen. Wenn er bäumt, das heißt in der Jägersprache, sich auf Bäume rettet, so schießt man ihn herunter. Seine Krallen hing man sonst gegen die fallende Sucht an, und der obengedachte Luchsstein sollte für — wer hat das nicht schon erwathen? — den Stein helfen.

Viele Aehnlichkeit mit dem Luchs hat der Caracal (F. Caracal 251), von dem wir schon gehdrt haben, daß er den Löwen begleiten, und sich von den Brocken der Ebniglichen Tafel nähren soll. Sein Schwanz ist etwas länger, am Ende schwarz, seine Ohren haben schwarze Haarbüschel, sein Fell ist zimmetfarbig, der Bauch weiß mit zimmetfarbigen Flecken. Er wohnt in Asien und Africa, und ist ein nächtliches Raubthier. In Ostindien hat man ihn gezähmt und zur Jagd abgerichtet.

Auch der Rothluchs (F. Kufa 252) hat viel Luchsartiges, ja so viel, daß man ihn kaum für eine eigne Luchsart halten kann. Denn die Verschiedenheiten, die man wahrnimmt, könnten eine Folge des Clima seyn, unter dem er lebt. Er wird im Innern der Provinz Neujork, in America, gefunden. Ihn zeichnen vorzüglich die Streifen an den Backen, die unterbrochnen Streifen am Schwanz, und die Binden an der innern Seite seiner Vorderfüße aus. Er hat kürzeres, glätteres Haar, als der gemeine Luchs; sein Balg wird von den Kürschuern verarbeitet.

Doch wir müssen nun auch der Thiere gedenken, denen die Ehre widersuhr, diesem ganzen Thiergeschlechte ihren Namen zu leihen. Schon auf den ersten Blick ist bei der wilden Katze (F. Catus ferus, *le Chat sauvage*) wilde, schleichende Raubbegierde nicht zu verkennen, wir mögen die dunkle gestreifte (253), die gerade einem Raube nachschleicht, oder die hellere und mehr gefleckte (254), die sich erzürnt umsieht, betrachten. Gemeiniglich sind die wilden Katzen größer, als die zahmen, ihr Haar ist länger und weicher, ihre Ohren sind steifer, ihre Gedärme um ein Drittheil kürzer. Sie haben inwendig schwarze Pfoten; schwarze Ringe laufen um den Schwanz und um die Füße. Dichte Wälder, Felsenrihen, hohle Bäume, verlassne Höhlen und Baue anderer Thiere sind der Aufenthalt der wilden Katzen. Sie lauert mit großer Beharrlichkeit auf ihren Raub, schießt wüthend auf ihn los, zerreißt junge Rehe, Hasen, Kaninchen, Federvildpret. Einzigermaßen vergüten wilde Katzen den Schaden, den sie auf der Wildbahn anrichten, durch ihren schönen dicken Balg, der zu Gebrämen und Unterfuttern gebraucht werden kann, und auf bloßem Leibe getragen zu fetten Personen als ein Zehr- und von der Sicht geplagten als Heilmittel empfohlen wird, und durch das Fett, womit die wilden Katzen reich versehen sind. Man rühmt es in Apotheken als zertheilend, auch kann man es in Lampen brennen, wenn man ihm zuvor durch Schmelzen den übeln Geruch

benimmt. Wichtiger aber wird dieses Thier dadurch, daß es die Menschen, trotz seiner Wildheit, zum Hausthiere fast allgemein aufgenommen haben. Doch verdankt die Hauskatze (F. *Catus domesticus*, le *Chat domestique* 255) diese Ehre nicht etwa so rühmlichen Eigenschaften, wie der Hund, das Pferd, der Ochse. Nicht die Wachsamkeit und Treue, die uns den Hund empfahl, nicht die Unverdroffenheit und Genügsamkeit, die das Pferd uns so werth machte, nicht der mannigfaltige Nutzen, den uns das Rindvieh leistet; das alles ist es nicht, was den Menschen veranlaßte, den Katzen einen sichern Aufenthalt und Nahrung in seinem Hause anzubieten. Nein, nur ihr Blutdurst, ihre natürliche Erbitterung gegen kleinere Thiere hat der Katze das Bürgerrecht unter uns erworben. Bei ihr suchen wir Schutz gegen Ratten und Mäuse, müssen es uns aber freilich zuweilen gefallen lassen, wenn sie sich auch an einem Lieblingsvogel vergreift, oder ein Hühnchen mordet. Sie ist kleiner als die wilde Katze. Ihre Farbe hat die Mannigfaltigkeit, die man bei allen Hausthieren findet. Einen Kater, der blau ist, oder der drei verschiedene Farben hat, hält man für eine Seltenheit. Sehr reinlich ist ihr sorgfältig gepuzter Pelz, und er hat einen solchen Grad von Electricität, daß man ohne Mühe, wenn man mit trockner Hand, vom Schwauze nach dem Kopfe zu, ihnen über den Rücken fährt, knisternde Funken herauslocken kann. Dieß mag auch Schuld ihrer Unruhe bei Gewittern seyn. Durch ihr Vorgefühl solcher Naturbegebenheiten retteten zwei Katzen ihrem Herrn in Messina 1785 das Leben. Wie wüthend scharrten sie, als wollten sie den Fußboden durchgraben. Man öffnete ihnen eine Thüre nach der andern. Der Herr folgt ihnen ins Freie. Kurz darauf stürzt sein Haus vom Erdbeben zusammen. Ihre scharfen Klauen nützen sich nie ab, weil sie dieselben einziehen und auf den bloßen Fußsohlen gehen kann, was ihr nächtliches Schleichen nach schüchternen Mäusen sehr begünstigt. Nicht leicht legt die Katze ihre Wildheit und Raubsucht ganz ab; schon das junge drollige Käzchen

wirft Blicke auf den Vogel im Käfig, die eben nicht die zärtlichsten sind, und wenn die Hauskatzen weniger Raubgier als ihre wilden Stammeltern verrathen, so muß das mehr auf Rechnung ihres Ueberflusses an Futter, als sanfterer Sitten gesetzt werden. Selten vergelten sie Kost und Pflege mit dankbarer Gegenliebe, und selbst ihr bester Freund muß zuweilen die Schärfe ihrer Zähne und Klauen erfahren. Dieß bestätigte sich einst an einem Katzenfreunde, Mariette, in England, auf eine fürchterliche Weise. Gewöhnlich saß seine Lieblingskatze bei Tische neben ihm, und empfing die besten Bissen aus seiner Hand. Weil er einmal Gäste bei sich hatte, so mußte er sich die Gesellschaft seiner Katze verbitten. Nach Tische hielt er seine Mittagsruhe länger als gewöhnlich; man öffnete das Schlafzimmer. Hier hatte die Katze ihren großmüthigen Wohlthäter im Schlafe erwürgt. Doch müssen wir so gerecht seyn und bekennen, daß nicht alle Katzen so böshaft und räuhgierig; und daß manche von sanftern Sitten sind. Wirklich verdient hier die Katze des Rector Zimmermanns, in Thorn eine ehrenvolle Erwähnung. Ungemein liebte sie ein Kind desselben, wick, da es krank wurde, nicht von seinem Lager, stand bei der Leiche, so lange sie über der Erde war, und verkroch sich bald darauf höchst traurig in einen Winkel, in dem man sie todt fand. Auch mit Thieren, die sie sonst mordet, sah man sie schon öfters in großer Vertraulichkeit leben. In der innigsten Vertraulichkeit lebten Wenzels Hund und Katze zusammen, und theilten alle Bissen mit einander. Einst stellte ihr Herr diese Freundschaft auf die Probe, und bewirthete die Katze reichlich. Der Hund war auf dem Hofe, und schien von seiner Freundin vergessen. Nach Tische wurde ein halbes Rebhuhn für den Abend bei Seite gestellt. Die Katze geht in den Hof; man hört sie stark miauen. Bald darauf kommen Beide herauf, und warten, bis die Thüre geöffnet wird. Die Katze springt nach dem Rebhuhn, und bringt es dem Hunde. Jetzt schleichen Beide fort. Herr von Massy, in Orleans, hielt auf seinem Hofe Umfeln, rothe

Rebhühner, Sperlinge, Turteltauben, einen zahmen Hasen und eine große schwarze Kaze. Die Letztere macht den Aufseher und Beschützer. Kam ein Hund in den Hof, so fiel sie grimmig über ihn her, und wollten fremde Sperlinge schwarzen, so wurden sie augenblicklich erwürgt. Selbst eine wilde Kaze hatte Hecart, in Valenciennes, so zahm gemacht, daß sie nicht nur im Frieden mit einem Sperlinge lebte, sondern auch einer andern Kaze, die ihn gebascht hatte, wieder abnahm, und ihn blutend ihrem Herrn, mit allen Zeichen von Betrübniß brachte. Beweise genug, daß es auch unter den Katzen Ausnahmen guter Art gebe. Wenn sie sich freundlich anschmiegen, so geben sie aus Wohlbehagen einen sonderbaren Ton von sich, den man Spinnen nennt. Zwei zarte, in ihrem Kehlkopf ausgespannte Häutchen sind der Grund dieses Schnurrens. Ihr Gang ist leise und schleichend. Sie können aber trefflich klettern und springen, auch wagen sie beim gefährlichsten Sturze wenig, indem sie, in welcher Richtung sie auch fallen mögen, durch instinctmäßige Wendungen und Kreise, wobei ihnen ihr Schwanz als Ruder dient, immer auf die Füße zu stehen kommen. Sie haben alles, was zu einem vollkommenen Jäger gehört, Geduld, Wachsamkeit, Muth, Stärke, List. Von letzterer sah man einen merkwürdigen Beweis in einem Mönchskloster. Desters, wenn der Koch auch noch so bedachtsam die Fleischportionen in den Topf gezählt hatte, fehlte eine. Dieß war fast immer der Fall, wenn man geklingelt und er nachgesehen hatte, was man wollte. So wie er zurückkam, war eine weg. Daß aber so oft geklingelt wurde, ohne daß Jemand an der Pforte war, machte ihn aufmerksam. Einmal versteckte er sich, da geklingelt wurde. Und wer war es, der klingelte, und plözlich darauf zum Fenster herein auf den Topf zuellte? Niemand, als die Klosterkaze. Die Sache machte den Herren Patribus so viel Spaß, daß sie befahlen, von nun an der Kaze eine Portion zuzusetzen, und sie — förmlich zum Klosterpersonal zu rechnen. Mit Erstaunen sah man eine andre Kaze.

mit der ein Naturforscher Versuche im luftleeren Raum anstellen wollte, das Loch, wodurch die Luft ausgepumpt werden sollte, mit der Pfote zuhalten. Ihr Geruch ist nicht außerordentlich fein, doch scheinen sie nicht nur Milch, Rahm, Fleisch damit auszuwittern, sondern auch gewisse Pflanzen, z. B. Baldrian, Katzenkraut, nach denen sie äußerst lüstern sind, und worauf sie sich unter sonderbaren Geberden herumwälzen. Der Geruch der Raute aber ist ihnen unerträglich. Sehr gut ist das Gehör, und höchst vortrefflich das Gesicht der Kaze. Sie sieht auch bei Nacht sehr gut. Dann erweitert sich der kleine, ovale Augapfel, und wird rund. Da er nun nicht nur weit geschickter ist, alle noch vorhandenen Lichtstrahlen aufzufassen, sondern auch vom Lichte des Tages so viel eingesogen hat, daß er im Finstern funkelt, so ist sehr begreiflich, daß die Kaze auch in der dicksten Finsterniß jeden Gegenstand wahrnimmt. Noch weit sonderbarer, als dieses, aber ist die Bemerkung, daß wenn man eine Kaze ins Wasser, und gegen ihre Augen ein starkes Licht hält, der Augapfel alsdann, statt kleiner, weit größer als gewöhnlich erscheint, und man sehr deutlich die außer dem Wasser immer unsichtbare Nehhaut schimmern sieht. Leise, wie es einem nächtlichen Raubthiere geziemt, ist ihr Schlaf. Fast immer sitzt sie mit gekrümmtem Rücken und mit um die Vorderfüße geschlagenem Schwanz. Ihre Stimme ist nicht ohne Ausdruck. Verlangt sie etwas, so miaut sie hellauf; schmerzt sie etwas, so ist der Ton kläglich, und wenn sie verliebt ist, so zieht sie die Zügel abscheulich in die Länge. Im Zorn zischt sie mit aufgesperrtem Maule, krümmt Rücken und Schwanz, hebt die Pfote zum Einhauen auf, und läßt einen tiegerartigen Laut hören. Sie frißt durchaus alles, was man ihr gibt, doch alle Fleischspeise lieber, als jede andre, und spielt mit dem lebendig gefangnen Thiere oft lang und grausam, bis sie es verschlingt. Ihre Freiheit liebt sie über alles, und unterwirft sich nie dem Zwange, den andre gutartige Hausthiere sich gefallen lassen. Sie muß

frei im Hause herumstreichen können; auch entfernt sie sich oft weit genug davon, und sucht auch wohl im Walde einen Liebhaber auf. Sperret man sie ein, so scheint sie aus Kummer über den Zwang selbst ihrer sonstigen Blutgier zu vergessen. Wirklich sperrete man einst eine Katze mit mehreren Mäusen in Einen Käfig. Allmählich zitterten die Armen beim Anblick ihres Würgers. Dieser dachte aber auf nichts, als auf seine Freiheit. Allmählich wurden die Mäuse vertraut, und spielten mit der Katze. Sanfte Streiche mit der Pfote waren das Einzige, womit sie die Zudringlichen abwehrte, und die ganze Sache nahm ganz und gar keinen tragischen Ausgang. So eigensinnig und ungelehrig diese Freiheiteliebe die Katze macht, so ist es doch der Beharrlichkeit des Menschen gelungen, sie abzurichten. Wir haben schon oben des berühmten Mianconcerts gedacht, in dem der Affe den Director, vor einem Pulte sitzend, machte, und den Takt schlug, die Katzen aber vor ihren Musikpulten gräßlich zu heulen anfiengen. Zu einem nicht so lustigen aber gemeinnützigen Zweck richteten griechische Mädchen auf der Insel Cypren Katzen ab, um gewisse Schlangen, die den Einwohnern sehr beschwerlich waren, zu fangen. Sie und da findet sich auch eine Katze, die Genie hat, und einen Thürklopfer bewegen, oder auch eine Thüre selbst aufmachen lernt.

In der ganzen alten Welt sind die Katzen einheimisch. Man findet merkwürdige Spielarten. Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung gibt es blaue und schieferfarbige. Lange und seidenartige Haare und einen dicken Schwanz hat die angorische Katze (*F. Catus Angorensis* 256). In ihrer Heimath, Angora, in Syrien, scheinen sich überhaupt, wie in Spanien, alle Thierarten zu veredeln. Auch von Karthäuserkatzen, Cyperskatzen, spanischen Katzen hört man zuweilen reden. Die ersten sind aschgrau und blaupielend, die Cyperskatzen schwarz gestreift auf hellerem Grunde, die Spanischen vielfarbig. Die chinesischen Damen halten sich zum Luxus niedliche

Kätzchen mit hängenden Ohren, woraus man schließen will, daß diese Thiere dort schon längere Zeit Hausthiere geworden seyn mögen, als bei uns.

Im Frühlinge und Herbst rammeln die Katzen. Weiblicher, als der Kater, ist die Kätzin. Sie schreit vor Brunst, und nöthigt wohl gar den spröden Kater mit ihren Klauen und Zähnen, ihre Begierde zu befriedigen, ob es gleich für sie mit empfindlichen Schmerzen verbunden ist. Weil ein Kater mehrere Kätzinnen hat, so versammeln sich diese um ihn, wedeln mit den Schwänzen, schreien gleichsam um die Wette mit aller Wuth der Eifersucht und Koketterie, und der Kater läßt dazwischen auch seine rauhere Stimme vernehmen. Nach 50 — 55 Tagen sucht sie einen einsamen Ort, und wirft ihre 4 — 6 Junge. Mit Tiegerwuth vertheidigt sie diese gegen alle Angriffe, besonders gegen Hunde, die sie ohnehin nicht liebt, und trägt sie zu ihrer Sicherheit oft an einen andern Ort. Sehr merkwürdig ist, was sich vor Kurzem in Boulogne mit einer säugenden Katze zutrug. Man warf ihr eine Ratte vor, die so groß, wie ihre Junge, war. Sie nahm sie nicht nur in ihre Familie auf, sondern säugte sie auch, und alles war und blieb in der schönsten Eintracht. Daß der blutgierige Kater zuweilen seine Jungen frist, ist wohl weniger auffallend, als daß die sonst so zärtliche Mutter selbst sie zerbeißt, und dann doch wieder für die, die sie verstümmelt hat, alle mögliche Sorge trägt. Vielleicht verleitet sie blinde Rache für ihre Schmerzen zu dieser Grausamkeit, die sich bei dem Kater aus dem Zorn über die jetzige Sprödigkeit des sonst zuvorkommenden Weibes erklären läßt. Mit zehn Monaten ist die junge Katze fähig, selbst eine Familie zu stiften, mit achtzehn aber ausgewachsen. Sehr zäh ist das Leben der Katze. Man weiß von einer, die 20 Gran des stärksten Sublimats nicht tödteten. Doch bringt sie ihr Alter höchstens auf 13 Jahre. Uebrigens hat man Beispiele von achtzehnjährigen Greisen.

Hie und da mäcket man die Käzen, und ißt sie gern. In Aegypten wurde auch die Käze göttlich verehrt. Ihr Todestag war ein Tag der Trauer für das ganze Haus, und ein prächtiges Grabmal umschloß ihre Ueberreste. Es ist wohl nicht bloß Einbildung, daß manche Menschen eine natürliche Antipathie gegen Käzen haben. Heinrich III., König von Frankreich, erblaste und fiel in Ohnmacht, so oft er eine Käze sah, auch ist uns ein nun Verstorbener bekannt, der in ein Zimmer kam, und heftig zu zittern anfieng, weil, wie er sagte, eine Käze darin verborgen seyn mußte. Umsonst versicherte man ihn vom Gegentheile. Nach langem Suchen fand man endlich wirklich eine, die sich in einem Schranke verkrochen hatte. Wahrscheinlich ist die electrische Ausdünstung daran Schuld. Dagegen aber gibt es Andere, deren Liebe zu Käzen keine Gränzen kennt, die ohne sie nicht leben könnten, und die, so arm sie vielleicht seyn mögen, dennoch sich lieber etwas versagen, um nur die Käzen, die sie in Menge halten, keinen Mangel leiden zu lassen. Wir gönnen auch dem Arzten die Freude, sich ein Hausthier zu halten, und können uns seine Liebe zu demselben wohl erklären, indem ihm, der sich vor allen beugen und sich Hintansetzung gefallen lassen muß, ein Geschöpf, das seine Herrschaft erkent und ihm treu anhängt, nicht anders als sehr werth seyn kann; immer genieße er also in seiner Einsamkeit dieser Menschenrechte und Menschenfreuden. Wenn aber die elende Wohnung des Armen einer Menagerie gleich, in der Obgel. Hunde, Käzen in friedlichem Gemüth durcheinander sind, und das mit Thränen und Klagen erbetelte Brod hier verschwendet wird; so kann uns alle Schonung des Dürftigen doch nicht abhalten, dieß für einen Mißbrauch zu halten, den eine weise Armenpflege und Poliey nicht ungerügt lassen sollte. Die Mahomedaner halten die Käzen sehr hoch, und haben reiche Stiftungen zu ihrem Unterhalt gemacht. Dieß wird uns nicht wundern, wenn wir hören, daß ihr Religionsstifter sich einst den Ärmel aus seinem Kleide schneiden ließ, um

seine darauf schlummernde Käze nicht im Schlafe zu stören.

Daß die Käze, wenn wir nicht durch übermäßiges Füttern sie faul und zu ihrem Berufe untüchtig machen, die Mäuse und Ratten in unsern Häusern, wenn auch nicht immer ausrottet, doch in Schranken hält; daß ihr Fell zu Unterfüttern dient, und ihr Fleisch schon Manchem als Braten schmeckt, das ist alles Gute, was man von ihr zu sagen weiß. Immer bleibt sie ein treuloses, tückisches, blutgieriges Geschöpf, das man von Schlaf- und Wohnzimmern, Küchen und Ofenbchern sorgfältig entfernt halten muß. Schon manches schlummernde Kind ward ihr Opfer, indem sie sich ihm auf den Hals legte, es erstickte, ihm die Augen auskrakte, jawohl es todt biß. In Wohnzimmern zerkraken sie das Hausgeräthe und die gepolsterten Stühle. In Küchen rauben sie nicht selten, was ihnen nicht bestimmt war. Aus Caminen tragen sie zuweilen in ihren Haaren glühende Asche an gefährliche Orte und veranlassen eine Feuersbrunst, und wenn sie in Wuth gerathen, so ist ihr Biß eben so sehr, als von tollen Hunden, zu fürchten. Mit ihr beschließen wir die Reihe reißender Thiere, die wir jetzt kennen gelernt haben, so wie überhaupt den ersten Band, und freuen uns, mit dem zweiten zu den vortrefflichen, mit der ganzen Natur im Frieden lebenden Geschöpfen zu kommen, bei denen wir den Urheber der Natur nicht erst rechtfertigen dürfen, warum er ihnen das Daseyn gegeben habe, und von denen wir durchaus nur Gutes zu rühmen wissen.

Ende des ersten Bandes

der

Unterhaltungen aus der Naturgeschichte der Säugethiere.